

WOLFGANG HOHLBEIN

Neue Romane vom

Hexer von Salem

DER DAGON-ZYKLUS

The background of the cover is a dramatic illustration. In the center, a dark stone archway stands on a base of rough-hewn stones. Through the arch, a full, pale moon is visible against a deep blue night sky. To the right of the arch, a bright, intense red and white light source, resembling a sunset or a magical fire, illuminates the scene, casting long, dark shadows. The sky is filled with stars and wispy clouds. The overall mood is mysterious and fantastical.

Band 1

Neue Romane vom

Hexer von Salem

DER DAGON-ZYKLUS

Band 1

BECHTERMÜNZ VERLAG

Genehmigte Lizenzausgabe für
Bechtermünz Verlag im
Weltbild Verlag GmbH, Augsburg 1996
Copyright © 1991 by Bastei Verlag,
Gustav H. Lübbe GmbH & Co., Bergisch-Gladbach
Umschlagbild: Agentur Holl, Aachen
Einbandgestaltung: Adolf Bachmann, Reischach
Gesamtherstellung: Ebner Ulm
Printed in Germany
ISBN 3-86047-343-3

In maschinenlesbares Format
übertragen von **peterpan**
Korrektur und Satz von **Tinkerbelle**
Version 1.0



Wäre dies eine Gespenstergeschichte gewesen, dachte Howard, so hätte er sich kaum eine bessere Szenerie für ihren Anfang wünschen können. Spielten nicht die meisten davon nachts, bei unheimlich heulendem Wind, huschenden Lichtreflexen, Schatten, die irgendwie voller huschender, wispernder Dinge schienen; und nach Möglichkeit noch bei ein bißchen Nebel?

Nun – es *war* dunkle Nacht, der Wind heulte unheimlich um die Dächer der Häuser, die hinter einer dichten Nebelwand nur noch zu ahnen waren, und die Schatten *waren* voller huschender, wispernder Dinge. Die Hufe der Pferde und die Räder der Kutsche riefen lang widerhallende, gebrochene Echos hervor, und die Feuchtigkeit legte sich wie ein schmieriger, eiskalter Film nicht nur über die Scheiben der Kutsche, sondern auch auf die Körper der Pferde, das Gesicht des Kutschers und seine Hände, die von Kälte bereits steif und rot geworden waren und die Zügel kaum noch zu halten vermochten.

Perfekt, dachte Howard spöttisch. Und die Szene wäre

vermutlich *noch* perfekter gewesen, hätte sie nicht einen kleinen, aber entscheidenden Schönheitsfehler gehabt: Es war nicht der Anfang einer erdachten Geistergeschichte, deren einziger wirklicher Schrecken möglicherweise in der Art lag, in der sie erzählt wurde. Es war die Realität. Was bei näherer Betrachtung um keinen Deut besser war.

Er riß sich vom Bild des Londoner Hafenviertels los, das vor den beschlagenen Scheiben der Kutsche vorbeizog (sehr viel hatte er ohnehin nicht sehen können, denn der Nebel wurde immer dichter, je mehr sie sich dem Wasser näherten), und tauschte einen langen, schweigenden Blick mit dem rothaarigen Hünen, der ihm gegenüber saß und mit seinen breiten Schultern und den dazu passenden Hüften gleich zwei Plätze der zweiten Sitzbank ausfüllte. Sie waren die einzigen Passagiere, und das würden sie auch bleiben. Ein großzügiges Trinkgeld – und die Aussicht auf einen ebenso großzügigen Nachschlag desselben – hatte dafür gesorgt, daß der Kutscher weder anhalten noch irgendwelche überflüssigen Fragen nach dem Wohin oder Weshalb dieser mitternächtlichen Fahrt stellen würde.

Allerdings war ein neugieriger Kutscher im Moment Howards geringste Sorge.

Eine ganze Weile sah er Rowlf nur durchdringend an, dann griff er in die Tasche seiner Seidenweste, zog Streichhölzer, eine schwarze Brasilzigarre und in der gleichen Bewegung auch noch ein Blatt Papier hervor, dem man ansah, daß es schon oft aus einander- und wieder zusammengefaltet worden war. Howard schätzte, daß er den Brief an die fünfzigmal gelesen hatte, obwohl er ihn erst seit wenigen Stunden besaß. Nicht, daß das irgend etwas an der Mischung aus Erstaunen und ungläubigem Schrecken änderte, mit dem ihn sein Inhalt erfüllte. Das hätte sich vermutlich auch nicht geändert, wenn er ihn *fünfhundertmal* gelesen hätte.

Wieso jetzt, nach all dieser Zeit? Und wieso ausgerechnet hier? Das Risiko für den Verfasser der Zeilen, hierher zu kommen, war ungeheuerlich.

Howard verscheuchte auch diesen Gedanken, faltete das Blatt auseinander und las den Text, der in einer schmalen, gestochen scharfen Handschrift darauf stand, zum einundfünfzigsten Mal, obwohl er ihn längst auswendig kannte:

Lieber Freund!

Du wirst sicher erstaunt sein, nach so langer Zeit und so plötzlich wieder von mir zu hören. Leider stehen mir im Moment weder die nötige Zeit noch Muße zur Verfügung, Dir die notwendigen Erklärungen zu geben. Eingedenk unserer alten Freundschaft aber möchte ich Dich bitten, Dich umgehend mit mir zu treffen. Es geht um das Schicksal eines gemeinsamen Freundes, der uns beiden am Herzen liegt.

Wäre Dir der heutige Abend recht? Wenn ja, schlage ich Mitternacht vor, Nummer drei an der üblichen Stelle der Straße. Alle Vorbereitungen sind getroffen.

London, im Jahre den Herrn 1885, den 12. September, N.

Howard hatte den Brief wieder und wieder gelesen. Für jeden anderen wären die wenigen Zeilen völlig bedeutungslos gewesen, allenfalls, daß er sich über den etwas holprigen Stil des Schreibers amüsiert hätte. Aber die ungewöhnliche Ausdrucksweise des Briefeschreibers war kein Zufall. Vielmehr war der Text in einem ganz bestimmten Code abgefaßt, den nur zwei Menschen kannten; nämlich Howard selbst und der Absender dieses Briefes. Der scheinbar unverfängliche Text enthielt außer der Einladung zu einem Treffen auch noch eine Warnung; und einen Hinweis, der die besagte Einladung so dringlich machte, daß sie praktisch zu einem Befehl wurde, so drängend, daß Howard es nicht einmal riskieren konnte, eine Nachricht für Robert zu hinterlassen. Denn die Identität des geheimnisvollen »N« gehörte vermutlich zu den zehn bestgehütetsten Geheimnissen der Welt.

Howard seufzte tief, riß das Streichholz an und hielt das brennende Ende unter den Brief. Er wartete geduldig, bis die Flamme das Blatt fast zur Gänze ergriffen hatte, dann entzündete er sich umständlich seine Zigarre damit, ließ das Blatt im allerletzten Moment fallen und zertrat das geschwärzte Papier sorgsam mit dem Absatz, bis nur noch schwarze Flocken den Boden der Kutsche bedeckten.

»Isses noch weit?« nuschelte der stoppelhaarige Hüne auf der gegenüberliegenden Bank.

Howard lächelte beiläufig, blickte in den Nebel hinaus und zuckte mit den Schultern. Er hatte keine Ahnung, wo sie waren.

Lächerlich, dachte er – es ging hier vielleicht um die Zukunft der gesamten Menschheit, zumindest aber um das Leben eines Freundes –, und sie waren auf Gedeih und Verderb der Ortskenntnis eines Mietkutschers ausgeliefert. Flüchtig fragte er sich, wie viele weltbewegende Entscheidungen wohl schon von solchen Trivialitäten bestimmt worden waren.

Als hätte der Kutscher oben auf dem Bock Rowlf's Frage gehört, änderte sich etwas im gleichmäßigen *Klackedi-Klack* der Pferdehufe. Der Wagen wurde langsamer und hielt schließlich an. Howard wollte die Tür öffnen, aber Rowlf kam ihm zuvor; mit einer Behendigkeit, die selbst Howard immer wieder überraschte, bei einem Mann seiner Größe und Massigkeit, stand er von seinem Platz auf, öffnete die Tür und sprang aus der Kutsche. Rowlf und er waren längst zu Freunden geworden, wie man sie sich besser kaum vorstellen konnte; aber der rothaarige Riese nahm seine Aufgabe als Diener und vor allem *Leibwächter* seines Herrn noch immer sehr ernst. Manchmal ernster, als Howard lieb war.

»Is gut«, sagte er, nachdem er sich kurz, aber sehr aufmerksam draußen umgeblickt hatte. »Du kannst rauskommen, H. P. Is keener nich da.«

Während Howard aus dem Wagen stieg, wurde er sich unangenehm der Tatsache bewußt, daß der Kutscher sein und Rowlf's sonderbares Benehmen zwar wortlos, aber sehr aufmerksam und mit vielsagendem Gesichtsausdruck beobachtete. Er fügte der Summe, die sie abgesprochen hatten, noch einen ansehnlichen Betrag hinzu – aber nicht so viel, daß der Mann nun etwa durch die Höhe des Trinkgeldes mißtrauisch wurde –, wartete, bis der Wagen gewendet hatte und im Nebel verschwunden war, und drehte sich dann schauernd herum.

Schauernd vor Kälte, denn vom Wasser stieg ein eisiger, klammer Hauch empor, der binnen Sekunden durch seine Kleider drang.

Aber es war nicht die Kälte, die ihn mit einem unwirklichen Gefühl erfüllte. Im Nachhinein betrachtet kam es ihm fast verwunderlich vor, daß der Kutscher sie überhaupt hierher gefahren hatte. Schon am Tage gehörte dieser Teil der Stadt nicht unbedingt zu denen, die man Besuchern gerne zeigte: die Straße Nummer drei, von der in dem Brief die Rede gewesen war, war das dritte Themsebecken – und jeder, der schon einmal im Londoner Hafen gewesen war, wußte, was das bedeutete.

Die Häuser und Lagerschuppen waren hier besonders alt und verfallen. Schon tagsüber wagten sich selbst die für ihre Unerschrockenheit bekannten Londoner Bobbys nur zu zweit (und am liebsten gar nicht) hierher, und es hieß, daß nach Dunkel werden sogar das übliche Gesindel, das man in einer solchen Gegend anzutreffen vermutete, dieses Viertel mied.

Howard konnte nicht beurteilen, ob das stimmte. Er konnte auch nicht beurteilen, ob diese Gegend ihren üblen Ruf zu Recht hatte oder nicht – im Grunde konnte er gar nichts beurteilen, weil er nämlich so gut wie gar nichts sah: alles, was weiter als drei Schritte entfernt lag, war hinter einer Mauer aus undurchdringlichen grauen Schwaden verborgen. War der Nebel schon die ganze Zeit über so dicht gewesen, oder kroch er tatsächlich näher?

Howard lächelte, um sich selbst Mut zu machen, schlug den Jackenkragen hoch und trat mit vorsichtigen kleinen Schritten an den Kai heran. Das Wasser, obwohl nur zwei Yards unter ihnen, war wie alles andere im Nebel verschwunden. Aber er sah immerhin die *getroffenen Vorbereitungen*, von denen in Ns Brief die Rede gewesen war: die im Nebel zerfasernden Umrisse eines kleinen Bootes. Eine eiserne Leiter, deren Sprossen feucht und glitschig waren, führte zum Wasser hinunter.

Diesmal überließ ihm Rowlf den Vortritt. Aber er schüttelte nur stumm den Kopf, als Howard nach einem der beiden Ruder greifen wollte, nahm im Heck des kleinen Kahn's Platz und tauchte die Blätter ins Wasser. Das Boot drehte sich schwerfällig auf der Stelle und nahm rasch Fahrt auf, als Rowlf mit aller Kraft zu pullen begann.

Mitternacht an der üblichen Stelle der Straße – das hieß nichts anderes als die Mitte des Hafenbeckens, und zwar eine halbe Stunde *vor* Mitternacht. Howard sah auf die Uhr, stellte fest, daß sie fast auf die Sekunde pünktlich waren, und blickte zum Ufer zurück, während er den Deckel der Taschenuhr mit einem hörbaren Geräusch wieder zuklappen ließ. Es war, als wäre der Nebel ihnen nachgekrochen und läge jetzt wie eine vom Himmel gestürzte Wolke auf dem Wasser. Die Stadt war mit dem Ufer verschwunden. Er sah nichts als graue Unendlichkeit, in der hier und da ein paar verschwommene Lichtflecke schwammen. Ganz weit entfernt hörte er das Geräusch eines Nebelhorns.

Rowlf hörte plötzlich auf zu rudern. Howard sah ihn fragend an, aber Rowlf reagierte nicht auf seinen Blick, sondern schloß

im Gegenteil die Augen und legte den Kopf schräg, um zu lauschen.

Nach einigen Augenblicken hörte Howard es auch: ein dunkles, machtvolles Rauschen, das absurderweise *aus der Tiefe* des Wassers zu kommen schien, als bewege sich etwas Riesiges auf dem Grund des Hafenbeckens auf sie zu. Das Boot begann ganz leicht zu zittern; in einem Takt, der nicht dem der Wellen entsprach.

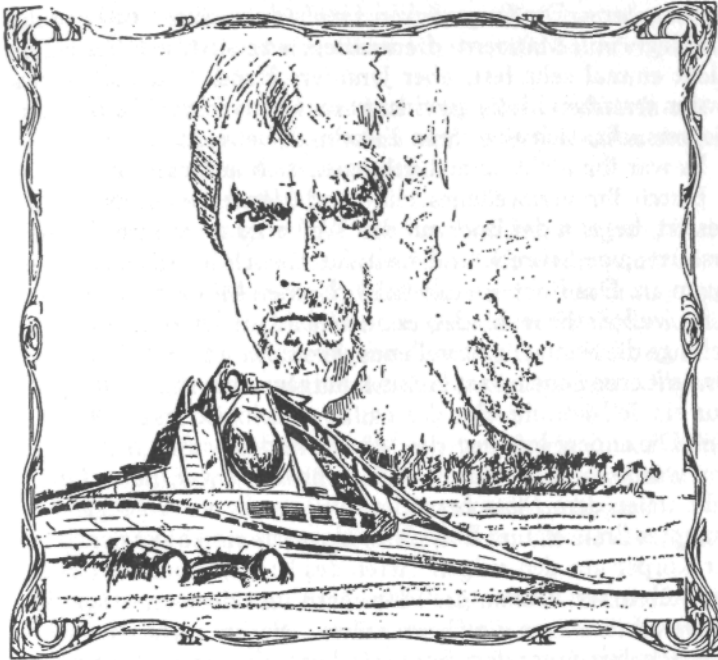
Howard tauschte einen besorgten Blick mit Rowlf. Sein Diener schwieg noch immer, aber der Ausdruck auf seinem Gesicht war jetzt verbissen. Er hatte Angst.

Howard übrigens auch. Daß er ahnte, was geschehen würde, änderte nichts daran. Es gab Dinge, an die man sich nie gewöhnte. Er lächelte Rowlf aufmunternd zu, richtete sich ein wenig auf und konzentrierte sich auf das schwarz daliegende Wasser.

Nach einer Weile erkannte er einen blassen Lichtschimmer; irgendwo eine viertel oder auch halbe Meile links und *unter* ihnen. Sehr schnell und beinahe lautlos wurde das Licht heller und kam gleichzeitig näher, bis es zu einem unheimlichen, blaßgrünen Balken aus Helligkeit herangewachsen war, der zehn Yards unter dem kleinen Ruderboot durch das Wasser schnitt.

Und dann ging alles unglaublich schnell.

Von einer Sekunde auf die andere hüllte grünes, gleißendes Licht das kleine Boot und seine Passagiere ein. Das Wasser begann zu brodeln. Weiße Blasen stiegen an die Oberfläche, vereinigten sich zu einem zischenden Teppich aus Schaum, auf dem das winzige Boot hilflos hin und her geworfen wurde, so daß sich Howard und Rowlf mit aller Kraft festklammern mußten, und plötzlich brach etwas Riesiges, Glänzendes aus dem Wasser und bäumte sich brüllend neben dem kleinen Boot auf...



Im letzten Licht des Tages betrachtet, das bereits von den ersten grauen Streifen der Dämmerung durchdrungen wurde, sah der See aus wie ein gewaltiger, runder Spiegel. Obwohl das rote Licht des Sonnenunterganges den Eindruck von Wärme erweckte, strahlte die Wasserfläche einen Hauch eisiger Kälte aus, und das kaum hörbare Plätschern, mit dem die Wellen gegen das Boot schlugen, klang in Jennifers Ohren wie das Wispern höhnischer, heller Stimmen.

Aber vielleicht kam die Kälte auch aus ihr selbst, und vielleicht war das, was sie für ein böses Flüstern hielt, nur das Echo ihrer eigenen Angst.

Sie wußte, daß sie die Nacht nicht überleben würde.

Zum wahrscheinlich hundertsten Male, seit man sie in das kleine, ruderlose Boot gelegt und in die Mitte des Sees hinausgezogen hatte, versuchte sie sich aufzusetzen und zerrte dabei mit aller Kraft an den Fesseln, und zum ebensovielten Male war es vergebens. Die fingerdicken Hanfstricke waren fachkundig angelegt; von Männern, die wußten, was sie taten.

Sie waren nicht einmal sehr fest, aber Jennifers Hand- und Fußgelenke waren trotzdem blutig gescheuert und schmerzten. Zu oft hatte sie versucht, sich von ihren Fesseln zu befreien.

Es war ihr nicht einmal gelungen, sich aufzusetzen.

Durch ihr verzweifelter Hin- und Herwerfen in Bewegung gesetzt, begann das Boot auf den Wellen zu schaukeln. Jennifer erstarrte vor Schreck und hielt für einen Moment sogar den Atem an. Das Boot schaukelte noch einen Moment weiter. Jennifer wußte sehr wohl, daß es noch nicht an der Zeit war, nicht, solange die Sonne nicht vollends versunken und der Mond wie eine silberne Scheibe am Himmel aufgegangen war, aber es war nur ein Teil von ihr, der das wußte: der logische, überlegende Teil. Die andere Jennifer, das Mädchen, das wußte, daß es sterben würde, und vor Angst halb wahnsinnig war, hörte Geräusche unter dem Plätschern der Wellen, die es nicht gab: ein dumpfes Brausen und Rauschen, als stiege ein kolossaler finsterner Körper aus den eisigen Tiefen des Lochs empor, ein schweres mühsames Atmen, das Plätschern, mit dem gewaltige flossenbewehrte Arme die Fluten teilten. War da nicht ein Reiben und Schaben unter dem Boot, ein Laut, der sie an das Kratzen horniger Fingernägel erinnerte? Klang der Rhythmus der Wellen nicht plötzlich anders, als wäre ein großer Körper irgendwo in der Nähe des Bootes aufgetaucht und störe das sanfte Hin und Her des Wassers?

Mit aller Macht kämpfte das schwarzhaarige Mädchen die aufsteigende Panik nieder, schloß die Augen und preßte die Lider so fest aufeinander, daß es weh tat und farbige Kreise vor ihren Augen erschienen. Ihr Herz schlug noch immer wie rasend, aber zumindest im Moment hatte sie sich noch weit genug in der Gewalt, die Panik ein letztes Mal zurückzudrängen.

Als sie die Augen öffnete, war der See wieder normal. Die Geräusche, die sie umgaben, waren die des Wassers, mehr nicht, und das einzige, vor dem sie Angst haben mußte, war ihre eigene Furcht.

Aber sie wußte, daß das nicht so bleiben würde. Der Anteil von Grau in der Farbe des Himmels war größer geworden, und hinter den Wolken war eine verwaschene helle Scheibe aufgetaucht.

Der Mond. Bald würde das Licht der Sonne vollends

erlöschen, der Mond würde herrschen wie ein böses kaltes Auge, und kurz darauf würde *er* erscheinen.

Dann würde sie sterben.

Jennifer dachte es ganz kalt. Sie war vor drei Wochen neunzehn geworden – eigentlich noch ein Kind, wenn man ihren Eltern glauben wollte –, und vielleicht war sie einfach zu jung, um zu begreifen, was das Wort Tod bedeutete. Sie hatte keine Angst davor. Sie hatte ihre eigene Philosophie, schon seit langer Zeit, und alles, was sie empfand, war eine gelinde Neugier, ob – und wenn ja, was – es danach geben würde. Aber sie hatte panische Angst vor dem Sterben, vor dem, was *er* mit ihr tun würde, vor dem, was kommen würde, obwohl sie gar nicht wußte, was. Aber das war ja gerade das Schlimme. Die Ungewißheit. Die Schrecken, die ihr die eigene Phantasie vorgaukelten.

Sie spürte, wie sich das hektische Pochen ihres Herzens beruhigte, sah noch einmal in den Himmel und stellte voller Schrecken fest, daß sich in das Grau jetzt ein sanfter Schimmer von Schwarz gemischt hatte. Noch Minuten, und die ersten Sterne würden wie kleine Leuchtkäfer am Himmel erscheinen, und dann –

Wieder wollte Panik wie eine graue Woge aus ihrem Inneren aufsteigen, und wieder kämpfte sie das Gefühl nieder. Aber diesmal kostete es sie sehr große Anstrengung, und zurück blieb eine Furcht, die wie das Fieber einer Krankheit in ihren Eingeweiden wühlte.

Es wurde jetzt rasch dunkel. Von Westen – vom Meer her – trieben schwarze Wolken wie rauchige Fäuste heran, und obgleich sie so lag, daß ihr der Bootsrand den Blick auf den See verwehrte, wußte sie, daß seine Oberfläche jetzt gekräuselt und vom Wind zu einem Muster aus Millionen ineinanderlaufender Kreise gemacht wurde. Es hatte einmal eine Zeit gegeben – und sie lag noch nicht einmal sehr lange zurück –, da hatte sie diesen Anblick geliebt. Manchmal war sie sogar die drei Meilen vom Dorf her heraufgekommen, nur um diesen flüchtigen Augenblick zwischen Dämmerung und Nacht zu erleben, den kurzen Moment, in dem sich Licht und Dunkelheit zu einer verzauberten Welt vermischten.

Aber das war gewesen, bevor sie das Geheimnis von Loch Firth kennengelernt hatte.

Bevor die Angst Einzug in ihr Leben gehalten hatte.

Ein eisiger Windhauch strich säuselnd über den See, und

wieder schaukelte das Boot wie von unsichtbaren Händen bewegt auf den Wellen. Diesmal war sich Jennifer nicht mehr sicher, ob das Kratzen und Schaben, das sie zu hören glaubte, wirklich nur ihrer Einbildung entsprang. Sie hatte gehört, daß *er* erst kommen würde, wenn der Mond vollends aufgegangen war – aber wer sagte ihr, daß das stimmte? Vielleicht war *er* schon da, lauernd und unsichtbar, verborgen hinter den dichter werdenden Schatten der Nacht und auf eine Gelegenheit wartend, sie zu packen und zu sich herabzuziehen in die eisigen schweigenden Tiefen seines Reiches.

Noch einmal bäumte sich Jennifer mit aller Kraft gegen die Fesseln auf, zerrte und zog mit aller Macht an den verdrehten Hanfschnüren, die ihre Gelenke banden.

Dann riß einer der Stricke. Plötzlich waren ihre Füße frei und schlugen hart gegen den Bootsrand. Die Erschütterung ließ das kleine Schiffchen noch stärker schaukeln. Ein Schwall eisigen Wassers schwappte über seine niedrige Bordwand, durchnäßte Jennifer bis auf die Haut und drang ihr in Mund und Nase.

Aber der Schock, mit dem das Wasser wie eine Hand in ihr Gesicht klatschte, wirkte wie eine Ohrfeige. Jennifer hustete, setzte sich umständlich auf und spie Wasser und bittere Galle aus. Jetzt, da ihre Beine frei waren, konnte sie auch die Stricke abstreifen, die sie am Boden des Bootes gehalten hatten. Mit der Kraft der Verzweiflung warf sie sich herum, schüttelte die Hanfschnüre ab und hob die gefesselten Hände an den Mund. Wie besessen zerrte sie mit den Zähnen an ihren Fesseln, riß sich dabei die Lippen blutig und spürte den Schmerz nicht einmal.

Irgendwo hinter ihr erscholl ein helles, lang anhaltendes Platschen.

Jennifer erstarrte. Ihr Herz schien für eine schreckliche, endlose Sekunde auszusetzen und dann schneller und unrhythmisch weiterzuhämmern. Entsetzt fuhr sie herum. Ein heller, halb erstickter Schrei kam über ihre Lippen, während der Blick ihrer geweiteten Augen über den See raste. Die Nacht war vollends hereingebrochen, und der See erstreckte sich wie eine Ebene aus stumpfem Silber vor ihr, tausendmal größer, als sie ihn in Erinnerung hatte. Schatten huschten über seine Oberfläche, und plötzlich waren da Wellen, die nicht sein durften, eine Bewegung, die anders und machtvoller war als die des Windes. Etwas am Schaukeln des Bootes änderte sich, der See schien zu beben, und mit einem Male spürte sie, wie sich

etwas Großes, unglaublich Machtvolles dem Boot näherte.

Jennifer schrie. Plötzlich war der Rest ihrer Selbstbeherrschung dahin, alles, was sie noch empfand, waren Angst und Grauen und eine Panik, die jeden vernünftigen Gedanken erstickte. *Er* war da!

Das Boot erzitterte, als irgend etwas unten gegen seinen Rumpf stieß. Jennifer schrie abermals, stemmte sich in die Höhe – und ließ sich über die Bordwand fallen.

Das Wasser schlug wie eine eisige Decke über ihr zusammen. Sie wußte, daß sie es nicht schaffen würde, im gleichen Moment, in dem sie ins Wasser eintauchte und die Kälte fühlte. Sie war eine ausgezeichnete Schwimmerin, aber ihre Hände waren noch immer gefesselt, und das Wasser war so kalt, daß sich jeder einzelne Muskel in ihrem Körper zu verkrampfen schien.

Blindlings warf sie sich herum, strampelte mit den Beinen und bekam den Kopf über Wasser. Sie wollte atmen, aber die Kälte lähmte sie. Ihr Mund stand weit offen, aber sie bekam keine Luft, und die schwarze Tiefe unter ihr schien sie herabzuziehen wie eine unsichtbare Faust. Und dann berührte etwas ihren Fuß.

Die Berührung brach den Bann. Jennifer schrie auf, bekam für eine halbe Sekunde Luft und tauchte abermals unter. Bitter schmeckendes, eisiges Wasser drang in ihren Mund. Sie kam mit einer verzweifelten Anstrengung noch einmal an die Wasseroberfläche.

Das Ufer lag wie ein schwarzer Tuschestrich in der Nacht vor ihr, Meilen entfernt, wie es ihr vorkam. Vielleicht nur ein paar hundert Fuß in Wirklichkeit, aber genausogut hätten es zehntausend Meilen sein können. Ihre Kräfte erlahmten bereits. Die aneinandergebundenen Hände schienen sie wie Zentnerlasten in die Tiefe zu zerren, und die Kälte kroch auf unsichtbaren Spinnenbeinen in ihren Körper. Selbst, wenn ihre Hände nicht gefesselt gewesen wären, würde sie ertrinken, lange bevor sie das rettende Ufer erreichte.

Und trotzdem erschien ihr dieser Gedanke mit einem Male verlockend. Vielleicht war es besser so. Ein schneller Tod, eine Minute der Agonie, nach der sie in das große Vergessen sinken würde, *seinem* Zugriff und dem Schrecken, den er für sie bereit hielt, entzogen. Vielleicht war der Tod die Erlösung, die einzige Flucht vor *ihm*, die ihr blieb.

Es kostete sie all ihre Kraft, es zu tun. Sie hatte nicht

geglaubt, daß es so schwer sein würde. Aber sie hatte auch nicht geglaubt, daß sie den Mut aufbringen würde.

Sie atmete aus, hob die Hände aus dem Wasser und über den Kopf und ließ sich in die Tiefe sinken.

Dunkelheit und Kälte umgaben sie wie ein schweigendes Grab. Sie spürte, wie sie in die Tiefe sank, tiefer und tiefer hinab in das eisige Schweigen des Sees, wie das Wasser in ihren Mund und ihre Nase drang. Farbige Kreise erschienen vor ihren Augen, und irgendwo in ihrer Brust erwachte ein sonderbares Gefühl der Endgültigkeit. Fast fühlte sie Triumph. Sie würde sterben, aber sie war *ihm* entkommen.

Plötzlich war etwas neben ihr. Etwas Großes, das unsichtbar hinter der Schwärze des Wassers gelauert hatte, und plötzlich fühlte sie sich gepackt und in die Höhe gerissen. Eine weiche, starke Hand schmiegte sich um ihren Hals, zerrte sie nach oben und zwang ihren Kopf über die Wasseroberfläche. Sie sah nichts, nichts außer kochendem Wasser und Schatten, die ihrer eigenen Phantasie entsprangen, aber sie spürte, wie irgend etwas an ihrem Leib entlang tastete, auf ihren Magen drückte und sie zwang, wieder zu atmen. Verzweifelt trat sie unter Wasser um sich, spürte einen weichen, schwammigen Widerstand und schrie erneut auf, als sie von unsichtbaren Händen in die Höhe gehoben und gehalten wurde, so daß sie atmen mußte ob sie wollte oder nicht.

Etwas tastete nach ihren Händen, glitt beinahe sanft über die Stricke, die ihre Gelenke aneinander banden – und zerriß sie. Dann war der Widerstand verschwunden, das unsichtbare Etwas, das sie gerettet und befreit hatte, versank wieder in der Tiefe des Sees, und sie spürte wieder die saugende Kraft des eisigen Wassers.

Instinktiv warf sie sich nach vorn, machte mit Armen und Beinen ungeschickte Schwimmbewegungen und atmete tief und gierig ein. Der See drehte sich vor ihren Augen wie in einem irrsinnigen Tanz, die schwarzen Regenwolken am Himmel schienen zu kochen, und die Kälte betäubte sie fast, aber irgendwo in ihrem halb erloschenen Bewußtsein hatte sich der Gedanke festgesetzt, daß sie gerettet war, daß *er* ihr Opfer nicht wollte. *Er* hatte sie berührt und begutachtet und abgelehnt, und sie würde weiterleben, wenn es ihr gelang, das Ufer zu erreichen, bevor die Kälte sie vollends lahmte.

Allmählich fanden ihre Muskeln wie von selbst in den

gewohnten Rhythmus der Schwimmbewegungen. Sie bewegte sich schneller und atmete gezwungen ruhig ein und aus. Das Ufer kam näher, zwar langsam, aber sichtbar. Noch hundert dieser unendlich mühsamen Schwimmmzüge, und sie war gerettet.

Der Wind frischte auf, als sie noch zwanzig Yards vom Ufer entfernt war. Das Wasser kräuselte sich stärker, und plötzlich fuhr eine Bö wie eine unsichtbare Faust unter die Wolken und zerriß die schwarze Decke, die sie über dem See gebildet hatten. Groß und rund wie ein bleiches, pupillenloses Riesenauge stand der Mond am Himmel.

Jennifer begriff den grausamen Irrtum, dem sie erlegen war, erst, als sie die Bewegung unter sich spürte und das Wasser vor ihr zu schäumen begann. Aber ihr blieb nicht einmal mehr Zeit, zu schreien.

Es waren die gleichen, unmenschlichen starken Hände, die sie gerettet hatten, die sie jetzt in die Tiefe zogen.

Vor den Fenstern des Hauses am Ashton Place dämmerte der Morgen. Der große, von einer doppelten Reihe sorgsam gestutzter Bäume gesäumte Platz in einem der vornehmsten Londoner Wohnviertel lag noch verschlafen da. Hinter einigen Fenstern brannte bereits Licht, meistens in den unteren, halbwegs im Keller liegenden Räumen, in denen die Dienerschaft das Frühstück vorbereitete oder einfach noch eine Weile plauderte, bis ihre Herrschaften erwachten und der gewohnte Tagesablauf beginnen würde. Hier und da kräuselte sich dünner grauer Rauch aus den Kaminen, aber sonst zeigte sich nirgends eine Spur von Bewegung. Über dem sorgsam gekehrten Kopfsteinpflaster des Platzes lag ein klammer Nebelhauch wie ein letzter Gruß der Nacht. Nicht einmal die Tauben, die normalerweise als erste mit ihrem unablässigen Gurren und Schimpfen die Sonne begrüßten, waren an diesem Morgen zu sehen. Es war, als hätte der Tag verschlafen.

Das leise Geräusch der Tür drang wie ein Laut aus einer anderen Welt in meine düsteren Gedanken und ließ mich aufsehen. Es war Mary, meine Haushälterin. Sie sah so übermächtig aus, wie ich mich fühlte, aber auf ihren bleichen Zügen lag ein Lächeln, und der Anblick der dampfenden Kaffeekanne, die sie zusammen mit zwei Tassen und einer silbernen Zuckerschale auf einem Tablett vor sich hertrug, hob meine Stimmung wenigstens um eine Kleinigkeit.

Ich raffte mich dazu auf, ihr Lächeln zu erwidern, ließ die Gardine fahren und trat vom Fenster zurück. Erst jetzt fiel mir auf, wie kühl es im Zimmer war. Obwohl der Kalender erst Ende September anzeigte, wurden die Nächte bereits empfindlich kalt, und das Feuer im Kamin war heruntergebrannt, während ich am Fenster gestanden und hinausgestarrt hatte. Fröstelnd ging ich vor dem fast erloschenen Kamin in die Knie, legte einen neuen Scheit in die Glut und rieb die Hände ineinander.

»Sie haben wieder nicht geschlafen, Robert«, sagte Mary vorwurfsvoll. Porzellan klirrte, und als ich aufstand und mich herumdrehte, war sie gerade dabei, die zweite Tasse mit dampfend heißem Kaffee zu füllen.

»Doch«, log ich. »Ich bin nur früh aufgestanden.« Ich setzte mich, griff nach der Tasse und nippte vorsichtig an dem heißen Getränk. Mary ließ sich auf den zweiten Stuhl vor dem kleinen Tischchen nieder und sah mich mit einer Mischung aus Vorwurf und Sorge an. Ich war froh, daß sie da war. Mary Winden war viel mehr für mich als eine Haushälterin oder ein weiblicher Majordomus. Sie war einer der ganz wenigen Menschen, für die ich Zuneigung empfand und die dieses Gefühl erwiderten.

»Sie haben kein Auge zugetan«, sagte sie streng. »Das Licht hat die ganze Nacht gebrannt...«

»Ich schlafe oft bei Licht«, sagte ich, aber Mary fegte meine Worte mit einer fast ärgerlichen Handbewegung zur Seite.

»... und ich habe während der ganzen Nacht Ihre Schritte gehört«, fuhr sie unbeeindruckt fort. »Sie bringen sich um, Robert, ist Ihnen das klar?«

»Und wenn«, murmelte ich. »Ich glaube nicht, daß es ein großer Verlust für die Menschheit wäre.« Ich lächelte schief, als ich sah, wie es in Marys Augen aufblitzte, beugte mich vor und nippte wieder an meinem Kaffee. Das Getränk war so heiß, daß ich seinen Geschmack nicht einmal spürte, und ich hatte in den letzten Tagen zu viel davon in mich hineingeschüttet, als daß er noch eine irgendwie geartete belebende Wirkung gehabt hätte.

»Macht es Ihnen großen Spaß, sich in Selbstmitleid zu ergehen?« fragte Mary plötzlich. »Oder ist es einfach nur Feigheit?«

»Wie... meinen Sie das?« fragte ich verwirrt. Marys plötzliche Aggressivität überraschte mich. Ich hatte sie als zwar energische, aber doch durch und durch sanftmütige Frau kennengelernt, über deren Lippen kaum je ein böses Wort kam.

»Das wissen Sie sehr gut, mein Junge«, sagte sie scharf. »Seit nahezu zwei Wochen verbarrikadieren Sie sich in diesem Zimmer, leben nur von Kaffee und Tabletten und richten sich selbst zugrunde.« Mit einer zornigen Geste deutete sie auf die Bücher und Manuskripte, die sich in fast meterhohen Stapeln auf dem Boden, dem Schreibtisch und jedem nur erdenklichen freien Fleck gesammelt hatten.

»Ich weiß nicht, was Sie da tun«, fuhr sie fort, »aber was immer es ist, Sie werden es nicht zu Ende führen, wenn Sie sich vorher umbringen.«

»Was ich tue?« Ich leerte meine Tasse und hob abwehrend die Hand, als Mary nachschenken wollte. »Ich suche, Mary«, sagte ich. »Ich suche nach einem Hinweis, einer Möglichkeit...«

»Suchen Sie sich ein Bett und schlafen Sie sechsenddreißig Stunden aus«, fiel mir Mary ins Wort. »Vielleicht haben Sie dann mehr Erfolg.«

Ich starrte sie an, aber mit Augen, die seit Tagen kaum mehr Schlaf gefunden haben und vor Müdigkeit ständig von selbst zufallen wollen, starrt es sich schlecht, und Mary hielt meinem Blick gelassen stand. Ich konnte ihr nicht einmal böse sein. Sie meinte es gut, und sie wußte ja nicht, wonach ich suchte, und warum.

Nun, was das *wonach* anging, wußte ich es selbst nicht einmal. Einen Hinweis. Irgendeine versteckte Andeutung, vielleicht nur ein Wort, dessen Bedeutung mir bis jetzt entgangen war.

»Sie verstehen das nicht, Mary«, murmelte ich.

»Glauben Sie?« fragte sie gereizt. »Sie scheinen zu glauben, daß in meiner Brust ein Stein ist, wo das Herz sein sollte. Wofür halten Sie mich – für blind oder herzlos? Sie sind seit zwei Wochen zurück, und seit der gleichen Zeit sind Howard und Rowlf verschwunden. Und warum auch immer, Sie geben sich die Schuld daran.«

Ich verzichtete auf eine Antwort. Es wäre ziemlich lächerlich gewesen, Mary belügen zu wollen. Aber sie kannte nur einen

Teil der Wahrheit.

Sie wußte weder von den GROSSEN ALTEN noch von dem schrecklichen Erbe, das mein Vater mir nebst einigen Millionen Pfund Sterling und einer weißen Strähne im Haar hinterlassen hatte. Und das war auch gut so. Bisher war jeder – *fast* jeder –, der *diesen* Teil meines Erbes kennengelernt hatte, auf die eine oder andere Art und Weise zu Schaden oder gar ums Leben gekommen.

Sicher – gerade die Ereignisse von vor zwei Wochen, auf die Mary anspielte, bewiesen, daß das nicht zwingend so sein mußte; ganz im Gegenteil hatte Lady Audrey McPhearson sogar davon profitiert. Aber die Geschehnisse hatten mir auch mit furchtbarer Deutlichkeit bewiesen, *wie* gefährlich die GROSSEN ALTEN noch immer waren. Und wie leicht es war, ihre fürchterliche Macht zu wecken. Die Wand, die das, was die meisten Menschen für die Wirklichkeit hielten, von der Welt des Wahnsinns und der Alpträume trennte, war dünn. Und sie hatte Risse bekommen in der letzten Zeit. Ich *mußte* etwas tun. Und dazu kam noch etwas: Mein Freund Howard Lovecraft und sein Diener Rowlf waren verschwunden. Seit jener Nacht vor zwei Wochen, in der wir das Erwachen Shub-Niggurath' gerade noch hatten verhindern können, hatte ich kein Lebenszeichen der beiden mehr erhalten.

»Sie müssen endlich aufhören, sich selbst zu quälen, Junge«, fuhr Mary fort, als ich auch nach einer Weile noch keine Anstalten machte zu antworten. »Mit Selbstvorwürfen helfen Sie niemanden. Auch Howard und Rowlf nicht.«

»Es sind keine Selbstvorwürfe, Mary«, antwortete ich ernst. »Ich wollte, sie wären es. Aber es ist die Wahrheit. Es ist ein Fluch, Mary. *Mein Fluch.*«

»Unsinn«, widersprach sie, aber diesmal ließ ich ihre Worte nicht gelten.

»Es ist kein Unsinn«, sagte ich heftiger, als nötig gewesen wäre. »Ich weiß nicht, was es ist, aber ich scheine Unglück zu verbreiten wie ein tollwütiger Hund seine Krankheit. Jeder, mit dem ich zusammentreffe, kommt auf die eine oder andere Weise zu Schaden oder verschwindet.«

»Sie haben Pech gehabt, Robert«, begann Mary, aber ich ließ sie nicht weiterreden.

»Pech?!« Ich schrie fast. »Pech, Mary? Ein Pech, wie es Priscylla hatte, als sie den Fehler beging, sich ausgerechnet in mich zu verlieben? Oder Shannon, der dumm genug war, mich

zu retten, statt mich umzubringen?« Ich ballte die Hand zur Faust, schüttelte ein paarmal hintereinander den Kopf und ließ sie so fest auf den Tisch klatschen, daß die Kaffeetassen zu klirren begannen. Erschrocken setzte ich mich wieder auf und wischte die Kaffeetropfen, die auf die Platte geraten waren, mit dem Jackenärmel fort. Mary runzelte tadelnd die Stirn.

»Das hat nichts mehr mit Pech zu tun, Mary«, sagte ich, etwas leiser, aber noch immer sehr erregt. »Sehen Sie denn nicht das System darin? Ich selbst scheine immun zu sein, aber wer immer längere Zeit in meiner Nähe ist, geht auf die eine oder andere Weise zugrunde.«

»Bis jetzt fühle ich mich noch ganz lebendig«, konterte Mary.

»Und was ist mit Ihrer Tochter?« fragte ich spitz. Meine Worte taten mir fast augenblicklich leid, denn ich sah, wie Mary zusammenfuhr und heftig die Lippen aufeinanderpreßte. Ich kam mir gemein vor. Es ist nicht besonders tapfer, alte Wunden aufzureißen. Schon gar nicht bei einem der wenigen Menschen, die wirklich uneingeschränkt auf meiner Seite standen. Aber auch das schien irgendwie dazuzugehören. Ich bezeichne mich nicht als Heiligen, nicht einmal als besonders guten Menschen, aber ich wache auch nicht jeden Morgen mit dem festen Vorsatz auf, jeden, der mir über den Weg läuft, vor den Kopf zu stoßen. Und trotzdem tat ich es immer wieder, ohne es zu wollen.

»Es tut mir leid«, sagte ich leise.

Mary winkte ab. »Schon gut, Robert. Sie haben ja recht. Vielleicht sollte ich mich nicht in Dinge mischen, die mich nichts angehen.«

Ihre Worte trafen mich wie glühende Pfeile. Ich hatte ihr weh getan, sehr weh, und das war so ungefähr das Letzte, wonach mir der Sinn stand.

»Wie... geht es Ihrer Tochter überhaupt?« fragte ich.

Mary versuchte zu lächeln, aber es wirkte sehr gezwungen. »Gut«, sagte sie. »Sie hat letzte Woche geschrieben. Das Internatsleben scheint ihr zu bekommen.« Aber ihr Blick war starr, als sie diese Worte sprach, und was immer sie dabei sah – ich war es nicht. Plötzlich stand sie auf und begann beinahe hektisch, Tassen und Kanne wieder auf ihr Tablett zu laden.

Ich griff nach ihrer Hand und hielt sie fest. »Es tut mir leid, Mary«, sagte ich. »Verzeihen Sie.«

Ich hatte halbwegs damit gerechnet, daß sie ihre Hand zurückziehen würde, aber sie tat es nicht, sondern hielt meine

Finger im Gegenteil nur noch fester und schenkte mir ein warmes, verzeihendes Lächeln. »Schon gut, Robert«, sagte sie. »Wir sind beide nervös. Ich habe Howard auch gemocht, wissen Sie?« Sie setzte das Tablett noch einmal ab und sah mich fragend an. »Was hat dieser Inspektor Cohen gesagt?«

»Nichts, was uns weiterhelfen würde«, murmelte ich. »Sie haben seinen Bruder und die meisten dieser Rattenanbeter gefunden. Nur von Howard und Rowlf ist keine Spur zu entdecken. Aber sie suchen weiter.«

Mary wollte etwas erwidern, aber in diesem Moment erscholl die Türglocke, und ich fuhr wie unter einem Hieb zusammen. In den letzten Tagen reagierte ich extrem auf alles Unerwartete. Meine Nervenkraft war wirklich am Ende.

»Wer mag das sein?« wunderte sich Mary. »Um diese Zeit? Es ist nicht einmal fünf.«

Ich zuckte mit den Schultern, ging zur Tür und strich mir automatisch mit den Händen über die Jacke, obgleich das bei einem Gehrock, den ich seit vier Tagen nicht vom Leibe genommen und in dem ich stundenweise geschlafen hatte, ein recht aussichtsloses Unterfangen war.

Charles, der die Stelle des alten Henry als Majordomus eingenommen hatte, war bereits an der Tür, als ich in die Halle kam.

Das helle Licht blendete meine überreizten Augen, so daß ich den morgendlichen Besucher nur als finsternen Umriß sehen konnte, als Charles die Tür öffnete. Aber mehr war auch nicht nötig, denn ich erkannte ihn im gleichen Moment, in dem er die Hand an den Hut hob und Charles begrüßte. Ich würde seine Stimme niemals im Leben vergessen, denn er war dabei gewesen, als dieser ganze schreckliche Alptraum begann.

Abrupt blieb ich stehen und starrte den stämmigen, in einen zerschlissenen grauen Mantel gekleideten Mann an. »Bannermann!«

Der ehemalige Kapitän der *Lady of the Mist* nickte, nahm seinen Hut ab und trat an Charles vorbei ins Haus. Als er näher kam, sah ich, daß er sich verändert hatte; weitaus stärker, als es in den über zwei Jahren seit unserer letzten Begegnung normal gewesen wäre. Er wirkte bleich, was noch an der frühen Stunde oder einer Nacht mit zu wenig Schlaf liegen mochte. Aber er hatte auch abgenommen, und in seinem Gesicht waren tiefe, scharf wie Narben gezeichnete Linien erschienen, die ich damals nicht bemerkt hatte. Ein stummer Vorwurf lag in

seinem Blick, dazu ein Ausdruck von Schmerz, der sich über unzählige lange Monate hineingegraben haben mußte.

Ich wurde mir der Tatsache bewußt, daß ich ihn anstarrte, löste mich mit einem verlegenen Lächeln von meinem Platz an der Treppe und streckte ihm die Hand entgegen. Bannermanns Haut fühlte sich kalt und klebrig an, als hätte er Fieber.

»Bannermann!« sagte ich noch einmal. »Kapitän Bannermann– welche Freude, Sie endlich wiederzusehen. Welcher Wind hat Sie zurück nach London getrieben?«

Bannermann starrte mich an, und als ich seinem Blick begegnete, schauderte ich. Es war der Blick eines Ver zweifelten.

»Ich brauche Ihre Hilfe, Craven«, antwortete er.

Thruman setzte das Fernrohr ab und schob es zusammen, ohne den Blick vom Meer zu nehmen. Der Sturm, der das kleine Küstenpatrouillenschiff während der letzten zwei Tage und drei Nächte gebeutelt hatte, war mit dem ersten Licht des Tages zu einer zwar noch immer steifen, aber nicht mehr gefährlichen Brise abgeflaut, und verglichen mit dem grauen Schäumen und Toben, durch das die *Silver Arrow* während der vergangenen beinahe sechzig Stunden gestampft war, lag das Meer fast ruhig da.

Was nicht bedeutete, daß es wirklich *ruhig* war. Jemandem, der zum erstenmal in seinem Leben einen Fuß auf die Planken eines Schiffes gesetzt hätte, wäre das Schaukeln und Wiegen der *Arrow* wie ein wütendes Aufbäumen vorgekommen, und der Wind riß noch immer eisiges Salzwasser von der Meeoberfläche hoch und hüllte das Schiff in eine Wolke aus Kälte und alles durchdringender Feuchtigkeit.

Kapitänleutnant Thornton Thruman nahm das alles nur am Rande wahr; mit einem winzigen Teil seines Bewußtseins, der beinahe unabhängig von seinem normalen Denken und Handeln funktionierte. Sein Hauptaugenmerk galt dem Meer, genauer gesagt, einer ganz bestimmten Stelle weniger als eine halbe Seemeile leewärts der *Arrow*.

Thruman sah sich unschlüssig um, winkte seinen Ersten Offizier heran und zog das Glas wieder auseinander, als der Mann einen Schritt neben ihm stehenblieb, die Absätze zusammen knallte und zackig salutierte. Thruman zog eine Grimasse.

»Hören Sie gefälligst mit dem Quatsch auf, Mister Spears«, sagte er. »Wir sind hier nicht auf der Marineakademie, und auch nicht im Hafen. Hier – schauen Sie lieber dorthin und sagen Sie mir, was Sie sehen.«

Spears griff gehorsam nach dem Glas und blickte konzentriert in die Richtung, in die der ausgestreckte Arm des Kapitäns deutete. Thruman beobachtete aufmerksam seinen Gesichtsausdruck. Zuerst waren die Züge des IO schlaff und blaß wie immer, dann, ganz plötzlich, erschien ein zuerst überraschter, dann beinahe erschrockener Ausdruck darauf. Thruman unterdrückte im letzten Moment ein zufriedenes Nicken, als Spears das Glas absetzte und nun mit bloßem Auge nach Osten starrte.

»Was ist das?« murmelte er.

Thruman hob die Schultern. »Das weiß ich so wenig wie Sie, Mister Spears«, antwortete er. »Zuerst hielt ich es für ein Tier. Es haben sich schon Wale in diese Gewässer verirrt.«

»Ich weiß.« Spears nickte, ohne den Blick von dem grauschwarzen Schatten zu nehmen, der immer wieder hinter den Wellen verschwand und erneut auftauchte, ein ewiges Auf und Ab, das eine beinahe einschläfernde Wirkung auf jeden Betrachter hatte. »Aber dafür ist es zu groß. Ich kenne mich da aus, Sir.«

»Ich weiß. Deshalb habe ich Sie gerufen. Sie haben früher auf einem Walfänger gearbeitet, nicht wahr? Was könnte das sein?«

Spears wiegte unschlüssig den Kopf. »Ich habe keine Ahnung, Sir«, gestand er schließlich. »Es muß fast doppelt so groß sein wie der längste Blauwal, von dem ich je gehört hätte. Das Ding ist mindestens viermal so groß wie die *Arrow*. Vielleicht ein Riff, ein Felsen, der nicht auf den Karten verzeichnet ist.«

Thruman blickte ihn eine endlose Sekunde lang an, dann schüttelte er den Kopf und deutete auf den monströsen Schatten hinaus. »Es bewegt sich, Spears.«

Spears erschrak sichtlich. »Sind Sie... sicher, Sir?« fragte er. »Ich meine, die See ist unruhig, und...«

»Ich *bin* sicher«, sagte er betont. »Ich beobachtete dieses Ding schon die halbe Nacht hindurch. Es bewegt sich. Es hält immer den gleichen Abstand zur *Arrow*, Spears.« Er atmete ein, ganz in der Art, als wolle er weiterreden, besann sich aber dann anders und nickte nur bekräftigend. »Ich irre mich nicht, Spears. Das Ding bewegt sich. Mit der exakt gleichen

Geschwindigkeit wie wir.«

Es gab etwas, was er nicht aussprach. Es war nicht nur die Größe des *Dinges*, die ihn beunruhigte. Er war sicher, daß es keiner der anderen bemerkt hatte, denn das knappe Dutzend Männer, das die gesamte Besatzung des kleinen Schoners bildete, hatte während der Nacht alle Hände voll zu tun gehabt, das Schiff gegen den Sturm zu legen und der berühmten Steilküste nicht zu nahe zu kommen. Aber er hatte es gesehen. Den Schatten. Seine Bewegung, gleichzeitig träge wie elegant, ein ungeheuer machtvolles Pflügen und Gleiten immer dicht unter der Wasseroberfläche. Und das Licht. Drei- oder viermal hatte er einen schwachen, aber trotzdem deutlichen Lichtschein gesehen, einen Punkt grünlichgelber, flackernder Helligkeit dicht *unter* der Wasseroberfläche.

Aber das sprach er lieber nicht aus.

»Seetang«, sagte Spears plötzlich.

Thrumen schrak aus seinen Gedanken hoch, blinzelte einen Moment verstört und sah den IO fragend an. »Wie meinen Sie das?«

»Es kommt vor«, antwortete Spears, noch immer aus eng zusammengekniffenen Augen nach Osten starrend. »Nicht in diesem Teil der Welt und auch nicht sehr häufig. Aber es kommt vor. Manchmal bilden sich gewaltige schwimmende Inseln aus Seetang, so groß wie eine Stadt. Haben Sie schon einmal von der Sargasso-See gehört?«

Thrumen lächelte verzeihend. »Ich bin in Ihren Augen vielleicht nur ein Süßwassermatrose, IO«, sagte er. »Aber ich kann lesen.«

Der Offizier schluckte nervös, schien plötzlich nicht mehr zu wissen, wohin mit seinen Händen, und rettete sich in ein gequältes Lächeln. »Es tut mir leid, Sir. Ich wollte Sie nicht beleidigen.«

Thrumen winkte ab. »Schon gut. Sie denken also, es könne sich um Seetang handeln?«

»Ich... weiß nicht, Sir«, stotterte Spears, der über seine eigene Idee plötzlich gar nicht mehr so glücklich zu sein schien wie noch vor Sekunden. »Das Ding muß an die siebzig Yards messen.«

»Vielleicht wäre das eine Erklärung«, murmelte Thrumen. »Sie haben den letzten Befehl aus London erhalten, nehme ich an. Wir sollen nach allem Ungewöhnlichen Ausschau halten. Es sind mehrere kleine Schiffe verschwunden seit dem Winter.«

Spears antwortete nicht, und nach einer Weile fuhr der Kapitän fort: »Diese Sargasso-See, Mister Spears... man sagt, daß schon Schiffe hineingeraten und so vom Tang umschlungen worden sind, daß sie nie wieder herauskamen. Stimmt das?«

»Ich habe keine Ahnung«, gestand Spears. »Aber wenn Sie meine persönliche Meinung hören wollen...«

»Das will ich«, sagte Thruman, als der IO nicht weitersprach.

»Seemannsgarn«, sagte Spears. »Eine kleine Segeljolle kann sich vielleicht darin verfangen, oder ein Ruderboot. Aber kein Schiff wie die *Arrow*. Nicht einmal eines der Fischerboote, die hier verschwunden sein sollen.« Er deutete mit einer Kopfbewegung auf die Steilküste Schottlands, die auf der anderen Seite des Schiffes wie ein weißer Kreidestrich zwischen Himmel und Meer sichtbar war. »Die Küste hier ist für ihre Strömungen und Tücken bekannt.«

»Ich weiß«, sagte Thruman seufzend. »Aber trotzdem... Befehl ist Befehl. Mister Spears, wir nehmen Kurs auf diese Erscheinung. Mal sehen, ob sie unserem Motor davonläuft.«

Spears salutierte hastig, fuhr herum und lief, schräg gegen den Wind geneigt, zum Steuerruder zurück. Thruman hörte ihn Befehle brüllen. Wenige Augenblicke später begann sich die stumpfe Nase mit einer täuschend langsamen Bewegung nach Osten zu drehen, genau auf den gewaltigen, langgestreckten Umriß eine halbe Meile entfernt zu. Kurz darauf begann das Deck unter seinen Füßen sanft zu beben, als das Patrouillenboot Fahrt aufnahm.

Ganz langsam kam der Schatten näher. Es war wie die Male zuvor – er entfernte sich von der *Arrow* und schien dabei ein Stück tiefer unter die Meeresoberfläche zu gleiten, aber Thrumans Rechnung schien aufzugehen. Der vollen Kraft der beiden Motoren, die im Bauch der *Arrow* tuckerten, hatte die Erscheinung nichts entgegenzusetzen. Langsam, sehr sehr langsam, aber trotzdem unaufhaltsam, verringerte sich die Entfernung zwischen dem Patrouillenschiff und dem sonderbaren Ding.

Aus dem zerfaserten, scheinbar formlosen Schatten, der das Schiff die ganze Nacht über begleitet hatte, wurde ein langgestreckter, gewaltiger Umriß. Thruman erschrak insgeheim, als er sah, daß Spears Schätzung eher zu vorsichtig gewesen war. Der Schatten war so breit, wie die *Arrow* vom Bug bis zum Achtersteven maß, und dabei gut fünfmal so lang wie sein Schiff. Mindestens achtzig Meter, schätzte er, wenn

nicht mehr. Es gab auf der ganzen Welt kein Tier, das so groß war. Keines, das der Wissenschaft bekannt gewesen wäre, verbesserte er sich in Gedanken. Die Meere waren groß und selbst heute noch zum Teil unerforscht, und in ihren lichtlosen Tiefen mochten Geschöpfe leben, die sich selbst die gewaltigste Phantasie nicht vorzustellen vermochte. Was, wenn das *Ding* da vorne nun keine schwimmende Tanginsel war, sondern ein Meeresungeheuer, das sie mit ihrer beharrlichen Verfolgung reizten? Er hatte Spears vorhin mit voller Absicht nicht die ganze Wahrheit gesagt. Zwei von den Schiffen, die in den letzten Wochen in diesem Teil Schottlands gesunken oder schlichtweg verschwunden waren, waren größer als die *Arrow* gewesen. Weitaus größer.

Aber es gab etwas, was sie nicht gehabt hatten.

Mit einer entschlossenen Bewegung drehte sich Thruman vom Schanzkleid weg, machte Spears oben am Steuerruder mit einer Handbewegung auf sich aufmerksam und deutete dann zuerst auf den Schatten, dann auf die wuchtige, mit wasserdichten Planen abgedeckte Kanone am Bug des Schiffes. Spears schien einen unmerklichen Moment zu zögern, dann nickte er übertrieben pantomimisch, damit Thruman die Bewegung auch sah, und löste das Sprechrohr neben sich aus der Halterung.

Nicht einmal zwei Minuten später erschienen drei Männer an Deck, eilten zum Bug und begannen, das Geschütz feuerbereit zu machen. Das hochspritzende Wasser durchnäßte sie in wenigen Augenblicken bis auf die Haut, aber sie waren Männer, die wußten, was sie taten, und jeden Handgriff hundertmal geübt hatten.

Die Entfernung zwischen dem fliehenden Schatten – denn anders konnte man sein Verhalten beim besten Willen nicht mehr benennen – und der *Arrow* war auf weniger als zweihundert Yards zusammengeschmolzen, als die Kanone feuerbereit war. Aber Thruman zögerte noch. Sie waren dem Ding sehr nahe gekommen, und was er sah, verstörte ihn zutiefst. Es war ein Gigant, ein titanisches langgestrecktes Etwas wie ein ins Absurde vergrößerter Delphin, ohne sichtbare Flossen oder andere Fortbewegungsmittel, der sich trotzdem mit fast unglaublicher Schnelligkeit zu bewegen wußte. Wenn es ein Tier war, dachte er, dann mußte es stark genug sein, ein Schiff wie die *Arrow* schlichtweg zu zermalmen. Wenn er ihm die Chance dazu ließ. Für einen

Moment dachte er noch an das halbe Dutzend Schiffe, das mitsamt seinen Besatzungen spurlos verschwunden war, dann hob er den Arm, sah den Mann an der Kanone auffordernd an – und senkte mit einem Ruck die Hand.

Mit einem dumpfen Krachen entlud sich die Waffe. Das Geschloß raste in einer langgestreckten Parabel auf den Schatten zu, brach gischtend durch die Wasseroberfläche und traf ihn dicht hinter der Stelle, an der sein Schädel sitzen mußte; wenn er so etwas wie einen Schädel besaß. Einen Sekundenbruchteil später blitzte es zwanzig Fuß unter dem Meer grell auf, und dann nahm ein wahrer Vulkan von hochspritzendem Schaum und Wasser und wirbelnden silbernen Luftblasen Thruman und den anderen die Sicht.

Es war ein Blattschuß. Ein Treffer wie aus dem Lehrbuch, wie er genauer nicht mehr sein konnte. Ein dumpfer, berstender Ruck ging durch den Rumpf des Schiffes, und irgend etwas Gigantisches, Graues, schien sich hinter dem Vorhang aus kochendem Schaum aufzubäumen. Plötzlich begann das Meer zu zittern. Ein ungeheuerlicher Schatten huschte unter der *Arrow* hindurch, vollführte eine fast unmögliche Drehung und versank wie ein Stein. Die gewaltige Masse des Ungeheuers reichte, für Sekunden einen Sog zu erzeugen, der selbst die *Arrow* in Bewegung setzte. Der kleine Schoner legte sich auf die Seite, wurde nach vorne und herab gezogen und begann sich wie ein Kreisel zu drehen, ehe die Kraft der Motoren den Sog des Wassers brach und es stampfend und bockend zum Stillstand brachte. Mühsam rappelte sich Thruman auf. Der plötzliche, mehrfache Ruck hatte nicht nur ihn von den Füßen gerissen, aber keiner seiner Männer schien ernsthaft verletzt zu sein, wie er mit einem raschen Blick feststellte. Einer von ihnen war sogar schon wieder dabei, die Kanone neu zu laden, falls das Monstrum ein zweites Mal auftauchen sollte.

Allmählich beruhigte sich das hektische Schaukeln und Zittern des Schiffes. Das Meer schäumte noch immer, und aus der Tiefe stiegen unablässig große, glitzernde Luftblasen empor und zerplatzten rings um die *Arrow* – aber von dem Ungeheuer war keine Spur mehr zu sehen. Die Granate mußte es auf der Stelle getötet und zurück in das eisige dunkle Grab geschleudert haben, aus dem es auferstanden war.

Und gleichzeitig wußte Thruman, daß es nicht so war. Die Kanone war eine gewaltige Waffe; ihre Granaten mochten in

ihrer Wirkung fürchterlich genug sein, einen Elefanten zu töten, vielleicht sogar einen von Spears Blauwalen. Aber ein Lebewesen von der fünffachen Größe der *Arrow*! Wie ein Jäger, der einer noch unsichtbaren Beute auf lauert, spürte er einfach, daß das Ungeheuer noch da war, tief unter ihnen, verborgen und versteckt, aber lauernd.

Plötzlich erbebt das Schiff unter seinen Füßen wie unter einem Hammerschlag, er hörte Schreie, ein gewaltiges Rauschen und Klatschen, als breche etwas Riesiges unmittelbar hinter der *Arrow* durch die Meeresoberfläche, fuhr herum – und erstarrte vor Entsetzen.

Das letzte, was Kapitänleutnant Thruman in seinem Leben sah, war eine haushohe, wie eine Wand aus Glas nach vorn geneigte Bugwelle, hinter der ein gewaltiger, schwarzgrau glänzender Schatten heranraste und die *Arrow* unter sich zermalmte.

Wir waren hinaufgegangen – nicht in die Bibliothek, denn nach vier Tagen, in denen ich mich darin eingeschlossen und praktisch ununterbrochen gearbeitet hatte, glich sie eher einem Trümmerhaufen als einem bewohnbaren Zimmer –, und Mary hatte uns frischen Kaffee gebracht, dazu ein Tablett mit belegten Broten, über die Bannermann ohne ein weiteres Wort hergefallen war, als wäre er ausgehungert. Und obwohl ich vor Neugierde schier aus den Nähten platzte, hatte ich mich geduldet und die Zeit genutzt, ihn eingehend zu mustern.

Sein Anblick erschütterte mich. Ich hatte Bannermann als zwar ernsten, aber durchaus lebensbejahenden Menschen in Erinnerung, als einen Mann, der vielleicht nicht glücklich war mit dem Platz, den ihm das Schicksal zugewiesen hatte, aber das Beste daraus zu machen verstand.

Jetzt saß ich einem körperlichen und seelischen Wrack gegenüber. Mein erster Eindruck, daß er krank sei, war falsch gewesen. Die dunklen Linien in seinem Gesicht waren Spuren, die Sorge und Not hineingegraben hatten, und das Feuer in seinen Augen brannte vor Verbitterung. Seine Hände zitterten unentwegt, und obwohl er vier oder fünf Tassen Kaffee in sich hineinschüttete, blieben seine Lippen trocken und rissig. Ich war nicht sehr überrascht, als er sein Frühstück beendet hatte und mich um einen Whisky bat.

Schweigend stand ich auf, füllte ein Glas und nahm

vorsichtshalber die Flasche gleich mit zurück zum Tisch. Bannermann leerte den ersten Drink, schenkte sich das Glas erneut – und bis unter den Rand – voll und trank beinahe gierig. Als er meinen Blick bemerkte, stockte er für einen Moment. Aber nur für einen Moment.

»Wie lange trinken Sie schon?« fragte ich, als er sich den dritten Whisky eingoß.

Bannermann sah mich ernst an, nahm einen gewaltigen Schluck und drehte das Glas in den Fingern. »Seit ein paar Wochen«, sagte er. »Ich habe noch nicht viel Übung darin. Aber ich lerne es schon.« Er sah auf, starrte mich einen Moment lang an und verzog die Lippen zu einem schmerzlichen Lächeln. »Ich habe versucht, mich zu Tode zu trinken. Aber es geht nicht.«

Als er das Glas das nächste Mal ansetzte, griff ich nach seiner Hand und drückte sie herunter. Bannermann grunzte unwillig und versuchte meine Hand abzustreifen, aber ich schüttelte nur den Kopf, beugte mich vor und nahm ihm Glas und Flasche weg.

»Sie wollten etwas von mir«, sagte ich. »Schon vergessen, Bannermann?«

Bannermann griff nach dem Glas und funkelte mich ärgerlich an, als ich abermals abwehrte. »Zum Teufel, geben Sie die Flasche her, Craven«, raunzte er. »Ich brauche einen Schluck!«

Ich blieb stur. »Warum sind Sie gekommen, Bannermann?« fragte ich scharf. »Wollen Sie meine Hilfe oder meinen Whisky?«

»Beides«, murmelte Bannermann.

»Das geht nicht. Sie können die Flasche haben und damit verschwinden – oder Marys vorzüglichen Kaffee trinken und mit mir reden. Entscheiden Sie sich.« Ich verkorkte die Flasche, stand umständlich auf und trug sie fort. Bannermanns Augen schienen zu brennen, als ich zurückkam. Seine Finger spannten sich so fest um die Tischkante, als wolle er das Möbelstück zerbrechen. Plötzlich nickte er.

»Sie haben recht. Entschuldigen Sie, Craven. Es tut mir leid.«

»Was ist geschehen?« fragte ich. »Was ist mit Ihnen passiert, Kapitän?«

Bannermann schürzte die Lippen. »Vergessen Sie den Kapitän«, sagte er. »Ich bin es nicht mehr.«

»Sie haben abgeheuert?« fragte ich überrascht.

Bannermann lachte rauh. »Nicht direkt. Ich habe mein Kapitänspatent zwar noch, aber es gibt im ganzen Empire keinen Reeder mehr, der mir noch sein Schiff anvertrauen würde.« Er schwieg einen Moment, und wieder schien sein Blick geradewegs durch mich hindurch zu gehen. Seine Kiefer preßten sich aufeinander.

»Ich bin am Ende, Craven«, sagte er. »Erledigt. Ich habe mein Schiff verloren. Mein Name steht ganz oben auf allen schwarzen Listen, die Sie sich denken können. Ich habe versucht, einen Job zu finden, aber niemand will mich mehr.« Einen Moment lang blickte ich ihn verständnislos an. »Ich begreife nicht ganz, wovon Sie reden«, gestand ich schließlich. »Dr. Gray sagte mir, er hätte die Sache in Ordnung gebracht, und...«

»Ich spreche nicht von der *Lady*«, unterbrach mich Bannermann. »Ihr Anwalt hat sein Wort gehalten. Das Seegericht hat mich freigesprochen.«

»Das will ich hoffen«, murmelte ich. »Der Spaß hat mich genug Geld gekostet.«

»Geld?« Bannermann runzelte die Stirn.

Ich nickte. »Aber natürlich. Warum, glauben Sie wohl, hat die Reederei nicht auf einer vollständigen Aufklärung der Sache bestanden? Ich habe die *Lady of the Mist* bezahlt, bis auf den letzten Penny. Ganz abgesehen davon waren Sie unschuldig.« »Wen interessiert das schon?« murmelte Bannermann. »Ich werde mit Ihrer Reederei sprechen«, sagte ich. »Ich bin sicher, in dieser Angelegenheit etwas für Sie tun zu können. Schlimmstenfalls«, fügte ich mit einem nicht ganz echt klingenden Lachen hinzu, »kaufe ich Ihnen ein Schiff.«

Bannermann starrte mich an, und ich begriff, daß ich wieder einmal das falschestmögliche überhaupt gesagt hatte. In diesen Dingen begann ich ein gewisses Talent zu entwickeln.

»Geld«, murmelte er. »Sie gehören wohl auch zu den Menschen, die glauben, alles mit *Geld* erreichen zu können, wie?«

Er spie das Wort hervor, als wäre es eine Obszönität. »Zum Teufel, Craven, wenn ich Geld von Ihnen haben wollte, hätte ich Ihnen einen Brief geschrieben. Ich bin hier, weil ich am Ende bin. Ich... ich kann nicht mehr. Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll. Wenn es mir nicht gelingt, meine Unschuld zu beweisen, finde ich nicht einmal mehr einen Job als

Parkwächter. Wissen Sie, was einem Kapitän passiert, der zweimal hintereinander sein Schiff und den größten Teil seiner Mannschaft verliert? Sie könnten die gesamte englische Flotte kaufen, Craven. Niemand würde mehr unter meinem Kommando fahren.«

»Was ist passiert?« fragte ich zum zweitenmal.

Bannermann starrte mich an und schwieg, und nach einigen Sekunden stand ich auf, schenkte ihm noch einen Whisky ein. Seine groben Finger spannten sich so fest um das Glas, daß ich fürchtete, es würde zerbrechen. Aber er schüttete den Alkohol wenigstens nicht mehr in sich hinein wie Wasser, sondern trank langsam und fast bedächtig.

»Lesen Sie keine Zeitung?« fragte er plötzlich.

Ich verneinte. »Fast nie. Warum?«

»Sie wüßten, warum ich hier bin, täten Sie es«, antwortete Bannermann. »Es war vor... vor zweieinhalb Monaten. Ich habe ziemlich schnell wieder ein Kommando bekommen, nach der Geschichte mit der *Lady*, wissen Sie? Nichts Besonderes, nur ein altersschwacher Schoner, der Bananen und Taranteln von Britisch Kolumbien nach Aberdeen brachte, aber es war ein Kommando. Wir waren dicht unter der Küste, keine zwei Stunden mehr vom Hafen entfernt, als wir in einen Sturm gerieten. Nicht besonders schlimm, aber heftig genug, um draußen zu bleiben. Ich wollte... abwarten, bis das Schlimmste vorbei war, und dann in aller Ruhe in den Hafen einlaufen.« Er stockte, trank wieder einen kleinen Schluck und fuhr sich nervös mit der Zungenspitze über die Lippen.

»Ich habe das Schiff verloren«, sagte er plötzlich. »Außer mir ist nur ein einziger Mann der Besatzung mit dem Leben davongekommen. Wir sind gesunken.«

»Der Sturm?« fragte ich leise.

Bannermann starrte mich an, trank nervös und schüttelte plötzlich den Kopf. »Nein... Sie... Sie sind der einzige, dem ich es erzählen kann. Der einzige, der mir glauben würde. Ich habe versucht, die Wahrheit zu sagen, aber sie halten mich für verrückt. Sie glauben, ich wäre ein Feigling und Versager. Sie denken, ich hätte alles erfunden, um mich zu rechtfertigen.« »Was sollen Sie erfunden haben?« fragte ich.

»Das Ungeheuer«, antwortete Bannermann. Fragend sah ich ihn an, aber es dauerte eine geraume Weile, bis er begriff, daß ich nicht lachen würde, und weitersprach: »Ich weiß nicht, was

es war.« Sein Blick wich dem meinen aus, und seine Finger fuhren in einer unablässigen Folge kleiner, unbewußter nervöser Bewegungen über den Rand des Glases, das ich ihm gereicht hatte. Seltsamerweise trank er nicht mehr. Es schien ihm zu genügen, es in der Hand zu halten. »Zuerst dachten wir, es wäre ein Wal. Sie verirren sich manchmal in diese Gewässer, wissen Sie?«

Ich nickte, obwohl ich das ganz und gar nicht wußte, aber Bannermanns Frage war ohnehin rein rhetorisch gewesen. »War es einer?« fragte ich. Bannermann lachte, hob nun doch das Glas an die Lippen, trank einen mächtigen Schluck und hustete. »Nein«, sagte er, nachdem sich sein Atem wieder beruhigt hatte. »Es... es kam näher, und da konnten wir sehen, wie groß es war. Viel größer als unser Schiff. Viel zu groß für einen Wal. Mein Gott. Craven, ich... ich habe niemals ein Lebewesen gesehen, das so verdammt groß war.«

»Wie groß?« fragte ich betont. »So groß wie...«

»Wie das Ding, das die *Lady* vernichtet hat?« führte er den Satz zu Ende.

Ich nickte, und Bannermann schüttelte den Kopf.

»Nein. Es war größer, viel größer. Achtzig Yards, schätze ich. Wenn nicht mehr. Und es bewegte sich unglaublich schnell. Es... es kam näher wie ein Torpedo.«

»Sind Sie sicher, daß es ein Lebewesen war?« fragte ich.

Bannermann lachte rau. »Was soll es sonst gewesen sein?« »Es hat das Schiff ein paarmal umkreist. Es war riesig, groß wie ein Berg, aber es hat sich so elegant bewegt wie ein Delphin. Ein paarmal ist es untergetaucht und wieder hochgekommen. Und dann... dann...« Er stockte, leerte sein Glas mit einem hastigen Zug und hielt es mir hin. Ich schüttelte den Kopf.

»Was dann?« fragte ich.

»Dann hat es das Schiff gerammt«, sagte Bannermann. Seine Stimme begann zu zittern, und als ich in seine weit aufgerissenen Augen blicke, begriff ich, daß er in diesem Moment alles noch einmal erlebte.

»Es... es ging alles so schnell«, sagte er. »Ich weiß nicht einmal, was wirklich passiert ist. Es gab einen Schlag, und dann brach das Schiff auseinander, einfach so, wie von einer Breitseite getroffen. Ich selbst stand vorne am Bug, als es passierte, zusammen mit McGillycaddy.«

»McGillycaddy?« unterbrach ich ihn.

»Der Mann, von dem ich Ihnen erzählt habe, Craven«,

antwortete Bannermann. »Der einzige Überlebende, außer mir. Mein Zahlmeister. Wir wurden über Bord geschleudert, aber ich konnte deutlich sehen, wie das Ungeheuer das Schiff in die Tiefe gerissen hat. Es... es ist nichts übrig geblieben, Craven, buchstäblich nichts. Nicht einmal Trümmer.«

»Und die Besatzung?« fragte ich.

Bannermanns Miene verdüsterte sich. »Tot«, sagte er. »Sie müssen ertrunken sein. Ertrunken oder von diesem Monstrum verschlungen.«

Er sprach nicht weiter, und auch ich schwieg eine ganze Weile. Bannermann war niemand, der mit dem Entsetzen Scherze trieb. Und ich konnte ihm ansehen, daß er nicht log. Nein – er glaubte an das, was er sagte. Was nicht hieß, daß es die Wahrheit war. »Was geschah weiter?« fragte ich schließlich.

»Wir wurden gerettet«, sagte Bannermann. »Ich weiß selbst nicht genau, wie, aber McGillicaddy und ich schafften es, dem Ungeheuer zu entgehen. Ein Fischerboot kam und holte uns raus. Ich bin dann zur Hafenverwaltung gegangen.«

»Aber niemand hat Ihnen geglaubt«, sagte ich.

Bannermann nickte. »Natürlich nicht«, sagte er. »Niemand hat dieses Ding gesehen oder jemals von einem solchen Wesen gehört. Ich hätte es selbst nicht geglaubt, wäre ich an ihrer Stelle gewesen.«

»Aber Sie hatten einen Zeugen«, erinnerte ich. »Diesen Macgullygally...«

»McGillicaddy«, half Bannermann aus. »Lachen Sie nicht – er heißt wirklich so. Er war meine ganze Hoffnung. Er hat das Ding genauso gesehen wie ich; sogar noch deutlicher. Aber er ist verschwunden. Ich habe nach ihm gesucht, aber niemand hat ihn gesehen, seit wir an Land gegangen sind. Wahrscheinlich ist er vor Angst halb verrückt geworden und hat sich irgendwo verkrochen.«

»Und was geschah weiter?«

»Nichts«, murmelte Bannermann. »Es wird eine offizielle Untersuchung geben, heißt es. Aber ich kann mir denken, wie sie ausgeht. Sie haben keinen Hehl daraus gemacht, daß sie mir nicht glauben. Seither laufe ich durch die Gegend und versuche, einen Job zu bekommen. Aber niemand gibt mir einen. Sie jagen mich davon, wenn sie nur meinen Namen hören, Craven. Sie behandeln mich wie einen Aussätzigen.«

»Und was wollen Sie jetzt von mir?« fragte ich sanft.

Bannermann starrte mich aus brennenden Augen an. »Ihre Hilfe, Craven«, sagte er. »Sie sind der einzige, der mir helfen kann. Sie... Sie wissen, daß es solche Dinge gibt. Sie haben Einfluß. Sie... Sie sind...«

»Ein Hexer?« unterbrach ich ihn scharf. »Sprechen Sie es ruhig aus. Was erwarten Sie von mir? Daß ich mit den Fingern schnippe und einen Zauberspruch sage, der alles wieder in Ordnung bringt?«

Meine Worte waren von unangemessener Schärfe und taten mir beinahe sofort wieder leid. Ich lächelte entschuldigend. »Tut mir leid, Kapitän«, fuhr ich fort. »Aber im Ernst: Was glauben Sie, sollte ich tun? Ich weiß, wie man das Wort *Schiff* schreibt, und damit hört meine Erfahrung mit der christlichen Seefahrt auch schon auf.«

»Sie sind der einzige, der mir helfen kann«, murmelte Bannermann. »Craven – ich beschwöre Sie! Ich bin erledigt, wenn es mir nicht gelingt, zu beweisen, daß dieses Ungeheuer existiert.«

»Und Sie glauben, ich könnte es?« Ich seufzte, schüttelte den Kopf und senkte für einen Moment den Blick. »Es tut mir leid, Bannermann«, fuhr ich fort. »Selbst, wenn ich wollte – ich kann London nicht verlassen. Nicht im Moment.«

»Ich brauche Ihre Hilfe, Craven«, sagte Bannermann. Seine Stimme klang nicht nur verzweifelt, sondern flehend. »Sie... Sie schulden es mir.«

Mit einem Ruck sah ich auf. Bannermanns Blick flackerte wie der eines Wahnsinnigen, aber er war trotzdem so fest, daß ich es nach einer Weile war, der das stumme Duell aufgab und wegsah.

Sie schulden es mir. Seine Worte schienen auf unheimliche Weise hinter meiner Stirn nachzuhallen.

O ja, ich schuldete es ihm. Ich schuldete ihm mehr, als ich ihm jemals geben konnte. Sein Leben hatte sich geändert, im gleichen Moment, in dem ich hineingetreten war.

Vielleicht hatte er recht. Ich hatte in den letzten Monaten immer nur genommen. Ich schuldete nicht nur Bannermann etwas, sondern beinahe jedem, mit dem ich in Berührung gekommen war, seit ich aus den Staaten nach England übersiedelt war. Vielleicht war es an der Zeit, daß ich anfang, meine Schulden zurückzuzahlen.

Kälte umgab sie, eine Kälte, wie sie sie nie zuvor im Leben gespürt hatte, und gleichzeitig ein eigentümliches Gefühl des Schwebens und Gleitens. Irgend etwas Körperloses schien sie zu berühren, überall zugleich und doch nirgends, und als sie die Augen öffnete, war das einzige, was sie sah, eine fast stoffliche Dunkelheit.

Wieso lebte sie noch?

Sekundenlang überlegte Jennifer ernsthaft, ob das der Tod war, verwarf diesen Gedanken aber rasch wieder. Obwohl alles fremd und furchteinflößend in seiner Unverständlichkeit war, war es auf der anderen Seite doch wieder zu profan, zu lebendig, als daß es das Reich jenseits des Sterbens sein konnte.

Sie versuchte sich zu erinnern, aber die Bilder hinter ihrer Stirn wirbelten ziellos durcheinander und weigerten sich, eine sinnvolle Folge zu ergeben. Sie war über Bord gestürzt und hatte versucht zu schwimmen, und dann waren die Hände gekommen und hatten sie herabgezerrt, hinunter in das Schweigen und die Eiskälte des Sees.

Aber wieso lebte sie? Schon die Kälte und der Druck, der auf dem Grund dieses meilentiefen Schachtes herrschen mußte, hätten sie töten müssen, wäre sie nicht vorher schon ertrunken.

Wieder wurde sie sich der Kälte und des Gefühles einer unsichtbaren, aber sehr kraftvollen Berührung bewußt, und plötzlich erinnerte sie sich auch wieder, woher sie diese Empfindung kannte.

Schwimmen. Es war das Gefühl, in eiskaltem, unbewegtem Wasser zu sein.

Erschrocken hob sie die Hand ans Gesicht. Sie fühlte den Widerstand, als ihre Finger das Wasser teilten und ihre eiskalte, nasse Haut berührten, über ihre Wangen und ihr Kinn glitten, die Lippen ertasteten...

Ihr Herz schien mit einem schmerzhaften Schlag aus dem Takt zu geraten, als sie begriff, daß sie *unter Wasser* war, tief unten auf dem Grunde von Loch Firth, Hunderte und Aberhunderte von Fuß unter seiner eisigen glitzernden Oberfläche. Sie schwebte frei in einem grenzenlosen schwarzen Nichts, eingeschlossen von Wasser – Wasser, das ihren Mund füllte, das sie töten würde!

Jennifer unterdrückte im letzten Moment den Impuls, zu schreien. Ihre Gedanken überschlugen sich, Todesangst überschwemmte den winzigen Rest klaren Bewußtseins, der ihr

geblieben war. Sie fuhr hoch, spürte, wie sie in der sanften Umarmung des Wassers zu schweben begann und stieß mit der Schulter gegen muschelverkrusteten Stein. Verzweifelt preßte sie die Kiefer aufeinander, hielt den Atem an, um bloß den winzigen Rest kostbarer Luft, der noch irgendwo in ihren Lungen sein mußte, nicht zu verschwenden, tastete im Dunkeln um sich und fühlte rauhen Fels – die Decke einer unterseeischen Höhle, in die sie hineingezerzt worden war!

Wie von Sinnen fuhr sie herum, drehte sich fünf-, sechsmal um ihre eigene Achse und machte ziellose Schwimmbewegungen, prallte gegen eine Wand, wurde zurückgetrieben und griff abermals mit den Händen in die Schwärze. Plötzlich war der Stein verschwunden, der Fels wich eisigem, leicht bewegtem Wasser, und nach einigen hastigen Schwimmszügen sah sie einen verschwommenen hellen Fleck vor sich. Licht! Das Licht der Sonne, das grünlich durch die Wassermassen über ihr drang!

Mit aller Macht kralte sie los.

Das Mädchen dachte in diesem Moment nicht mehr logisch. Hätte es Zeit zum Überlegen gefunden, wäre ihm rasch klar geworden, daß es gar nicht mehr leben durfte. Seit ihrem Erwachen waren Minuten vergangen, Minuten, in denen sie längst hätte ertrinken müssen, und sie brauchte noch einmal endlose Minuten, um das Ende des unterseeischen Tunnels zu erreichen und sich mit einer kraftvollen Bewegung abzustoßen, dem grünlichen Licht und der Luft unendlich weit über ihr entgegen.

Ihr Herz hämmerte wie rasend. Sie atmete noch immer nicht und der Druck auf ihre Brust stieg ins Unermeßliche, aber sie schwamm weiter, widerstand mit aller Macht dem Impuls, den Mund zu öffnen und tief einzuatmen, denn sie wußte, daß es den Tod bedeutete, betete, daß der winzige Rest von Luft in ihren Lungen noch einige Sekunden reichen würde – und durchstieß die Wasseroberfläche mit solcher Macht, daß sie fast bis zu den Hüften aus den eisigen Fluten herausschoß und klatschend zurückfiel. Ihr Gesicht geriet abermals unter Wasser, und sie konnte noch immer nicht atmen, aber der Sekundenbruchteil hatte immerhin gereicht, ihr zu zeigen, daß das Ufer nur wenige Schwimmszüge entfernt lag.

Sie verlangte ihrem Körper noch einmal das Letzte ab und fühlte plötzlich rauhen, mit spitzem Lavagestein durchsetzten Kies und Sand unter Knien und Brust.

Sie richtete sich auf, taumelte mit letzter Kraft ans Ufer und brach auf dem feuchten Sand in die Knie. Mit einem erleichterten Schrei öffnete sie die Lippen und sog die lebensrettende Atemluft in die Lungen.

Es ging nicht.

So sehr sie sich auch anstrengte – sie konnte nicht atmen. Ihre Kehle war wie zugeschnürt, und der Druck auf ihre Brust wuchs ins Unerträgliche.

Vor Jennifers Augen begann die Welt zu verschwimmen. Sie fiel, rollte sich instinktiv herum und hob den Kopf so, daß ihr Gesicht über Wasser geriet, riß noch einmal mit aller Macht den Mund auf und versuchte, Luft in ihre Lungen zu füllen. Aber es ging noch immer nicht.

Schwarze Nebel begannen vor ihren Augen zu wogen. Sie spürte, wie ihre Kräfte erlahmten. Ihr Körper schien plötzlich Tonnen zu wiegen. Langsam sank sie zurück. Das Wasser stieg an ihren Wangen empor, umspülte ihr Gesicht wie eine seidige, streichelnde Hand, berührte ihre Lippen und floß, zuerst nur tropfenweise, dann schneller und schneller in ihren Mund.

Das ist der Tod, dachte sie. Das Schicksal hatte sie nicht verschont, sondern sich nur einen letzten Scherz mit ihr erlaubt, ein winziger Funke von Hoffnung, dem eine um so größere Enttäuschung folgte.

Jennifer gab endgültig auf. Die schwarzen Schleier vor ihren Augen verdichteten sich, und die Kraft floß jetzt so rasch aus ihrem Körper, als wäre irgendwo eine unsichtbare Schleuse geöffnet worden. Ein furchtbarer Schmerz pochte unterhalb ihres Herzens.

Irgendwo hatte sie einmal gelesen, daß es schneller ginge, wenn man sich nicht wehrte und den Kampf auf diese Weise abkürzte.

Mit aller Macht überwand sie den instinktiven Impuls, den Atem anzuhalten, öffnete noch einmal den Mund und sog das Wasser tief in die Lungen.

Und im gleichen Moment konnte sie atmen.

Zwei Tage und endlose Stunden voller kopfschmerzverursachender Diskussionen später standen wir vor dem Büro der Scotia-Reederei in Aberdeen. Wir waren nicht

sofort aufgebrochen, wie Bannermann halbwegs gehofft haben mochte, sondern ich hatte einen weiteren Tag darauf verwandt, den ehemaligen Kapitän der *Lady of the Mist* in Marys Obhut zu entlassen, damit sie aus dem Wrack, als das er in meinem Haus erschienen war, wieder einen Menschen machte. Ich meinerseits hatte die Zeit genutzt, mich gründlich auszuschlafen – und gleichzeitig das, was man gemeinhin Beziehung nennt (und was in Wahrheit in den meisten Fällen schlichtweg *Geld* heißt) spielen zu lassen, um mehr über den geheimnisvollen Schiffsuntergang und seine Begleitumstände zu erfahren. Meine Anstrengungen hatten sich gelohnt. Ich hatte einiges in Erfahrung gebracht, was selbst Bannermann überrascht hätte. Nur ergab alles noch keinen rechten Sinn.

»Glauben Sie wirklich, es nutzt etwas?« fragte Bannermann. Es war nicht das erstemal, daß er diese Frage – wenigstens dem Sinn nach – stellte, seit wir den Zug verlassen und eine Mietdroshke zum Hafen genommen hatten. Und ich spürte auch, was sich dahinter verbarg.

Er wollte nicht hierher. Nicht zu dieser Reederei, und schon gar nicht in den Hafen. Hinter seinem gefaßten Äußeren war er halb verrückt vor Angst.

»Irgendwo müssen wir anfangen, oder?« sagte ich achselzuckend. Ich lächelte aufmunternd, drehte mich herum und wollte die kurze Eisentreppe hinaufsteigen, die zum Büro der *Scotia* hinaufführte, aber Bannermann hielt mich mit einem übermäßig kräftigen Griff am Ärmel zurück.

»Ich... möchte nicht mit«, sagte er. »Es wäre mir lieb, wenn...«

»Wenn Sie hier warten können?« Ich löste seine Hand von meiner Jacke und schüttelte entschieden den Kopf. »Kommt nicht in Frage, Bannermann. Sie wollten, daß ich Ihnen helfe, und ich tue es gern. Aber Sie müssen mich schon begleiten.«

Ohne auf seine Reaktion zu warten, wandte ich mich endgültig um, lief das halbe Dutzend Stufen hinauf und öffnete die Tür, ohne anzuklopfen. Bannermann folgte mir zögernd.

Das Büro der *Scotia* überraschte mich. Das Haus, zu dem Bannermann mich geführt hatte, war alles andere als vornehm gewesen, und sein Zugang lag in einem heruntergekommenen Hinterhof, der nach faulendem Fisch und Pferdemit stank. Ich hatte einen winzigen, mit schmutzigen Aktenschränken und verstaubten Regalen vollgestopften Raum erwartet, in dem

mich ein kurzsichtiger Angestellter mit abgewetzten Ärmelschonern begrüßte, aber das genaue Gegenteil war der Fall. Hinter den blinden Scheiben der ärmlichen Tür lag ein großzügig angelegter, beinahe kostbar eingerichteter Salon, der durch ein Oberlicht mit buntgetönten Scheiben hell erleuchtet war. Eine Anzahl großvolumiger Blumenkübel schufen eine behagliche Atmosphäre, und auf einem marmornen Sockel gleich neben dem Eingang stand das Modell eines prächtigen Viermasters. Auf der anderen Seite des Raumes, gut fünfzehn Schritte entfernt, thronte der gewaltigste Schreibtisch, den ich jemals zu Gesicht bekommen hatte. Der Mann dahinter war wenig kleiner als Rowlf, aber hinter dem monströsen Möbel schien er zu den Dimensionen eines Zwerges zusammenzuschrumpfen.

Beim Geräusch der Tür sah er auf, musterte erst mich, dann Bannermann mit unverhohlener Neugier und zauberte schließlich ein ebenso berufsmäßiges wie kaltes Lächeln auf seine Züge.

»Meine Herren?« fragte er. »Was kann ich für Sie tun?«

Ich wartete, bis Bannermann die Tür hinter uns wieder geschlossen hatte, räusperte mich übertrieben und ging mit festen Schritten durch den Raum. Die Blicke des Riesen folgten uns, und etwas an der Art, in der er Bannermann und mich abwechselnd ansah, gefiel mir nicht. Trotzdem lächelte ich so freundlich, wie ich nur konnte, blieb einen halben Schritt vor seinem Schreibtisch stehen und angelte eine Visitenkarte aus meiner Westentasche.

»Mein Name ist Craven«, sagte ich, während ich die Karte vor ihm auf den Tisch legte. »Robert Craven. Wenn Sie die Freundlichkeit besäßen, mich und meinen Partner bei Mister Jameson anzumelden?«

Der Vierschrötige musterte mich einen Moment stirnrunzelnd, griff mit spitzen Fingern nach meiner Karte und drehte sie ein paarmal in der Hand, ehe er sie scheinbar achtlos in der Jackentasche verschwinden ließ. »In welcher Angelegenheit?«

»In einer geschäftlichen«, antwortete ich, schon eine Spur schärfer. »Warum melden Sie mich nicht einfach Ihrem Boß? Meine Zeit ist kostbar, wissen Sie?«

Der Mann starrte mich an, und die Herablassung in seinem Blick machte kaum noch verhohlener Wut Platz. Aber meine Rechnung ging auf – nach einer weiteren Sekunde erhob er

sich und verließ das Zimmer durch eine ledergepolsterte Tür hinter seinem Schreibtisch.

Ich wandte mich an Bannermann. »Wer ist der Kerl?«

Der Kapitän zuckte mit den Achseln. »Ich habe keine Ahnung. Einer von Jamesons Angestellten. Er liebt es, sich mit solchen Muskelpaketen zu umgeben.« Er lächelte nervös. »Ziehen Sie jetzt bloß keine falschen Schlüsse, Craven. Jameson ist ein gefährlicher Mann. Er wird nicht sehr erbaut sein, mich zu sehen.«

Ich wollte antworten, aber in diesem Moment kam der Riese schon zurück und deutete mit einer knappen Handbewegung auf die offenstehende Tür hinter sich. »Mister Jameson erwartet Sie«, sagte er kurz angebunden.

Ich bedankte mich mit einem übertrieben freundlichen Kopfnicken – was mir einen zyankaligeschwängerten Blick des Vierschrötigen einbrachte –, winkte Bannermann, mir zu folgen, und trat durch die Tür.

Der Raum dahinter war so groß wie die Empfangshalle, entsprach aber schon mehr meiner Vorstellung eines Reedereibüros. Es gab den obligatorischen Schreibtisch und die ebenso obligatorischen Schiffsmodelle, dazu aber auch eine kleine bequem aussehende Sitzecke, auf die der Riese jetzt deutete.

»Mister Jameson kommt sofort«, knurrte er. »Nehmen Sie Platz.«

Wir gehorchten. Der Riese musterte mich noch einen Augenblick lang mißgelaunt, drehte sich auf dem Absatz herum und trollte sich. Bannermann sah ihm mit offenkundiger Besorgnis nach. Ich sah ihm an, daß er längst bereute, mich um Hilfe gebeten zu haben. Wahrscheinlich wünschte er sich jetzt weit, weit weg.

Es dauerte lange, bis Jameson kam. Sein »sofort« zog sich drei, vier, fünf Minuten hin, und schließlich stand ich auf und begann, eigentlich ziellos, im Raum auf und ab zu gehen. Nur, um mir die Zeit zu vertreiben, besah ich mir die Schiffsmodelle, die auf kunstvoll geschnitzten Sockeln im Raum standen.

Es waren wirklich sehr prachtvolle Modelle. Wer immer sie angefertigt hatte, mußte ein wahrer Künstler sein, denn sie zeigten jede noch so winzige Einzelheit ihrer Vorbilder. Vor allem das Modell eines gewaltigen, fünfmastigen Kriegsschiffes zog mich in seinen Bann.

Sein Original mußte ein wahrer Gigant sein; ein Ungeheuer mit vier Reihen übereinander angeordneter Geschütze auf jeder Seite, zwei gewaltigen, unter der Wasserlinie angebrachten Schaufelrädern und einem mächtigen Schornstein mittschiffs, der die Dampfturbine unter Deck verriet. Wie ich schon zu Bannermann gesagt hatte, verstand ich nichts von Schiffen und wußte mit Mühe und Not, daß das britische Empire die unumstritten größte Seemacht der Welt war. Trotzdem wunderte es mich ein wenig, noch nie von diesem Giganten der Meere gehört zu haben.

Dann fiel mein Blick auf das Messingschildchen daneben, das seinen Namen zeigte. Das Schiff hieß *Dagon*.

»Gefällt Ihnen das Modell?«

Die Stimme drang unangenehm schneidend in meine Gedanken, und ich wußte, daß mir ihr Besitzer nicht gefallen würde, noch bevor ich mich umdrehte und Jameson wie einen fetten Buddha unter der Tür stehen sah. In seinen kleinen, in fettig glänzende Wülste eingelassenen Augen stand ein mißtrauisch-lauernder Ausdruck, und das Lächeln auf seinen Zügen war nicht echt. Er war ungefähr so hoch wie breit.

Automatisch nickte ich. »Es ist... beeindruckend«, sagte ich. »Unter welcher Flagge fährt es?«

Jamesons Lächeln wurde wehmütig. »Unter keiner, fürchte ich.« Er zuckte mit den Achseln, schloß die Tür hinter sich und watschelte auf seinen kurzen Beinen näher. Irgendwie erinnerte er mich an eine bärtige Qualle. »Was Sie da sehen, Mister Craven«, sagte er, »ist eine kleine Marotte von mir. So eine Art Traum, wissen Sie? Ich habe mir immer gewünscht, einmal ein solches Schiff bauen zu können, aber ich fürchte, es wird stets ein Traum bleiben.« Er kam näher und strich mit seinen kurzen, dicken Wurstfingern beinahe liebevoll über den geschnitzten Achtersteven der *Dagon*.

»Was bedeutet der Name?« fragte ich.

Jamesons Lächeln wurde ein wenig unsicherer. »Dagon?« wiederholte er. »Nichts. Nichts, was irgendeine Bedeutung hätte, jedenfalls. Er geht auf eine alte Legende zurück. Ein Meeresgott, den die Maori verehren.« Er lächelte noch einmal, nahm plötzlich die Hand vom Mast des Schiffsmodells und wurde überganglos ernst.

»Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches, Mister Craven?« fragte er.

»Ich«, antwortete Bannermann an meiner Stelle.

Jameson erstarrte, drehte sich mit einer sonderbar mühsamen, abgehackten Bewegung herum und stieß ein ersticktes Keuchen aus.

»Bannermann!« krächzte er. »Sie... Sie wagen es, hierher zu kommen?«

»Wie Sie sehen, ja.« Bannermann schob trotzig das Kinn vor und trat einen Schritt auf Jameson zu. »Es gibt da ein paar Dinge zwischen uns, die noch zu klären sind.«

»Ich wüßte nicht, was!« schnappte Jameson. Plötzlich war der Ausdruck auf seinen feisten Zügen nur noch blanke Wut. »Ich habe Ihnen verboten, jemals wieder hierher zu kommen, Bannermann«, sagte er. »Und ich dachte, ich hätte mich deutlich genug ausgedrückt.«

Ich sah, wie sich Bannermanns Hände zu Fäusten ballten, und trat rasch zwischen ihn und den Reeder, um das Schlimmste zu verhindern. »Kapitän Bannermann ist auf meine Bitte hin hier«, sagte ich schnell. »Er wollte es nicht, aber ich habe darauf bestanden, daß er mich begleitet, Mister Jameson.«

Jameson funkelte mich an. »Ich weiß nicht, wer Sie sind, oder was Sie wollen, Craven«, sagte er leise. »Aber Sie sollten sich Ihre Freunde besser aussuchen.«

Sein überheblicher Ton brachte mich in Rage. Ich schluckte die noch halbwegs freundlichen Worte, die mir auf der Zunge gelegen hatten, herunter, bedachte ihn mit einem Blick, der einen Geysir zum Gefrieren gebracht hätte, und fuhr in hörbar kälterem Ton fort: »Gut, Jameson, vielleicht ist es besser, wenn wir gleich zur Sache kommen. Ich bin hier, um die Vorgänge zu untersuchen, die zum Untergang von Kapitän Bannermanns Schiff führten.«

»Untersuchen?« Jameson lachte häßlich. »Da gibt es nichts zu untersuchen, Craven. Und wenn, dann werden sich andere Stellen darum kümmern.«

»Die gleichen, die verhindert haben, daß gegen Kapitän Bannermann offiziell Anklage erhoben wurde, Jameson?« fragte ich.

Es war ein Schuß ins Blaue, aber er traf. Jameson erbleichte und aus den Augenwinkeln sah ich, wie Bannermann ebenfalls überrascht zusammenfuhr und mich verwirrt ansah. Aber das war noch lange nicht die einzige Überraschung, die ich parat

hatte. Manchmal ist es ganz nützlich, über weitreichende Verbindungen zu verfügen.

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte Jameson unsicher.

»Nichts«, antwortete ich. »Aber ich verfüge über gewisse... sagen wir: Kontakte zu offiziellen Stellen. Ihr Bananenfrachter ist nicht das einzige Schiff, das in den letzten Monaten in diesen Gewässern gesunken ist, nicht wahr? Wenn meine Informationen richtig sind, hat Ihre Gesellschaft in den letzten drei Monaten genau so viele Schiffe verloren. Alle drei unter ungeklärten Umständen.«

Jameson atmete hörbar ein. Sein Blick irrte unstedet zwischen Bannermann und mir hin und her. Ich spürte, daß ich ihn in die Enge getrieben hatte.

»Was... was geht Sie das an?« schnauzte er schließlich.

»Eigentlich nichts«, antwortete ich. »Vielleicht frage ich mich einfach, warum Ihnen als Besitzer der Scotia-Reederei so wenig daran gelegen ist, die genauen Umstände aufzuklären, unter denen Ihre Schiffe gesunken sind. Im Grunde brauchte mich das nicht einmal zu interessieren, aber ich habe prinzipiell etwas dagegen, jemanden für Dinge bezahlen zu lassen, an denen er unschuldig ist. Vor allem, wenn es sich dabei um einen Freund handelt.«

Jameson wand sich wie ein getretener Hund. »Das sind unhaltbare Anschuldigungen, Craven«, krächzte er. »Sie können nichts von dem beweisen, was Sie da behaupten.«

»Was habe ich denn behauptet?« fragte ich lauernd.

Jameson starrte mich an, fuhr sich nervös mit dem Handrücken über die Lippen und schluckte schwer. Dann hatte er sich wieder in der Gewalt.

»Verschwinden Sie«, sagte er. Plötzlich klang seine Stimme ganz kalt. »Machen Sie, daß Sie wegkommen, Craven, bevor ich Sie hinauswerfen lasse.«

Bannermann wollte auffahren, aber ich brachte ihn mit einer raschen Geste zum Verstummen, hob meinen Spazierstock und stupste Jameson damit spielerisch in den Bauch. »Ich gehe«, sagte ich. »Aber ich verspreche Ihnen, daß ich wiederkomme, wenn ich nicht innerhalb von vierundzwanzig Stunden von Ihnen höre, Jameson.«

Jameson starrte aus geweiteten Augen auf die Spitze meines Spazierstockes. Sein Adamsapfel hüpfte hektisch auf und ab.

»Ich verstehe nicht, was sie von mir wollen«, sagte er.

»Ich glaube, Sie verstehen recht gut«, antwortete ich kalt.

»Und wenn nicht, werden Sie vielleicht verstehen, wenn die Behörden Ihnen die gleichen Fragen stellen. Zum Beispiel die Frage nach dem Verbleib eines gewissen McGillycaddy. Oder die, warum es fast ausschließlich Schiffe Ihrer Gesellschaft sind, die auf so sonderbare Weise verschwinden, Jameson.« Ich lächelte, zog meinen Stock zurück und maß ihn mit einem kalten Blick.

»Aber wie gesagt, Mister Jameson – das alles geht mich nichts an. Überlegen Sie sich, wie Sie Kapitän Bannermann rehabilitieren können, und ich bin bereit, die ganze Angelegenheit zu vergessen. Ich gebe Ihnen genau vierundzwanzig Stunden Zeit zum Nachdenken. Guten Tag, Mister Jameson.«

Damit wandte ich mich um, bedeutete Bannermann mit einer Kopfbewegung, mir zu folgen, und wandte mich zur Tür.

Sie wurde aufgerissen, noch bevor wir sie erreicht hatten, und die hünenhafte Gestalt von Jamesons »Portier« erschien wie eine lebende Barriere unter der Öffnung. Ich zweifelte keine Sekunde daran, daß er jedes Wort mit angehört hatte. »Geben Sie die Tür frei, Sir«, sagte ich steif.

Der Riese grinste kalt, baute sich breitbeinig vor mir auf und hob die Fäuste. Eine Sekunde später hockte er, nicht mehr ganz so breitbeinig, vor mir auf dem Boden, preßte die Hände auf eine Stelle zwei Handspannen unterhalb seines Magens und schnappte röchelnd nach Luft. Bannermann betrachtete stirnrunzelnd seinen Fuß. Der Wucht nach, mit der er zugetreten hatte, mußte er ihn sich halbwegs verstaucht haben.

Ich bedachte Bannermann mit einem tadelnden Blick, schüttelte unmerklich den Kopf und wandte mich noch einmal an Jameson. »Vierundzwanzig Stunden, Mister Jameson«, sagte ich, »keine Sekunde länger. Denken Sie daran. Sie finden uns im Hotel *Four Seasons*.«

Er war sehr sicher, den *Ruf* gehört zu haben. Es war nicht an der Zeit, und es waren auch nicht die richtigen Umstände, aber die Stimme war unverkennbar gewesen, die dumpfe, unausgesprochene Drohung darin schlimmer als normal, das Drängen ungeduldiger.

Es war Nacht, als McGillicuddy Loch Firth erreichte. Der Mond stand wie eine angeknabberte Dreiviertelscheibe am Himmel, und die Schatten der Wolken lieferten sich ein stummes Rennen auf der silbernen Oberfläche des Sees.

McGillicuddy spürte den Hauch eisiger Kälte, der vom Wasser emporwehte wie ein Guß aus einer anderen, düsteren Welt.

Diese Kälte, das wußte er, war nichts Natürliches. Es war das Zeichen *seiner* Anwesenheit. Er war hier, unsichtbar, aber so deutlich zu spüren wie die Spannung vor einem Gewitter. McGillicuddy atmete tief und gezwungen ruhig ein, straffte die Schultern und ging weiter, bis seine Füße dicht vor der Wasserlinie waren. Jetzt fiel ihm auch der Geruch auf: ein strenges, fremdes Aroma wie nach Seetang und Salz, ein Geruch, der nicht hierher gehörte. Lautlos nickte der hochgewachsene Schotte. Ja, *er* war hier. Es gab keinen Zweifel.

Zeit verging. McGillicuddy wußte nicht, wie viel. Der Mond wanderte ein Stück weiter über den Himmel, und das lebende Bild der Wolken über ihm änderte sich unablässig, aber er wußte hinterher nicht zu sagen, ob es Minuten oder Stunden gewesen waren. Auch das war ein untrügliches Zeichen für *seine* Anwesenheit. Die Zeit schien immer ein bißchen anders zu laufen, wenn *er* da war.

Irgendwann, nach endlosen Ewigkeiten, begann sich das Wasser in der Mitte des Sees zu kräuseln. Es sah aus, als wäre ein unsichtbarer Stein in die eisigen Fluten geworfen worden; kleine, kreisförmige Wellen liefen über den silbernen Spiegel des Sees, verebhten wieder und wurden von neuen abgelöst, immer schneller und schneller und schneller. Schließlich schien das Wasser zu kochen. Blasiger Schaum brach sich sprudelnd seinen Weg an die Oberfläche, und dann stieg etwas Dunkles, Formloses aus dem See, fiel mit einem hörbaren Klatschen wieder zurück und schoß dicht unter der Wasseroberfläche auf das Ufer zu, dunkel und langgestreckt, einem riesigen Raubfisch gleich.

McGillicuddy unterdrückte die Angst, die aus seinem Inneren emporkriechen wollte. *Er* verachtete die Angst, obgleich *er* es liebte, Angst und Schrecken zu verbreiten. Es war nicht logisch, aber Götter scheren sich einen Dreck um Logik.

Der dunkelhaarige Mann trat ein paar Schritte vom Ufer

zurück, verschränkte die Hände zu einer sonderbar betenden Haltung vor der Brust und senkte das Haupt. Wenige Yards vor ihm, einen halben Steinwurf vom Ufer entfernt, begann das Wasser zu schäumen, und etwas Großes, Dunkles wuchs in der Nacht empor.

»Herr«, murmelte McGillicuddy.

Das Wesen betrachtete ihn eine Weile stumm. McGillicuddy gab sich fast krampfhaft Mühe, es nicht anzuschauen, wie immer wenn er *ihm* gegenüberstand, und wie immer verlor er den Kampf. Nach einer Weile hob er den Kopf und starrte in die beinahe faustgroßen, in allen Farben des Regenbogens schimmernden Augen seines Gegenübers.

Es war wie immer, und doch ganz, ganz anders. Sein freier Wille zerbrach unter dem Blick der starren Fischeaugen wie eine Nußschale unter dem Tritt eines Giganten, und alles in ihm war Furcht und Panik und Grauen, aber anders als sonst war *er* nicht nur gekommen, um sein Opfer zu holen.

»Du hast lange gebraucht.«

McGillicuddy fuhr zusammen wie unter einem Peitschenhieb. *Seine* Stimme war unangenehm, kalt und schneidend wie Glas und von einem metallischen, beinahe körperlich schmerzenden Schnarren begleitet. Der Wind drehte sich und trug einen flüchtigen Hauch *seines* Geruches mit sich, eines Geruches nach See und Tiefe und unbezähmbarer Wildheit. So ähnlich, dachte McGillicuddy schauernd, mußte ein Haifisch riechen.

»Ich bin gekommen, so schnell ich konnte«, verteidigte er sich. »Es wird immer schwerer, Herr. Die... die Geschehnisse sind nicht unbemerkt geblieben. Es sind Soldaten an der Küste gesehen worden. Ein Kriegsschiff ist gekommen.«

»Ich weiß«, antwortete *er* kalt. »Es wurde versenkt.«

McGillicuddy erschrak. »Versenkt?« keuchte er. »Das hätte nicht geschehen dürfen. Sie werden andere Schiffe senden, und...«

»Ich habe dich nicht gerufen, um mit dir zu diskutieren«, unterbrach *er* ihn zornig, »sondern um dir meine Befehle mitzuteilen.«

McGillicuddy schluckte mühsam. Sein Blick tastete unsicher über die schlanke, von schuppiger grüner Haut überzogene Gestalt seines Gegenübers. Die dünnen Schwimmhäutchen, die seine Arme mit dem Körper verbanden, glitzerten im Licht des Mondes wie bizarre Fledermausflügel. »Ja, Herr«, flüsterte er demütig.

»Der Augenblick der Entscheidung naht heran«, fuhr *er* mit leicht erhobener Stimme fort. »Unsere Feinde sind auf uns aufmerksam geworden. Die Zeit des Versteckens und Verbergens ist vorüber. Du wirst in die große Stadt am Meer gehen und ihnen sagen, daß sie sich bereithalten sollen. Ich erwarte sie zum verabredeten Zeitpunkt am Strand.«

»Aber Herr«, entfuhr es McGillicuddy. »Die Vorbereitungen sind noch...«

»Schweig!« donnerte *er*. »Du hast gehört, was ich gesagt habe. Geh und richte meine Befehle aus.«

Damit verschwand er. Anders als sein Auftauchen geschah es vollkommen undramatisch. Die Nacht schien die schlanke, grünschimmernde Gestalt aufzusaugen, und plötzlich war der See wieder ein See und die Nacht nichts weiter als die Abwesenheit des Tages.

Und trotzdem hatte McGillicuddy das Gefühl, daß ein kleiner Teil in ihm gestorben war, als er sich umwandte und mit steifen Schritten zum Dorf zurückging.

Die Droschke war verschwunden, als wir das Gebäude verließen. Ich hatte dem Fahrer zwei Pfund und den Auftrag gegeben, auf uns zu warten, um uns zum Hotel zurückzufahren aber dem Mann schien wohl der Spatz in der Hand lieber zu sein als die Taube auf dem Dach; er hatte das Geld genommen und sich getrollt, und Bannermann und ich konnten sehen, wie wir zurückkamen. Ich schluckte einen Fluch herunter, sah mich suchend um und ging los, als Bannermann mit einer stummen Kopfbewegung nach rechts deutete.

Es war kühl, und die grauen, halbverfallenen Häuser, die die heruntergekommene Straße säumten, schienen die Kälte noch zu verstärken, als hätten sie den eisigen Seewind wie riesige steinerne Schwämme in sich aufgesaugt und gäben ihn nun ganz allmählich wieder frei.

Trotz der noch frühen Stunde war kaum ein Mensch auf der Straße zu sehen, und Bannermann und ich beschleunigten unwillkürlich unsere Schritte. Wir waren eine gute halbe Stunde mit der Droschke unterwegs gewesen – was bedeutete, daß wir mindestens die dreifache Zeit zurück zum Hotel brauchen würden, wenn es uns nicht gelang, ein Fuhrwerk aufzutreiben.

Bannermann sah sich immer wieder nervös um, und auch ich

konnte mich eines gewissen Gefühles der Unruhe nicht erwehren; einer Unruhe, die durch nichts begründet war, aber mit jedem Moment an Intensität zunahm. Einen Moment lang versuchte ich mir einzureden, daß es schlichtweg an unserer Umgebung lag – die Gegend war nicht dazu angetan, einen Fremden sofort in unlöschbare Liebe zu Aberdeen entbrennen zu lassen. Wie fast alle Hafenviertel der Welt war sie eher schmutzig und heruntergekommen, und sie entbehrte auch ganz jenes abenteuerlichen Flairs, der zum Beispiel Städte wie Marseille oder Algier auszeichnet. Das einzige Flair, das sie hatte, war die Erwartung, hinter der nächsten Ecke eins über den Schädel zu bekommen und seiner Habseligkeiten beraubt zu werden.

Aber das war es nicht. Ich war in einer Gegend wie dieser aufgewachsen und trotz allem hier noch viel mehr zu Hause als in meinem piekfeinen Haus am Ashton Place, und auch Bannermann war nicht gerade ein Feigling.

Nein – es war das Gefühl, belauert zu werden.

Wir sahen oder hörten niemanden, aber die Schatten schienen voller unsichtbarer Bewegung zu sein, die leeren Fensterhöhlen voller unsichtbarer Augen, und das Heulen des Seewindes erfüllt von lautlos flüsternden Stimmen. Es hatte begonnen, nachdem wir das Büro der *Scotia* verlassen hatten. Und es wurde mit jedem Moment stärker.

Schließlich faßte Bannermann das Gefühl in Worte: »Irgend etwas stimmt hier nicht, Craven.«

Ich blieb stehen, sah erst ihn und dann die lauernden Schatten beiderseits der Straße an und nickte schließlich. »Das Gefühl habe ich auch. Wir sollten...«

Ich sprach nicht weiter. Einer der Schatten hinter Bannermann hatte sich bewegt; nicht sehr stark, aber doch deutlich genug, daß ich sicher war, mich nicht getäuscht zu haben. Ein dunkles Augenpaar blitzte.

»Was ist los?« fragte Bannermann, dem mein Stocken natürlich auffiel.

»Nichts«, antwortete ich hastig. Metall schimmerte in der Schwärze der Gasse hinter dem Kapitän. Ein Messer? »Ich mußte nur an etwas denken, das Jameson gesagt hat.« Ich lächelte aufmunternd, ging einen Schritt auf ihn zu und hob meinen Stock, aber ganz bewußt in einer Art, als würde ich in Gedanken damit spielen.

»War das eigentlich die Wahrheit, was Sie Jameson gesagt

haben?« fragte er. »Das mit den verschwundenen Schiffen?«
»Zum Teil«, sagte ich.

»Zum anderen auch nur eine Ahnung – aber ich schätze, ich bin der Wahrheit ziemlich nahe gekommen. Ich habe einiges herausgefunden, bevor wir aus London abgereist sind, wissen Sie? Hier, schauen Sie selbst.« Damit griff ich in die Rocktasche, zog den säuberlich zusammengefalteten Bericht hervor, den mir mein Mittelsmann kurz vor unserer Abfahrt hatte zukommen lassen, trat einen weiteren Schritt auf Bannermann zu und hielt ihm das Blatt hin.

Als er danach griff, warf ich mich vor.

Es war ein ziemlich plumpes Ablenkungsmanöver gewesen, aber es erfüllte seinen Zweck. Mit einem Zweiyardsatz warf ich mich in die finstere Gasse, sah einen Schatten vor mir und griff instinktiv zu. Meine Hände schrammten über reißendes Metall, ich fühlte einen kurzen Schmerz, dann klirrte das Messer zu Boden, eine halbe Sekunde später gefolgt von seinem Besitzer, der aus ungläubig aufgerissenen Augen abwechselnd auf seine leeren Hände und mich starrte.

Ich begriff eine Sekunde zu spät, daß ich einen Fehler begangen hatte. Mein Angriff hatte den Burschen so vollkommen überrascht, daß er nicht einmal auf die Idee kam, sich zur Wehr zu setzen oder mich gar seinerseits anzugreifen.

Seine sieben oder acht Kameraden, die hinter ihm im Schatten der Gasse gelauert hatten, schon.

Von einer Sekunde auf die andere sah ich mich von finsternen, zerlumpten Gestalten umringt. Sie waren mit Knüppeln, Messern oder anderen Mordwerkzeugen bewaffnet, einer schwang sogar einen altertümlichen Vorderlader, und der Lärm, der plötzlich hinter mir laut wurde, sagte mir deutlich, daß auch Bannermann nicht mehr allein auf der Straße stand.

Eine Falle! schoß es mir durch den Kopf. Diese ganze Straße war nichts als eine einzige verdammte Falle! Mir blieb keine Zeit, meinen Leichtsinn weiter zu verfluchen, denn das halbe Dutzend Schläger griff beinahe augenblicklich an.

Mit einem entsetzten Hüpfen brachte ich mich in Sicherheit, als einer der Kerle einen mit rostigen Nägeln verzierten Knüppel in meine Richtung schwang, tauchte unter einem ungeschickten Faustschlag eines anderen hindurch, packte seinen Arm und riß den Kerl wie einen lebenden Schild an mich heran.

Es war ein aussichtsloser Kampf. Die Enge der Gasse behinderte die Burschen, und ich bin alles andere als ein

Schwächling. Aber einer gegen acht ist auch alles andere als ein faires Verhältnis. Binnen Sekunden prasselten Schläge und Püffe auf mich herunter und ließen mich zurücktaumeln. Etwas traf mich an der Schulter und ließ mich zusammenbrechen.

So hart der Schlag war, er rettete mir das Leben, denn plötzlich schien dicht hinter mir eine Kanone abgefeuert zu werden, und eine halbe Sekunde später schlug etwas eine Handbreit über mir in die Wand. Ein Hagelschauer von Staub und Steinsplittern überschüttete mich, und mit einem Male war die Gasse voller Schreie.

Hustend richtete ich mich auf, packte einen der Schatten und stieß ihn gegen die anderen. Zwei, drei Männer stürzten in einem Knäuel ineinander verstrickter Leiber zu Boden. Als sich der brodelnde Pulverdampf lichtete, bot sich mir ein schreckliches Bild. Der Mann, der das Gewehr gehabt hatte, hockte mit schmerzverzerrtem Gesicht auf dem Boden, schrie unentwegt und starrte auf seine geschwärzten Finger. Rechts und links von ihm krümmten sich drei seiner Kameraden und preßten die Hände auf die Wunden, wo sie Splitter der explodierten Waffe getroffen hatten, und ein anderer lag ein Stück hinter ihnen und regte sich gar nicht mehr. Vielleicht war es doch keine so gute Idee gewesen, mit einer Waffe auf mich zu schießen, die wahrscheinlich noch aus den Beständen der *Mayflower* stammte und wohl schon damals alt gewesen sein mußte.

Trotzdem war es nichts als eine Verschnaufpause, die mir gegönnt war, denn mit Ausnahme des Bewußtlosen und des Mannes mit den angesengten Fingern, erhoben sich die anderen bereits wieder auf die Füße und kamen torkelnd, aber nichtsdestotrotz zu allem entschlossen auf mich zu.

Blitzschnell zog ich meinen Stockdegen aus seiner Umhüllung, sprang rücklings aus der Gasse und rannte dabei fast Bannermann über den Haufen, der sich mit Händen und Füßen gegen zwei finster aussehende Gestalten wehrte. Ich stieß einen zu Boden und zog dem zweiten mit dem Kristallknäuf meines Degens den Scheitel gerade.

»Danke!« keuchte Bannermann. »Das war in letzter Sekunde. Ich fürchte, ich werde langsam alt.«

»Bedanken Sie sich später«, sagte ich mit einer Geste hinter ihm. »Wenn Sie es dann noch können.«

Bannermann fuhr mit einem halb unterdrückten Fluch herum. Auch auf der anderen Seite der Gasse waren Männer

aufgetaucht – vier oder fünf abenteuerlich aussehende Gestalten, ebenfalls mit Knüppeln, Messern und anderen Schlagwerkzeugen bewaffnet. Und im gleichen Moment tauchten auch die Männer aus der Gasse hinter uns auf. Es waren weniger geworden, aber das tröstete mich nicht mehr. Es macht keinen großen Unterschied, ob man zu zweit gegen zwölf oder vierzehn Gegner steht.

Hastig wichen wir zurück, bis wir in der Mitte der beiden ungleichen Gruppen standen. Die Männer kamen jetzt langsamer näher. Sie wußten, daß sie jetzt keinen Grund mehr hatten, sich zu beeilen. Die Straße war auf beiden Seiten abgeriegelt. Wir hatten keine Möglichkeit mehr, ihnen zu entkommen. Als sich uns die beiden Reihen bis auf zwei Schritte genähert hatten, blieben sie stehen.

Drohend hob ich meinen Degen – gegen eine zwölfwache Übermacht eine eher lächerliche Geste. Trotzdem machte keiner der Burschen Anstalten, wirklich anzugreifen.

Schließlich trat einer von ihnen vor, hob die Hände und schüttelte rasch den Kopf, als ich mit dem Degen fuchtelte.

»Hören Sie auf, Craven«, sagte er. »Wir wollen nichts von Ihnen. Verschwinden Sie.«

Verwirrt starrte ich ihn an. »Sie kennen mich?«

Der Mann grinste, aber es sah nicht sehr humorvoll aus. Er war einen guten Kopf kleiner als ich und so dürr, daß ich mich fragte, wieso er nicht bei der ersten unvorsichtigen Bewegung in der Mitte durchbrach. Aber er strahlte irgend etwas Gefährliches aus.

Plötzlich begriff ich. »Jameson«, sagte ich. »Ihr gehört zu Jamesons Leuten.«

»Nicht direkt«, antwortete der Dürre. »Mister Jameson war so freundlich, uns zu benachrichtigen, daß dieser Kerl«, er deutete mit einem schmutzigen Zeigefinger auf Bannermann, »wieder hier ist. Der Informationsfluß läuft hier ganz gut, müssen Sie wissen.«

»Was wollen Sie von uns?« fragte ich. Ich zögerte, senkte behutsam den Degen und griff, ganz langsam, um die Männer nicht durch eine unbedachte Geste zum Angriff zu verleiten, unter meine Jacke. In den Augen des Dürren blitzte es spöttisch auf, als ich meine Brieftasche hervorzog und sie ihm hinhielt. »Wenn Sie auf unser Geld aus sind, nehmen Sie es. Es ist nicht nötig, uns dafür umzubringen.«

»Sie täuschen sich, Craven«, sagte der Dürre scharf. »Wir

sind keine Straßenräuber, sondern ehrliche Männer. Wir wollen Ihr Geld nicht. Wir wollen ihn.«

Wieder deutete er auf Bannermann, und der Ausdruck, der dabei in seinen Augen stand, ließ mich schauern.

»Was soll das heißen?« fragte ich.

Der Mann lächelte kalt. »Fragen Sie Ihren Freund, Craven«.

Ich musterte ihn noch einen Moment scharf, hob noch einmal drohend den Degen und wandte mich an Bannermann.

»Was meint er damit, Kapitän?«

Bannermann schluckte nervös. Er war bleich geworden, und seine Hände, obwohl zu Fäusten geballt, zitterten. »Er hat recht, Craven«, murmelte er. »Gehen Sie, solange Sie es noch können. Sie wollen nichts von Ihnen. Ich hätte nicht hierher kommen sollen.«

»Das bist du aber, Bannermann«, schnauzte der Dürre. »Wir haben dich gewarnt. Jetzt ist es zu spät.«

»Was wollen Sie von ihm?« fragte ich betont. Die Reihe schob sich drohend ein Stück näher, aber der Dürre hielt sie mit einer raschen Handbewegung zurück.

»Wir wollen nichts *von* ihm, Craven. Wir wollen *ihn*.« Plötzlich verzerrte sich sein Gesicht zu einer Grimasse.

»Dieser Mann war Kapitän eines Schiffes, Craven. Eines Schiffes, auf dem unsere Freunde und Brüder und Väter gefahren sind. Er hat sie im Stich gelassen. Er ist wie ein Feigling geflohen und hat seine Leute jämmerlich ersaufen lassen, statt sich wie ein Mann zu benehmen und...«

»Und mit seinem Schiff unterzugehen?« unterbrach ich ihn. »Machen Sie sich nicht lächerlich, Mann. Wir leben im neunzehnten Jahrhundert, nicht mehr im Mittelalter!«

Der Dürre fegte meine Worte mit einer wütenden Bewegung beiseite. »Das hat keiner verlangt!« schnappte er. »Niemand ist unfehlbar, auch ein Kapitän nicht. Aber er hat schon einmal ein Schiff verloren, mit Mann und Maus. Jeder Mann mit einem Funken Anstand im Leib hätte die Konsequenzen gezogen und nie wieder einen Fuß auf ein Schiff gesetzt. Er nicht. Im Gegenteil – er mußte eine zweite Mannschaft in den Tod führen.«

»Das ist doch Unsinn!« begehrte ich auf. »Kapitän Bannermann wurde in einer ordnungsgemäßen Seegerichtsverhandlung freigesprochen...«

»Seegericht!« unterbrach mich der Dürre. »Ihr verdammtes

Seegericht interessiert mich nicht. Da kriegt ja doch nur der Recht, der das meiste Geld hat!« Er spie aus. »Wir Seeleute haben unsere eigenen Gesetze, Craven. Ein Kapitän darf sich jeden Fehler erlauben, aber er muß dazu stehen. Und er darf nicht feige sein.«

»Bannermann ist unschuldig«, sagte ich. Allmählich kam mir die ganze Situation mehr als nur absurd vor – da stand ich, in einem der verrufensten Viertel von Aberdeen, den Degen in der Faust und einer zwölfwachen Übermacht gegenüber, und *diskutierte* mit ihnen, als wäre ich im Gerichtssaal!

Mein Gegenüber schien ähnlichen Gedanken nachzuhängen, denn er trat – meinen noch immer drohend erhobenen Degen ignorierend – auf mich zu, schob kampflustig das Kinn vor und deutete fordernd auf Bannermann.

»Wir werden ihn mitnehmen, Craven«, sagte er. »Und dann werden wir unsere eigenen *Seegerichtsverhandlung* führen.« »Das glaube ich nicht«, sagte ich ruhig.

Der Dürre atmete scharf ein, öffnete den Mund, um zu antworten – und erstarrte.

Es hatte eine Weile gedauert, bis sich meine Aufregung wieder so weit gelegt hatte, daß ich in der Lage war, die notwendige Konzentration aufzubringen. Aber jetzt spürte ich, wie sein instinktiv aufflammender geistiger Widerstand beinahe sofort zusammenbrach. Einen Moment lang wehrte er sich noch, aber es war ein lautloser, nach außen hin vollkommen unbemerkt bleibender Kampf, und schon nach zwei oder drei Sekunden erlosch das trotzige Feuer in seinen Augen vollends.

»Sie werden Kapitän Bannermann nichts antun«, sagte ich und fügte, mit erhobener Stimme und deutlich lauter, hinzu: »Und auch Sie nicht, meine Herren. Niemand von Ihnen. Bannermann und ich werden jetzt gehen, und Sie werden uns weder daran hindern noch auf irgendeine andere Weise behelligen. Haben Sie das verstanden?«

Der Dürre starrte mich aus großen Augen an, schluckte hörbar und nickte, wenn auch langsam und mühevoll, als wäre die Bewegung gar nicht seine eigene.

»Sie werden vergessen, was hier geschehen ist«, fuhr ich fort. »Sie haben Bannermann und mich niemals gesehen. Sie kennen nicht einmal unsere Namen. Ist das klar?«

Wieder nickte der Dürre, und wieder spürte ich, wie schwer ihm die Bewegung fiel. Etwas war anders als sonst. Es ist mir noch nie leicht gefallen, einem anderen Menschen meinen Willen

aufzuzwingen, schon gar nicht in einer Situation wie dieser, und schon gar nicht, wenn ich gleich einem Dutzend Gegner gegenüberstand. Und trotzdem unterschied es sich drastisch von den wenigen Malen, da ich die Gabe, die mir mein Vater gegen meinen Willen vererbte, eingesetzt hatte. Ich sprach sehr langsam, beinahe schleppend, und ich spürte, wie meine Handflächen feucht wurden vor Anstrengung. Ein dumpfer, lastender Druck, der mit jeder Sekunde stärker wurde, war hinter meiner Stirn. Mit einem Male sah ich die Gesichter des Dürren und seiner Kumpane nur noch wie durch einen nebeligen Vorhang. Meine eigenen Worte klangen seltsam verzerrt in meinen Ohren, als befände ich mich plötzlich nicht mehr unter freiem Himmel, sondern in einer Höhle. Ich vernahm ein dumpfes Rauschen und Pochen, das ich erst nach einer Weile als das Geräusch meines eigenen Blutes identifizierte. Ich verdoppelte meine Anstrengungen, fühlte, wie auch der unsichtbare Widerstand wuchs – und plötzlich war er verschwunden. Wer oder was immer sich gegen meinen hypnotischen Angriff gewehrt hatte, es hatte aufgegeben. Wenigstens dachte ich das für die Dauer einer Sekunde. Genau bis zu dem Moment, in dem mir der Himmel auf den Kopf fiel.

Jennifers zweites Erwachen war so qualvoll wie das erste; vielleicht schlimmer, ahnte sie doch, daß der Alptraum längst nicht zu Ende war. Es war wie beim erstenmal – ein Gefühl des Gleitens und Streicheins überall an ihrem Körper, Kälte, das Empfinden, schwerelos zu sein. Nur eines war anders. Sie empfand es jetzt als angenehm. Es dauerte einen Moment, bis Jennifer der Unterschied zu Bewußtsein kam. Beim erstenmal, als sie in der finsternen Höhle unter dem See erwacht war, waren all diese Empfindungen fremd und erschreckend gewesen. Jetzt waren sie vertraut, so wie die Berührung der Luft auf der Haut, das Atmen oder das Gefühl, sich in frisch gemähtes Gras zu legen. Behutsam öffnete Jennifer die Augen. Es war nicht dunkel wie beim erstenmal; trotzdem hatte sie Mühe zu sehen, denn es war ein Licht ganz anderer Art, als sie es jemals erlebt hatte. Es war viel milder als der Schein der Sonne, und es kam aus keiner bestimmten Quelle, sondern war einfach da, als leuchte die Luft – *das Wasser!* – um sie herum. Sie blinzelte, fuhr

sich, einer Gewohnheit folgend, die jetzt sinnlos geworden war, mit dem Handrücken über die Augen, richtete sich auf und spürte, wie sie den Halt verlor und schwerelos in die Höhe und zur Seite zu treiben begann. Instinktiv griff sie haltsuchend mit den Händen um sich, erreichte aber damit nicht mehr, als sich nun noch zusätzlich in Drehung zu versetzen und wie ein lebender Kreisel zuerst gegen die Decke, dann gegen die Wand zu stoßen, ehe sie ganz langsam zu Boden sank.

Ein leises, sonderbar hallendes Lachen erklang. Jennifer fuhr hoch, verlor dadurch schon wieder den Halt und klammerte sich im letzten Augenblick an einem Stein fest.

Wieder ertönte das Lachen, und diesmal identifizierte sie seine Herkunft. Behutsam drehte sie den Kopf in die Richtung, aus der das Geräusch erschollen war, und blinzelte durch das sanft leuchtende Wasser.

Sie sah erst jetzt wirklich, wo sie war. Es war eine Höhle wie beim erstenmal, aber sie war größer, viel, viel größer. Die Decke, gewölbt wie die eines gotischen Domes, spannte sich gute fünf Yards über ihr, und zwei der vier Seitenwände waren so weit entfernt, daß sie in der grünen Unendlichkeit des Wassers verschwammen. Grün und grau verkrustete Steine bedeckten den Boden, und in einiger Entfernung erhob sich ein Umriß, der ihr irgendwie künstlicher Natur zu sein schien, ohne daß sie ihn erkannte.

Auf der anderen Seite, vielleicht zehn, vielleicht auch dreißig Schritte entfernt – es war sehr schwer, unter Wasser die richtige Entfernung abzuschätzen, wie sie überrascht feststellte –, gab es einen bogenförmigen, etwa mannshohen Durchgang, hinter dem das dunklere Wasser des Sees wogte. Davor, nur als flacher schwarzer Schatten zu erkennen, schwebte eine menschliche Gestalt.

Unwillkürlich hob sie die Hand, um ihr zuzuwinken, verlor durch die abrupte Bewegung wieder den Halt, prallte ziemlich unsanft gegen die Wand und sank ganz langsam wieder zu Boden.

»Du mußt vorsichtig sein«, sagte eine Stimme. Dieselbe Stimme, die vorher gelacht hatte, aber sie war jetzt deutlicher, lauter und sehr viel näher. Sie klang nicht sehr angenehm. Ihr Ton erinnerte Jennifer an das Knirschen von brechendem Metall.

»Es dauert eine Weile, bis man sich daran gewöhnt hat,

weißt du?« fuhr die Stimme fort. »Aber wenn du es erst einmal gelernt hast, wirst du sehen, wie frei du dich bewegen kannst.«

»Wer... wer sind Sie?« fragte Jennifer. Auch ihre Stimme klang fremd in ihren Ohren; dumpf und hallend und fast ohne hohe Töne. *Die Stimme eines Menschen, der unter Wasser spricht*, dachte sie schauernd.

»Wer sind Sie und wieso... wie komme ich hierher? Wo bin ich?«

»Du wirst alles erfahren, wenn es an der Zeit ist«, antwortete der Fremde. Jennifer war jetzt sicher, daß es ein Mann war, obgleich sie ihn noch immer nur als schwarzen Schatten vor dem noch tieferen Schwarz des Sees erkennen konnte.

»Jetzt komm.«

Der Mann hob die Hand, und fast ohne ihr Zutun setzte sich Jennifer auf und begann ungeschickte Schwimmbewegungen zu machen. Dann geschah etwas Seltsames. Plötzlich, von einer Sekunde zur anderen, wurden ihre Bewegungen eleganter, die ungeschickten Stöße zu einem eleganten Gleiten und Fließen, als fände ihr Körper in einen Rhythmus, den er schon immer gekannt und nur für eine Weile vergessen hatte. Leicht und schnell wie ein Fisch glitt sie auf den Fremden zu.

Als sie näher kam, wurde aus dem flachen Schatten ein Körper, aus dem dunklen Wabern und Wogen vor dem Hintergrund des Wassers ein Gesicht.

Es war kein menschliches Gesicht, aber es war auch nicht abstoßend. Jennifer erschrak nicht. Alles, was sie fühlte, war eine gelinde Verwunderung. Und Neugier.

Der Mann war sehr groß. Seine Haut war rauh und von zahllosen winzigen Schuppen bedeckt wie die eines Fisches, und zwischen seinen Fingern und Zehen spannten sich dünne, halbdurchsichtige Schwimmhäutchen, genau wie zwischen den Armen und dem Leib. Wenn er mit ausgebreiteten Armen schwamm, dachte Jennifer mit einem Gefühl widerwilliger Bewunderung, mußte er aussehen wie ein gewaltiger, in allen Farben schimmernder Rochen.

Das Sonderbarste aber war sein Kopf. Sein Gesicht glich viel mehr dem eines Fisches als dem eines Menschen, und von seiner Stirn aus zog sich ein stacheliger, aber offensichtlich sehr weicher Kamm über Kopf und Nacken und verschwand auf seinem Rücken. Seine Augen waren so groß wie

Kinderfäuste und schillerten in allen Farben des Regenbogens.

»Wer bist du?« fragte sie, noch immer ohne Angst. Alles, was sie empfand, war Bewunderung für dieses fremdartige, wunderschöne Wesen.

»Auch das wirst du später erfahren«, sagte der Fremde. Seine Stimme klang noch immer wie Metall, aber der unangenehme Unterton schien daraus verschwunden, und plötzlich begriff Jennifer, daß das Verziehen seiner dünnen Fischlippen nichts anderes als ein Lächeln bedeutete.

Sie erwiderte es, verhielt, das Gefühl der Schwerelosigkeit genießend, dicht vor dem Fremden im Wasser, und machte eine weit ausholende Geste, die die gesamte Höhle einschloß. »Das hier ist dein Reich?« fragte sie.

Der Fischmann nickte. »Ein Teil davon. Bald wird es auch dir gehören.«

Jennifer begriff nicht gleich. Der Fremde lächelte wieder sein eigentümliches Fischlächeln, kam näher und streckte die Hand aus. Erst als seine schlanken Finger Jennifers Brust berührten, wurde sie sich überhaupt der Tatsache bewußt, daß sie nackt war.

Noch einen Tag zuvor, in jenem anderen, ihr plötzlich fremd erscheinenden und unendlich weit zurückliegenden Leben, wäre sie vor Scham gestorben. Jetzt erschien es ihr ganz natürlich, mit nichts anderem als herrlich streichelndem Wasser bekleidet und seinen Blicken preisgegeben zu sein. Die Berührung seiner Finger war sanft und doch gleichzeitig fordernd, und sie spürte das Verlangen, das dahinter war.

Etwas in ihr erwiderte es. Es war nichts, was sie kannte, sondern die Frau, die tief in dem Mädchen, das sie bis zu diesem Moment gewesen war, gewartet hatte. Ihre Lippen begannen zu zittern, als sich seine Hand vor ihrer Brust löste und ganz sanft an ihrem Körper hinabglitt.

Dann zog er die Finger zurück, abrupt und mit einem raschen, bedauernden Kopf schütteln.

»Noch nicht«, sagte er. »Wir müssen Geduld haben.«

»Geduld?«

Der Mann mit dem Fischgesicht lächelte. »Du wirst meine Braut«, sagte er.

»Und die Mutter meines Kindes. Aber noch ist es nicht soweit. Komm.« Jennifer nickte, griff nach seiner ausgestreckten Hand und schwamm Seite an Seite mit ihm hinaus in die lockende Schwärze jenseits des Höhleneinganges.

Jemand weckte mich auf. Er tat es auf die direkteste und wohl auch erfolgsversprechendste Weise, die er kannte; allerdings auch die brutalste:

Mit einem Eimer Wasser.

Prustend setzte ich mich auf, fuhr mir mit dem Handrücken über die Augen und sah einen riesigen Schatten, der wie ein Berg auf zwei Beinen über mir aufragte. Instinktiv griff ich nach meiner Waffe.

»Das ist nicht nötig, Mister Craven«, sagte eine dunkle Stimme.

Ich zog die Hand zurück, blinzelte nochmals nach oben und erkannte ein breites, kantig geschnittenes Gesicht, das sich über einer dunkelblauen Marineuniform erhob. Stahlblaue Augen musterten mich mit einer Mischung aus Sorge und unterdrücktem Spott.

»Wir stehen auf Ihrer Seite, mein Freund«, fuhr der Fremde fort. »Und so, wie es aussieht, haben Sie Verbündete bitter nötig.« Er grinste, beugte sich vor und streckte mir die Hand entgegen, um mir auf die Füße zu helfen. Sein Griff war sehr fest.

Verwirrt sah ich mich um. Ich konnte nicht sehr lange bewußtlos gewesen sein, denn ich befand mich noch auf derselben Straße, in der Bannermann und ich in den Hinterhalt von Jamesons Schlägern geraten waren. Von den Wegelagerern war keine Spur mehr zu sehen. Dafür gewährte ich fast ein Dutzend Marinesoldaten, die mit angelegten Gewehren im Halbkreis um mich und mein Gegenüber herumstanden und sich bemühten, möglichst finster auszusehen.

Wen ich nicht sah, war Bannermann.

»Wer... wer sind Sie?« fragte ich stockend. »Und wo ist Bannermann?«

»Mein Name ist Spears«, antwortete mein Gegenüber. »Fregattenkapitän Jerry Spears vom Marinegeheimdienst Ihrer Majestät.« Er salutierte – eher spöttisch als militärisch präzise –, lächelte flüchtig und wurde sofort wieder ernst. »Wir sind leider eine Minute zu spät gekommen, Mister Craven. Ich fürchte, Kapitän Bannermann befindet sich in den Händen der Männer, die Ihnen aufgelauert haben.«

»Dann müssen wir ihn befreien!« sagte ich erschrocken.
»Wir...«

Spears machte eine Handbewegung, die mich zum Verstummen brachte. »Immer mit der Ruhe, Craven«, sagte er. »Seien Sie froh, daß wir Sie rausgehauen haben.« Er runzelte die Stirn, sah mich von oben bis unten an und schüttelte den Kopf. »Nach allem, was ich über Sie gehört habe, hätte ich Sie nicht für so dumm gehalten. Ich schätze, ich werde mir einen mächtigen Rüffel von meinem Vorgesetzten einhandeln. Aber was geschehen ist, ist geschehen.«

»Wer sind Sie überhaupt?« fragte ich verstört. Ich begriff nichts mehr. »Sie sind doch nicht zufällig aufgetaucht, oder?«

Spears zögerte einen Moment. »Was wollen Sie hören?« fragte er dann. »Eine glaubhafte, kurze Ausrede oder die unglaubhafte und sehr lange Wahrheit?«

»Die Wahrheit«, grollte ich. Spears schien es zu lieben, in möglichst langen und komplizierten Sätzen zu reden.

»Wie Sie wollen«, sagte Spears. »Aber dann lassen Sie uns irgendwohin gehen, wo es sich besser redet.«

Es war wie ein Rausch. Ein Taumel von Gefühlen, die sie nie zuvor kennengelernt hatte, außer bei den wenigen Gelegenheiten, da sie ihren Körper mit den eigenen Händen erforschte, aber da war es anders gewesen. Sie war sich schmutzig und besudelt vorgekommen, und stets war das Gefühl dabei gewesen, etwas Verbotenes und Schlechtes zu tun. Jetzt empfand sie nichts dabei, nichts als Glück und das unvergleichbare Empfinden, *frei* zu sein. Alles, was sie empfand, war neu und berauschend, und doch war es, als hätte sich etwas in ihr schon immer danach gesehnt, als entdeckte sie einen Teil ihres Selbst, von dem sie bisher überhaupt nicht gewußt hatte, daß es existierte. Seine Berührungen setzten sie in Brand, erweckten ein verzehrendes, unlöschbares Feuer in ihr. Sie spürte die Berührung seiner glatten, unmenschlich starken Arme, seine Küsse, das Streicheln seiner Hände auf ihrer Haut, auf dem Rücken, ihren Schultern, ihrer Brust, überall, auch an Stellen, an die sie bisher nicht einmal zu denken gewagt hatte, seine Küsse, die ihren Mund, ihre Augen, ihr Gesicht und schließlich jeden Quadratzentimeter ihres Körpers bedeckten.

Als er sie schließlich nahm, war es wie ein Schritt in eine neue Welt.

Plötzlich waren Gefühle in ihr, die zu beschreiben ihr die Worte fehlten, ein Taumel von Sinnlichkeit, der sie davonzuspülen schien. Sie war er und er war sie; für Sekunden, die sich zu Ewigkeiten dehnten, waren sie *ein* Wesen. Sie spürte seinen schlanken, kräftigen Körper, seine Umarmung, die so fest war, als wolle er sie zermalmen, die gleichzeitig weh und unglaublich wohl tat, sein Verlangen und Begehren, das von ihr erwidert wurde, ohne und fast gegen ihren Willen.

Irgendwann war es vorbei. Jennifer wußte nicht, wie viele Minuten oder auch Stunden vergangen waren. Es war ihr auch gleich. Nichts zählte mehr als die Erinnerung an dieses berauschte, unglaublich schöne Gefühl, seine Berührung, seine Wärme, das Empfinden, eins mit ihm zu sein. Da war ein winziger Teil in ihr, der ihr zuflüstern wollte, daß es falsch und gotteslästerlich sei, was sie getan hatte, daß er kein Mensch, sondern ein unbeschreiblich fremdes Wesen war, und das, was immer aus dieser Vereinigung erwachsen mochte, nur von Übel sein konnte. Sie verscheuchte den Gedanken.

Allmählich begann sie die Welt um sich herum wieder wahrzunehmen, und erst jetzt, fast, als hätte bisher ein Schleier über ihren Gedanken gelegen, der nur ganz allmählich zerriß, erinnerte sie sich wieder, wie sie hierher gekommen waren. Sie waren geschwommen, zuerst durch die schweigende Schwärze des Sees, dann durch schier endlose Stollen und Tunnel voll leuchtendem Wasser und sonderbaren Dingen, und schließlich hatte er sie hierher geführt, in ein phantastisches Reich tief auf dem Grund des Sees.

Sie öffnete die Augen, setzte sich auf und sah sich um. Er war nicht da, aber sie fühlte seine Nähe, als wäre sie jetzt wirklich ein Teil von ihm.

Ein paarmal rief sie nach ihm, bekam aber keine Antwort, und begann schließlich, ihre Umgebung auf eigene Faust zu erforschen. Das Gebäude, in dem sie war, war nur Teil einer gewaltigen, in ihren ganzen Dimensionen nicht überschaubaren Anordnung mehr oder weniger verfallener Häuser und Säulenhallen, die den Grund des Sees fast vollständig bedeckte.

Jennifer blieb eine Weile vor dem halb niedergebrochenen Eingang des Kuppelhauses stehen, wandte sich unschlüssig

nach rechts und links und schwamm schließlich los, auf kein bestimmtes Ziel zu. Das Wasser spielte mit ihrem Haar und streichelte ihren Körper, und allein diese Berührung ließ abermals einen wohligen Schauer der Erinnerung durch ihren Leib fließen. Das Bizarre ihrer Situation kam ihr nicht einmal zu Bewußtsein. Alles, was vorher gewesen war, war vergessen. Sie war glücklich, und das allein zählte.

Eine Zeitlang schwamm sie ziellos zwischen den geborstenen Säulen und Wänden der versunkenen Stadt hin und her, spielte mit Fischen, die zutraulich näher kamen, oder ließ sich einfach in der Strömung treiben. Schließlich gewährte sie einen Schattten, weit entfernt, fast am Rande der Stadt.

Neugierig schwamm sie darauf zu. Der Schatten wuchs heran und wurde zu einem Schacht, der senkrecht in den Meeresboden hineinführte und sich in Dunkelheit verlor. Jennifer spürte einen raschen Schauer eisiger Kälte, als sie sich ihm näherte. Salzgeschmack war auf ihren Lippen. Der Schacht mußte eine Verbindung zum Meer hin haben, dachte sie überrascht. Plötzlich glaubte sie eine Bewegung in der Schwärze tief unter sich zu erkennen. Etwas Dunkles, Glitzerndes wogte dort, und für einen ganz kurzen Moment spürte sie ein Gefühl, das an Furcht grenzte, aber es nicht wirklich war.

Sie verscheuchte es. Konnte es in diesem unterseeischen Märchenreich irgend etwas Schlechtes oder gar Gefährliches geben?

Jennifer drehte sich mit einer eleganten Bewegung herum und schwamm los. Die versunkene Stadt und der Grund des Sees blieben über ihr zurück, und Kälte und Dunkelheit begannen sie einzuweben wie das Netz einer unsichtbaren Spinne.

Wieder sah sie die Bewegung, und diesmal war sie so deutlich, daß sie sicher war, sich nicht getäuscht zu haben. Sie hielt inne, sah zu dem kleinen runden Fleck trübgrüner Helligkeit über sich hinauf und erschrak, als sie erkannte, *wie* tief sie bereits in den Schacht vorgedrungen war, ohne es zu bemerken. Die Bewegung wiederholte sich abermals, und Jennifer sah, daß sie von mehreren Stellen zugleich kam, als huschten tief unter ihr finstere Dinge über den Grund des Schachtes. Allmählich begann das Gefühl von Furcht in ihr stärker zu werden, aber im gleichen Maße nahm auch ihre Neugier zu; sie zögerte noch einen Moment, wandte sich dann entschlossen nach unten und schwamm weiter.

Der Grund kam rasch näher, und im gleichen Maße, in dem sich ihre Augen an das sonderbar schwarze Licht hier unten gewöhnten, erkannte sie mehr Einzelheiten.

Das Bild traf sie wie ein Schlag.

Im ersten Moment glaubte sie, eine Anzahl großer, schwarzglänzender Würmer über den felsigen Boden kriechen zu sehen, dann erkannte sie, daß es andere Wesen waren; Wesen, wie sie sie noch nie zuvor gesehen hatte, und die sie trotzdem auf fürchterliche Weise an irgend etwas erinnerten.

Sie ähnelten gewaltigen, augenlosen Kaulquappen. Ihre Leiber waren so groß wie die von Menschen, versehen mit gewaltigen, schwimmblossenbewehrten Froschbeinen und meterlangen Drachenschwänzen. Sie hatten keinen erkennbaren Kopf, sondern nur einen aufgedunsenen schwarzen Leib, in dessen Vorderseite ein fürchterliches, dicklippiges Froschmaul klaffte. Ihre Arme schienen Jennifer lächerlich klein im Verhältnis zum Rest des Körpers, aber sie endeten in furchteinflößenden, dreifingrigen Klauen.

Der furchtbare Anblick lahmte das Mädchen so sehr, daß sie die Gefahr, in der sie schwebte, erst bemerkte, als etwas schleimig und tastend über ihre Beine fuhr. Jennifer fuhr mit einem Schrei herum, trat blindlings nach dem schwarzen Ding, das sich an ihren Fuß geklammert hatte, und schrie abermals auf, als sich hornige Krallen in ihre Haut gruben.

Der Tritt schleuderte das Ungetüm davon, aber er trieb auch sie selbst zur Seite und ließ sie gegen die Wand des Schachtes prallen. Ihr Kopf stieß gegen einen hervorstehenden Stein. Für Sekunden war sie benommen.

Als sie wieder klar sehen konnte, hatte sich der Anblick verändert. Aus einer kleinen, nicht einmal sonderlich tiefen Wunde in ihrer Wade sickerte Blut und verteilte sich wie eine rosige Wolke rings um sie im Wasser – und sein Geruch schien die Kaulquappenmonster auf fast magische Weise anzuziehen! Von überallher strömten sie herbei, mit rohen, tolpatschig aus sehenden Bewegungen, schnüffelnd wie große blinde Hunde. Ihre Schwänze peitschten das Wasser, und die kleinen, dreifingrigen Klauen vollführten schnappende Bewegungen. Der ganze Meeresgrund schien zu schwarzglänzendem schrecklichem Leben erwacht zu sein.

Eines der Ungeheuer kam näher. Jennifer fuhr erschrocken zusammen, preßte sich gegen den Fels und hielt instinktiv den Atem an. Das Monster glitt mit plumpen Schwimmbewegungen

zu ihr hinauf, sog das Wasser durch sein riesiges Fischmaul ein und bewegte sich ruckhaft von rechts nach links und wieder zurück.

Und jedes Mal kam es um ein winziges Stückchen näher...

Mit einem kleinen, klar gebliebenen Teil ihres Bewußtseins begriff Jennifer, daß die schwarzen Monster blind waren. Der Blutgeruch schien sie anzulocken, und wahrscheinlich orientierten sie sich an Bewegungen wie Fledermäuse an unhörbaren Schallwellen. Aber sie konnten nicht *sehen*.

Sie hatte eine winzige Chance. Wenn sie die Nerven behielt, dann konnte sie mit dem Leben davonkommen.

Die Riesenquappe kam unerbittlich näher. Ihr dicklippiges Maul schnappte wie eine Falle, und Jennifer sah die scharfen Zähne dahinter. Jennifer glaubte die Wildheit der Bestie regelrecht zu spüren.

Mit angehaltenem Atem wartete sie, bis das Wesen ganz dicht heran war. Dann trat sie zu.

Ihre Ferse traf den Schädel des Monstrums eine Handbreit über dem Maul. Es war ein unbeschreiblich ekelhaftes Gefühl, ein Empfinden, als trete sie in fauliges Obst, glitschig und Übelkeit erregend, aber dann traf ihr Fuß auf harten Knochen, der sich unter der Gummihaut des Wesens verbarg.

Die Bestie wurde zurückgeschleudert. Sofort wirbelte sie herum und drang mit gierig schnappendem Maul erneut auf sie ein, aber Jennifer wartete nicht, bis sie abermals heran war, sondern stieß sich mit aller Macht vom Felsen ab und schwamm mit kräftigen Stößen in die Höhe. Unter ihr schien ein Vulkan auszubrechen. Wie eine Woge aus schwarzem Morast erhob sich die Masse der Horrorkaulquappen. Klauen und Haifischgebisse schnappten nach ihr, das Wasser brodelte, als würde es kochen, und plötzlich lösten sich zwei, drei, vier der schwarzen Bestien aus der zitternden Masse und jagten zu ihr hinauf. Jennifer warf sich verzweifelt zur Seite, trat und schlug um sich und spürte, wie hornige Krallen ihre Beine ergriffen und sie in die Tiefe zu zerren versuchten.

Dann jagte ein grünsilberner Blitz heran, ergriff ihre verzweifelt ausgestreckten Arme und riß sie in die Höhe, aber Jennifer schrie und trat und schlug weiter um sich, selbst, als sie der Schacht längst wieder freigegeben hatte und unter ihnen wieder die versunkene Stadt lag. Nur ganz langsam beruhigte sie sich, und es dauerte noch länger, bis aus den Bildern des Schreckens, die ihr ihre eigene Furcht vorgaukelten, wieder *sein*

Gesicht wurde, das Fischgesicht mit den großen, regenbogenfarbigen Augen.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte er. »Du bist in Sicherheit. Beruhige dich.« Seine Hand streichelte ihr Haar, und die Berührung tat gut. Jennifer schluchzte verzweifelt, warf sich an seine Brust und umschlang ihn mit den Armen, preßte sich so fest an ihn, wie sie nur konnte. Sie war noch immer halb wahnsinnig vor Angst, aber jetzt war *er* da, und seine Nähe versprach Schutz und Sicherheit.

»Es ist meine Schuld«, sagte er sanft. »Ich hätte dich nicht allein lassen sollen. Es gibt Gefahren hier unten, weißt du? Aber jetzt ist alles in Ordnung. Du bist nicht mehr in Gefahr.« Er schob sie sanft von sich, legte die Hand unter ihr Kinn und zwang sie mit sanfter Gewalt, ihn anzusehen. »Aber du darfst nie wieder dort hinuntergehen, verstehst du?«

Sie nickte. Tränen füllten ihre Augen und vermischten sich mit dem Meerwasser, das sie umgab. Aber die Angst schwand, jetzt, wo sie in *seiner* Nähe war. »Was... was waren das für Ungeheuer?« fragte sie stockend.

Er lächelte. »Keine Ungeheuer«, sagte er. »Sie sind nicht böse. Sie wissen es nicht besser. Du mußt ihnen vergeben, mein Liebes. Es sind Kinder, die noch nicht gelernt haben, zu unterscheiden.«

»Kinder?«

Das Wort brachte irgend etwas in ihr zum Erstarren. Eine furchtbare Ahnung stieg in ihr empor, aber der Gedanke war zu schrecklich, um ihn zu Ende zu denken. Plötzlich war seine Umarmung nicht mehr sanft und beschützend, sondern nur noch stark. Kalt. Kalt wie Eis.

»Wessen... Kinder?« fragte sie stockend.

Sein Lächeln wurde noch breiter. Aber mit einem Male kam es ihr vor wie ein höhnisches Grinsen.

»Meine, mein Liebling«, sagte er.

Für die Dauer einer Sekunde setzte ihr Herz aus. Und plötzlich glaubte sie seine Worte noch einmal zu hören, so deutlich, als flüstere er sie ihr ins Ohr, in diesem Moment.

Du wirst meine Braut, hatte er gesagt. Und die Mutter meiner Kinder.

Jennifer begann zu schreien.

»Wir haben Jameson schon lange im Verdacht«, sagte Spears ernst. »Aber bisher konnten wir ihm nichts beweisen. Offiziell, heißt das.«

»Und inoffiziell?«

Spears lächelte, hob seine Tasse zum Mund, wobei er den kleinen Finger geziert abspreizte, trank einen winzigen Schluck und sah mich über den Rand der Tasse hinweg durchdringend an.

»Das spielt keine Rolle«, sagte er schließlich. »Jameson ist nur ein kleiner Fisch. Der Strohmännchen, sozusagen.« »Strohmännchen für wen?« fragte ich.

Spears setzte seine Tasse ab und schmatzte hörbar. Er schien den schlechten Tee, den uns sein Adjutant gebracht hatte, mit Wein zu verwechseln. »Wenn ich das wüßte, wäre ich nicht hier«, sagte er. »Und außerdem ein Stück weiter. Die Sache ist nicht so leicht zu erklären, Craven. Eigentlich dürfte ich Ihnen kein Sterbenswörtchen verraten. Aber...«

»Aber?« fragte ich, als er nicht weitersprach.

Der Fregattenkapitän zögerte einen Moment. Schließlich stand er – ohne zu antworten – auf, zündete sich eine *Zigarre* an und trat ans Fenster. Wir befanden uns im zweiten Stock eines nach außen hin vollkommen normalen Mietshauses, nicht mehr als drei oder vier Straßenzüge vom Büro der *Scotia* entfernt. Wie gesagt – das Haus war nach außen hin ganz normal. In seinem Inneren schon nicht mehr ganz. Ich hatte nicht alle Räume gesehen, aber ich schätzte, daß sich zusammen mit Spears' Truppe an die fünfzig Marinesoldaten in dem Haus aufhalten mußten, und es schienen mir ausnahmslos ausgesuchte Leute zu sein. Leute von der Art, der man ansieht, daß sie zu kämpfen versteht. Möglicherweise täuschte ich mich auch – aber in diesem Moment war ich sicher, es mit allem anderem als normalen Marineinfanteristen zu tun zu haben.

Das einzige, was den Eindruck, mich inmitten einer Eliteeinheit zu befinden, störte, war Spears. Er schien mir ein wenig zu jung und unausgereift, um einen solchen Einsatz zu leiten.

»Sie haben... gewisse Erkundigungen eingezogen, bevor Sie London verlassen haben, Mister Craven«, sagte er plötzlich.

Ich sah auf. »Sie sind gut informiert«, gestand ich.

Spears lächelte. »Das ist mein Beruf«, antwortete er. »Ich frage mich nur, was der Ihre ist, Craven.« Er trat vom Fenster zurück, schnippte seine Zigarrenasche zielsicher einen

Fingerbreit neben den Aschenbecher und klappte eine lederne Schreibmappe auf, die zwischen uns auf dem Tisch lag. Neugierig beugte ich mich vor.

Ich war nicht sehr überrascht, auf dem obersten Blatt in fetten Buchstaben meinen Namen zu lesen. Was mich überraschte, war der Umfang des Papierstapels, den er bedeckte.

Spears bemerkte meinen befremdeten Blick und lächelte.

»Das hier kam heute morgen mit einem Kurier«, sagte er. »Es enthält eine Menge interessanter Dinge, glauben Sie mir. Was es nicht enthält, ist die Antwort auf die Frage, die mich im Moment am allermeisten interessiert.«

»Und die wäre?« fragte ich harmlos.

»Schlicht und einfach die, was Sie hier zu suchen haben«, antwortete Spears. Plötzlich war er ganz ernst. Er beugte sich vor, legte die Zigarre aus der Hand, stützte sich mit beiden Fäusten auf der Tischplatte ab und sah mich aus seinen durchdringenden blauen Augen an.

»Wenn Sie jetzt sagen, es wäre Zufall, lasse ich Sie von meinen Leuten ins Meer schmeißen«, sagte er. Und so, wie er es sagte, glaubte ich ihm. »Also?«

»Bannermann«, antwortete ich. »Ich bin wegen Bannermann hier. Er bat mich um Hilfe.«

»Hilfe?« schnappte Spears. »Wobei?«

»Zum Teufel, was soll das?« antwortete ich scharf. »Sie wissen so gut wie ich, wobei. Dieser saubere Jameson versucht irgend etwas zu vertuschen, und Bannermann ist der, den er dafür über die Klinge springen lassen will. Zufällig ist Bannermann aber auch ein Freund von mir.« Wütend stand ich auf, ging um den Tisch herum und baute mich drohend vor Spears auf. Wenigstens versuchte ich es. Aber bei einem Mann, der fast einen Kopf größer war als ich, fiel es mir schwer.

»Bannermann ist kein Freund von Ihnen, Craven«, sagte Spears ruhig. »Sie haben sich in Ihrem ganzen Leben nur genau einmal vorher gesehen, vor mehr als zwei Jahren. Aber lassen wir das – was wollen Sie hier?«

»Das gleiche könnte ich Sie fragen«, schnappte ich.

Spears seufzte. »Begreifen Sie denn nicht, Craven?« fragte er.

»Zum Teufel – ich habe hier auf dem Tisch«, er pochte mit den Fingerknöcheln auf den Papierstapel mit meinem Namen

oben auf, »das dickste Bulletin, das ich jemals über einen einzelnen Mann gesehen habe, und es enthält ungefähr hundertmal mehr Fragen als Antworten. Sie sind ein recht geheimnisumwitterter Mann, Craven – vorsichtig ausgedrückt. Alles, was ich von Ihnen verlange, ist eine ehrliche Antwort auf die Frage, ob ich Ihnen vertrauen kann oder nicht.«

»Das ist eine, ziemlich blöde Frage«, entfuhr es mir. »Was soll ich darauf antworten – *nein!*«

Spears starrte mich an. Für einen Moment blitzte Zorn in seinem Blick auf, aber dann begannen seine Mundwinkel zu zucken, und plötzlich lachte er. »Entschuldigen Sie, Craven«, sagte er. »Es war wirklich eine dumme Frage. Aber es geht hier um viel. Vielleicht um die Sicherheit des Empires.«

Vielleicht um die Sicherheit der Welt, fügte ich in Gedanken hinzu. Aber das sprach ich vorsichtshalber nicht laut aus.

Spears seufzte, schüttelte abermals den Kopf und trat wieder ans Fenster. Schweigend sog er an seiner Zigarre, blickte auf die Straße hinunter und wippte dabei auf den Zehenspitzen. Nach einer Weile trat ich neben ihn. Das Zimmer lag so, daß der Blick über die Dächer des Hafenviertels bis aufs Meer hinausfiel. Auch das war mit Sicherheit kein Zufall.

»Ich bin seit mehr als sechs Wochen hier«, sagte Spears plötzlich. »Die ganze Zeit über ist nichts passiert, Craven. Und kaum tauchen Sie auf, wird ein Mann auf offener Straße entführt, und Jamesons Speichellecker schwärmen aus wie die Ameisen.«

Er schüttelte den Kopf, drückte seine Zigarre am Glas der Scheibe aus und sah mich durchdringend an.

»Was wissen Sie über Jameson und seine Bande?« fragte er.

»Nicht sehr viel«, gestand ich. Das war nicht ganz die Wahrheit, aber auch nicht wirklich gelogen. Außerdem hätte es bis zum nächsten Morgen gedauert, ihm zu erzählen, was ich zu ahnen glaubte; und warum.

»Sie haben Nachforschungen angestellt«, erinnerte er. »Ich habe in meinen Unterlagen eine Kopie des Berichtes, den Ihr Verbindungsmann Ihnen zugestellt hat, ehe Sie hierher gekommen sind. Warum helfen Sie mir nicht, kostbare Zeit zu sparen, und erzählen mir, was Sie sonst noch wissen?«

»Nicht sehr viel«, wiederholte ich. »Ich weiß nicht einmal, ob alles, was in diesem Bericht steht, auch der Wahrheit entspricht.«

»Beinahe«, sagte Spears. »Bis auf ein paar unwesentliche

Details.« Er atmete hörbar ein, wandte sich wieder zum Fenster und deutete durch die beschlagene Scheibe nach Osten.

»Es begann vor ein paar Monaten«, sagte er.

»Was?«

»Die Schiffe«, sagte Spears. »Es sind Schiffe verschwunden, Craven. Zuerst nur wenige – ein Fischerboot hier, ein altersschwacher Kahn mit Sommerfrischlern da ... Nicht besonders viel, aber immerhin mehr als gewöhnlich. Vor einem Vierteljahr verschwand dann die *Brigitta Daranda*, ein Kohlefrachter, der für die *Scotia* fuhr. Es hieß, er wäre im Sturm gekentert, aber es gab im Umkreis von fünfhundert Seemeilen nicht einmal eine starke Brise. Danach sank die *Cassiopeia*, ein 10.000-Bruttoregistertonnen-Segler, auch unter der Flagge der *Scotia*. Schließlich das Schiff ihres Freundes Bannermann, die *Poseidon*. Und das war erst der Anfang.« Der letzte Satz hatte bitter geklungen, und als ich Spears ansah, sah ich, daß seine Lippen zu einem dünnen, blutleeren Strich zusammengepreßt waren.

»Das waren noch nicht alle?« fragte ich.

Spears schüttelte heftig den Kopf. »Nein. Es gab natürlich eine Untersuchung. Ganz gegen die öffentliche Meinung sitzen nämlich in den Ministerien in London nicht *nur* Vollidioten, wissen Sie? Ein paar von ihnen sind durchaus in der Lage, bis drei zu zählen.« Er lächelte flüchtig und fuhr fort. »Es ging weiter. Die Untersuchung verlief im Sande, aber die geheimnisvollen Havarien hörten nicht auf. Bis heute ist ein gutes Dutzend Schiffe dort draußen verschwunden.«

»Ein *Dutzend!*« Ich erschrak. »Ein Dutzend Schiffe?« wiederholte ich ungläubig.

»Und niemand hat davon erfahren?«

»Sie haben es selbst gesagt, Craven«, antwortete Spears ernst.

»Bis auf eines waren es ausschließlich Schiffe der Scotia-Reederei. Und aus diesem Grund, den ich noch nicht kenne, ist sie stark daran interessiert, nichts davon an die Öffentlichkeit dringen zu lassen.«

»Ein Racheakt?« vermutete ich. »Vielleicht die Konkurrenz?«

»Kaum«, antwortete Spears. »Wir haben jeden, der auch nur entfernt in Frage käme, durchleuchtet.«

Seine Antwort gab mir endlich Gelegenheit, die Frage loszuwerden, die mir schon die ganze Zeit auf der Zunge brannte.

»Welche Rolle spielen Sie in dieser Sache, Spears?« fragte ich.
»Sie und Ihre Leute. Was hat der Geheimdienst damit zu tun, wenn jemand Jameson und seine Firma fertigmacht?«

Spears lachte humorlos. »Sie machen mir Spaß, Craven«, sagte er. »Wenn es dort draußen jemanden oder etwas gibt, der in der Lage ist, ein Dutzend Schiffe spurlos verschwinden zu lassen, dann interessiert das die Marine mit Sicherheit. Ich sagte es bereits – es ist gut möglich, daß die Sicherheit des Empires selbst bedroht ist.«

»Dieses eine Schiff, das nicht zur *Scotia* gehörte...« begann ich.

»War ein Kriegsschiff Ihrer Majestät«, sagte Spears. »Die *Silver Arrow*. Sie war nicht sehr groß, Craven, aber gut genug bewaffnet, es mit jedem dahergelaufenen Piraten aufnehmen zu können.« Er ballte zornig die Hände zu Fäusten. »Wir haben nicht einmal mehr eine Planke von ihr gefunden.« Ich starrte ihn an, aber ich sah ihn gar nicht. Vor meinen Augen stand plötzlich das Bild eines kunstvoll angefertigten, großen Schiffsmodelles. Das Modell eines Kriegsschiffes, groß wie eine schwimmende Stadt und stark genug bewaffnet, es mit einer ganzen Flotte aufnehmen zu können. Und mit einem kleinen Messingschildchen am Bug, auf dem sein Name stand: *Dagon*.

Der Ausdruck auf Jamesons Gesicht war immer betroffener geworden, mit jedem Wort, das er hörte. Feinperliger kalter Schweiß bedeckte seine Stirn, trotz der unangenehmen, klammen Kälte, die in dem unterirdischen Gewölbe herrschte. Seine Handflächen waren feucht, und sein Blick irte unset zwischen dem bärtigen Gesicht McGillycaddys und dem schwarzen, glitschigen *Ding* hin und her, das neben und hinter ihm in den stinkenden Abwässern schwamm, die das Siel füllten. Von Zeit zu Zeit glaubte er, ein leises Schlürfen und Schmatzen zu vernehmen, und im gleichen Rhythmus stiegen blubbernde Luftblasen aus dem schlammigen Wasser. Jameson versuchte krampfhaft, an etwas anderes zu denken, um sich nicht übergeben zu müssen.

»Ich... finde die Idee nicht besonders gut«, sagte er

stockend. Die gewölbte Decke des Tunnels fing seine Worte auf und warf sie als verzerrtes Echo zurück, und wie zur Antwort bewegte sich die schwarze Scheußlichkeit hinter McGillicaddy unruhig. Ein langer, stachelbewehrter Schwanz zuckte wie der Kopf einer Schlange aus dem Wasser und fiel klatschend zurück. Jamesons Magen begann sich zu einem schmerzhaften Knoten zusammenzuziehen.

»Ich kann mich nicht erinnern, dich nach deiner Meinung gefragt zu haben«, antwortete McGillicaddy scharf. Jameson fuhr wie unter einem Hieb zusammen, aber irgendwie brachte er es fertig, McGillicaddys Blick standzuhalten und ein zweites Mal mit dem Kopf zu schütteln. »Darum geht es nicht«, sagte er stockend. »Wir... wir sind noch nicht soweit. Wir brauchen noch Monate, um...«

McGillicaddy unterbrach ihn mit einer wütenden Handbewegung. »Du hast genau zwei Tage!« sagte er heftig. »Nicht mehr.«

»Aber das ist vollkommen unmöglich!« keuchte Jameson. »Allein die...«

»Unmöglich?« unterbrach ihn McGillicaddy. »Nun, wenn es wirklich *unmöglich* ist, Jameson, dann schlage ich vor, du begleitest mich und sagst es *ihm* selbst. Ich bin sicher, daß er dir nichts antun wird, wenn du die Wahrheit sagst.« Er lachte böse. »Du weißt doch – *er* ist hart, aber nicht ungerecht.« Jameson erbleichte noch mehr. Seine Zunge fuhr nervös über die Lippen, die trotz der mit Feuchtigkeit gesättigten Luft mit einem Male trocken und rissig waren. Für eine Sekunde saugte sich sein Blick an dem widerlichen schwarzen Etwas hinter, McGillicaddy fest.

Schließlich nickte er. »Wir werden es versuchen.«

McGillicaddy schüttelte den Kopf. »Nicht *versuchen*, Jameson. Ihr werdet es *tun*.«

Jameson nickte. »Wir werden da sein«, sagte er. »Aber es ist gefährlich. Die Soldaten sind noch immer in der Stadt.«

»Es ist euch nicht gelungen, ihr Mißtrauen zu besänftigen?« fragte McGillicaddy. »Du hattest Zeit genug.«

»Es... es war alles in Ordnung«, stammelte Jameson hastig. »Sie haben keine Ahnung, daß wir von ihrer Anwesenheit wissen. Sie wären gegangen, wenn nicht...« Er brach ab, biß sich auf die Lippen und senkte hastig den Blick.

»Wenn nicht?« wiederholte McGillicaddy. »Wenn nicht *was*,

Jameson?«

Der dickleibige Reeder begann unruhig von einem Fuß auf den anderen zu treten. Plötzlich schien er nicht mehr zu wissen, wohin mit seinen Händen. »Wenn Bannermann nicht aufgetaucht wäre«, stieß er schließlich hervor.

Eine einzelne, endlose Sekunde lang starrte McGillicaddy Jameson nur an. Sein breitflächiges, bärtiges Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse. »Bannermann?« keuchte er. »Bannermann ist *hier!* Hier in Aberdeen?«

»Er kam heute morgen«, bestätigte Jameson leise. »Zusammen mit einem Fremden, einem Mann namens Raven – oder so ähnlich.«

»Du Idiot!« zischte McGillicaddy. »Du verdammter Trottel! Ich hatte dir befohlen, Bannermann zu erledigen! Er hätte niemals hierher zurückkehren dürfen. Verdammt – er *hätte Aberdeen nicht lebend verlassen dürfen!*«

»Ich hatte alles in die Wege geleitet«, verteidigte sich Jameson. »Ich konnte ihn nicht umbringen lassen, ohne noch mehr Aufsehen zu erregen. Himmel, McGillicaddy – glaubst du denn, es wäre niemandem aufgefallen, daß fast unsere gesamte Flotte innerhalb eines Vierteljahres abgesoffen ist? Bannermann hätte den Untergang der *Poseidon* nicht überleben dürfen.«

McGillicaddy tat so, als überhöre er den Vorwurf in Jamesons Worten. »Er hat es aber!« schnappte er. »Und ich gab dir Befehl, ihn zu...«

»Du hast mir nichts zu befehlen!« sagte Jameson in einem schwachen Anflug von Trotz.

In McGillicaddys Augen blitzte es auf. »Nein?« fragte er lauernd. »Nun, vielleicht hast du sogar recht, Jameson. Wäre es dir lieber, in Zukunft deine Befehle gleich von *ihm* zu erhalten?«

Jameson erbleichte noch weiter. »So... so war das nicht gemeint«, stammelte er. »Es ist nur... ich... ich habe es nicht gewagt ihn zu töten, nachdem diese verdammten Soldaten anfangen, hier herumzuzschnüffeln. Ich hatte alles genau geplant, McGillicaddy. Es war alles in Ordnung! Ich habe es so gedreht, daß jeder Bannermann die Schuld am Untergang der *Poseidon* gab. Früher oder später hätte er selbst der Sache ein Ende bereitet und uns noch einen Gefallen damit getan. Alles war in bester Ordnung, bis dieser Raven oder Craven

aufgetaucht ist!«

McGillycaddy schwieg einen Moment. Seine Kiefer mahlten, und seine Unruhe schien sich auf das formlose schwarze Etwas hinter ihm im Wasser zu übertragen, denn seine Bewegungen wurden hektischer.

»Wer ist dieser Kerl?« fragte er schließlich.

Jameson zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es nicht«, gestand er. »Irgendein Freund von Bannermann, vermute ich. Er kommt aus London. Und er schien sehr gut informiert zu sein.«

»Was hast du getan?« fragte McGillycaddy.

»Nichts«, antwortete Jameson. »Ich habe ihn fortgeschickt. Er will wiederkommen.«

»So«, sagte McGillycaddy, »will er das? Nun, das werden wir sehen. Vielleicht finde ich einen Weg, ihn davon abzuhalten. Hat er gesagt, in welchem Hotel er wohnt.«

»Im... im *Four Seasons*«, sagte Jameson stockend. »Aber da ist er nicht.« McGillycaddy blinzelte, legte den Kopf auf die Seite und sah Jameson durchdringend an. »Und wo«, fragte er betont, »ist er jetzt?«

Jameson druckte herum. »Bei Spears«, sagte er schließlich.

McGillycaddy erbleichte. »Spears? Bei... bei den Soldaten?«

»Ja«, gestand Jameson. »Ich habe Clanston und ein paar seiner Jungs hinter Bannermann und ihm hergeschickt. Bannermann haben sie erwischt, aber dann kamen die Soldaten dazwischen, und...«

»Du hast WAS!« brüllte McGillycaddy. Von der Ruhe, die er bisher trotz allem bewahrt hatte, war nichts mehr geblieben. »Willst du damit sagen, daß dieser Craven jetzt bei Spears ist und sich vermutlich glänzend mit ihm unterhält?«

»Was sollte ich denn tun?« wimmerte Jameson. »Spears Leute waren in der Überzahl, und sie waren bewaffnet. Und selbst wenn nicht – hätte ich eine Schlacht mit der Marine anfangen sollen?«

McGillycaddys Lippen begannen zu zittern. »Du Idiot«, sagte er. »Du hirnerkrankter, dämlicher Idiot! Du läßt Bannermann am helllichten Tage entführen und läßt es auch noch zu, daß der einzige Zeuge schnurstracks zu Spears rennt! Bei allen Seeteufeln – einen besseren Vorwand kann sich Spears doch gar nicht mehr wünschen, dich hochzunehmen!«

»Das wird er nicht tun!« stammelte Jameson. »Er... er wird abwarten. Und selbst wenn nicht, kommt er zu spät. Selbst

wenn...«

»Selbst wenn er es tut«, fiel ihm McGillicaddy ins Wort, »ändert das nichts mehr, Jameson. Nicht für dich.«

Jameson erstarrte. Es schien ein paar Sekunden zu dauern, bis ihm die Bedeutung von McGillicaddys Worten wirklich zu Bewußtsein kam.

»Es war nicht meine Schuld!« wimmerte er. »Ich... ich habe...«

»Versagt«, sagte McGillicaddy kalt.

»Bitte!« stöhnte Jameson. Seine Augen wurden rund vor Angst, während sich sein Blick an dem schwarzglänzenden Etwas hinter McGillicaddy festsaugte. Das brackige Abwasser, das den gewaltigen Körper bedeckte, schien stärker zu wogen und brodeln. »Das... das kannst du nicht tun«, stammelte er. »Ich habe alles getan, was ich konnte. Woher sollte ich wissen, daß...«

McGillicaddy hob die Hand, und Jameson brach mit einem krächzenden Schrei ab.

»Du hast versagt«, sagte McGillicaddy noch einmal. Plötzlich war jedes Gefühl aus seiner Stimme verschwunden. Sie war kalt wie Stahl. »Du warst schon immer ein Narr, Jameson, aber ein nützlicher Narr. Jetzt hast du einen Fehler zuviel begangen. Du weißt, was das bedeutet.«

»Nein!« stöhnte Jameson. »Bitte, ich... ich will alles tun, was du willst. Ich gehe zu Spears und stelle mich ihm. Damit wird er sich zufrieden geben, ganz bestimmt. Bis er merkt, was wirklich passiert, ist es längst zu spät. Ich gehe gleich zu ihm, wenn du es willst.«

»Du wirst nirgendwo mehr hingehen«, sagte McGillicaddy leise. Seine Hand vollführte eine rasche, kaum merkliche Bewegung.

Jamesons Schrei ging im Klatschen und Rauschen des hochspritzenden Wassers unter. Der braune Schlick hinter ihm schien zu explodieren. Etwas Gigantisches, Schwarzes erhob sich wie ein Schatten aus einer längst vergessenen Zeit hinter dem Schotten aus dem brackigen Wasser, klatschte gegen die niedrige Decke des gewölbten Tunnels – und schoß auf Jameson zu.

Jameson reagierte im letzten Moment. Mit einem verzweiferten Schrei warf er sich zur Seite, spürte einen Schlag gegen Hüfte und Schulter und verlor auf dem glitschigen Boden den Halt. Hart schlug er auf, wälzte sich mit einer Behendigkeit herum,

die man einem Mann seiner Statur kaum zugetraut hätte, und sprang auf die Füße.

Er führte die Bewegung nicht zu Ende.

Plötzlich war das aufgedunsene Etwas über ihm, warf ihn zurück und preßte ihn gegen den schmierigen Stein. Jameson schrie, stieß das Ding mit der Kraft der Verzweiflung von sich und brüllte ein zweites Mal, als sich scharfe Zähne durch seine Hose gruben und sein Bein aufrissen. Blind vor Angst und Schmerz trat er um sich, spürte, wie er etwas Weiches traf, und kam endlich auf die Füße.

Jameson wirbelte herum, stieß McGillicuddy zur Seite und rannte los, verfolgt von den Dämonen der Furcht und einem, gräßlichen, platschenden Geräusch, als schleife ein riesiges Stück nassen Leders über den Stein. Ein fürchterliches Lachen erscholl, und dann – schon weit entfernt – hörte er ein letztes Mal McGillicaddys Stimme.

»Lauf nur, Jameson!« schrie der Schotte. »Lauf zu deinem Spears. Vielleicht hilft er dir ja!«

Jameson torkelte weiter. Seine Lungen begannen zu stechen, und der gewölbte Gang verschwamm immer wieder vor seinem Blick, aber die Angst gab ihm schier übermenschliche Kräfte. Immer wieder glitt er auf dem glitschigen Stein aus und schlug schmerzhaft zu Boden, und immer wieder sprang er hoch und torkelte weiter. Wie von Furien gehetzt rannte er durch den unterirdischen Gang, erreichte eine Abzweigung und warf sich blindlings nach rechts. Vor ihm war ein heller Fleck. Tageslicht!

Der Anblick gab ihm noch einmal zusätzliche Kraft. Jameson verdoppelte seine Anstrengungen, fiel abermals hin und spürte die rauhe Kante einer Stufe unter den Fingern, als er sich hochstemmte.

Dann hörte er das Geräusch. Ein Schleifen und Gleiten wie von nassem Fleisch, ein Laut, als versuchten kleine Arme und Beine einen viel zu schweren Körper über den Stein zu schieben. Jameson sprang auf die Füße und rannte, immer drei, vier Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinauf. Der helle Fleck vor ihm wurde größer, wurde zu einem Ausschnitt des Himmels, und plötzlich fühlte er einen kalten Luftzug im Gesicht.

Noch einmal raffte er alle Kräfte zusammen, warf sich nach vorne – und prallte gegen die rostigen Stäbe des mannshohen

Gitters, das den Stollen vor ihm abschloß.

Jamesons Herz schien auszusetzen. Eine Sekunde lang startete er aus hervorquellenden Augen auf das Hindernis, das zwischen ihm und dem rettenden Tageslicht lag, dann begann er mit aller Macht an den rostigen Stäben zu rütteln.

Hinter ihm, schon am Fuße der Treppe, klang ein gräßliches Schlürfen und Schmatzen auf, ein Laut, der ihm schier das Blut in den Adern zum Gerinnen brachte. Und während er wie von Sinnen schrie und ebenso verzweifelt wie vergeblich an den fingerdicken Eisenstäben zerrte, wurde das Geräusch lauter, immer lauter und lauter..

Äußerlich hatte sich nichts an dem pompös eingerichteten Büro verändert. Alles schien noch immer eine Spur zu groß und zu prachtvoll, und alles übte noch immer die gleiche, eher protzige als beeindruckende Wirkung auf mich aus. Und doch... Ich konnte den Unterschied nicht in Worte fassen, aber er war da. Spears sah mich fragend an, und ich deutete mit einer ebenfalls stummen Kopfbewegung auf die Durchgangstür zu Jamesons Büro. Spears nickte, drehte sich herum und gab zweien seiner Männer mit Handzeichen zu verstehen, den Raum zu durchqueren und das Büro zu durchsuchen. Ich wußte, was sie finden würden. Nichts. Das Gebäude war leer, vom Keller bis zum Dach. Es ist nicht so, daß ich die Anwesenheit von Menschen direkt spüre – nicht, wenn ich mich nicht mit aller Macht darauf konzentriere –, aber hier fühlte ich ihre Abwesenheit. Es gab in diesem Haus nichts Lebendes, sah man von Spears und seinen Leuten ab. Die Leere schien mir direkt entgegenzuschreien. Aber ich schwieg und wartete geduldig, bis die beiden Marineinfanteristen zurückkamen. Es wäre einfach zu umständlich gewesen, Spears erklären zu wollen, woher ich meine Überzeugung nahm.

Es dauerte annähernd zehn Minuten, bis sich die beiden Männer wieder bei uns einfanden. Einer der beiden verließ ohne ein Wort das Haus und gesellte sich zum Rest der kleinen Streitmacht, die das Gebäude umstellt hatte, während der andere nur stumm mit dem Kopf schüttelte und mit angelegtem Gewehr neben der Tür Aufstellung nahm. Spears zog eine Grimasse. »Nichts«, sagte er. »Die Vögel sind ausgeflogen.«

»Was haben Sie erwartet?« fragte ich. »Daß Jameson mit

einem unterschriebenen Geständnis in seinem Büro auf uns wartet?« Ich lachte leise, deutete mit einer Kopfbewegung auf die jetzt offenstehende Tür und ging los, ohne auf Spears zu warten. Der Fregattenkapitän folgte mir.

Das Büro war leer, und damit meine ich nicht nur die Abwesenheit von Jameson. Die Regale waren leergeäumt, Schranktüren standen offen und zeigten uns sorgsam geleerte Fächer, und selbst die Schubladen des gewaltigen Schreibtisches waren halb herausgezogen und von allem Inhalt befreit. Ich stöhnte enttäuscht, als mein Blick auf den verwaisten Sockel neben dem Schreibtisch fiel.

»Nun, Craven?« fragte Spears bissig. »Wo ist jetzt Ihr famoses Schiff?«

Zornig drehte ich mich herum und schluckte im letzten Moment die ärgerliche Antwort herunter, die mir auf der Zunge lag. »Heute mittag war es jedenfalls noch da«, knurrte ich. »Sie müssen es weggeschafft haben.«

Spears kam näher, sah sich lange und eingehend um und wandte sich schließlich wieder an mich. »Warum geben Sie nicht zu, daß Sie sich geirrt haben, Craven?« fragte er. »Sie sagen selbst, daß Sie ein Schiff kaum von einem Rollschuh unterscheiden können.«

»Dieses Schiff schon«, sagte ich wütend. »Sie haben es nichtgesehen, Spears.«

»Natürlich nicht«, antwortete Spears. »Und nach allem, was Sie mir erzählt haben, werde ich es auch niemals sehen. Ein solches Schiff gibt es nicht.«

»Daß Sie es nicht kennen, muß nicht heißen, daß es nicht existiert, oder?«

»Nicht zwangsläufig«, antwortete Spears. »Aber doch sehr wahrscheinlich. Ich kenne mich mit Schiffen aus, vergessen Sie das nicht. Und ein Schiff, wie Sie es mir beschrieben haben, ist technisch erstens nicht machbar und zweitens vollkommen unsinnig.«

»Unsinnig?« wiederholte ich.

Spears nickte. »Unsinnig«, bestätigte er. »Glauben Sie mir, Craven – im Zeitalter der Panzerschiffe und Kanonenboote sind solche Schiffe nicht mehr gefragt.«

»Sie haben es nicht gesehen!« wandte ich zornig ein.

Spears machte ein Gesicht, als versuche er zum achtenmal, mir zu erklären, warum zwei und zwei nicht Mittwoch ergeben können.

»Das ist auch gar nicht nötig«, sagte er geduldig. »Ich kann mir ganz gut vorstellen, was Sie gesehen haben. Es... gab einmal Pläne für solche Schiffe. Vor zwei- oder dreihundert Jahren«, fügte er rasch hinzu, als ich triumphierend auffahren wollte. »Damals wäre ein Fünfmaster mit dreihundert Geschützen auf jeder Seite eine unbesiegbare Waffe gewesen«, fuhr er fort. »Aber sie sind nie gebaut worden. Die technischen Probleme waren unlösbar.«

»Heute sind sie es nicht mehr!«

»Sicher«, sagte Spears. »Bloß wäre ein solches Schiff viel zu plump und schwerfällig. Ich gebe zu, daß es mit einer Breitseite halb Aberdeen in Schutt und Asche legen könnte, aber diese Riesenpötte sind ungefähr so schnell und wendig wie ein arthritischer Walfisch.« Er lächelte. »Was nutzt Ihnen eine schwimminde Festung, wenn ein Kreuzer wie die kleine *King George* ihr den Fangschuß geben kann?«

»*King George*?« fragte ich.

»Mein Schiff«, antwortete Spears, tippte mit dem Zeigefinger gegen die Offiziersstreifen an seiner Schulter und grinste. »Dachten Sie, ich habe die Dinger fürs Fahrradfahren bekommen? Es kreuzt draußen vor der Küste, und es ist nicht besonders groß, aber glauben Sie mir – dieses Schiff allein wäre durchaus in der Lage, mit ihrer famosen *Dagon* fertig zu werden.«

»Wie die *Arrow*!« fragte ich giftig.

Spears Lächeln gefror, und mit einem Male hatte ich das Gefühl, etwas ziemlich Dummes gesagt zu haben. »Ich weiß nicht, was die *Arrow* zerstört hat«, sagte er leise und mit seltsam zitternder, ja, beinahe haßerfüllter Stimme. »Aber ich schwöre Ihnen, daß derjenige, der dafür verantwortlich ist, bezahlen wird. Und wenn es das letzte ist, was ich in meinem Leben tue.«

Er brach ab, starrte mich einen Herzschlag lang an und fuhr sich nervös mit der Hand über das Kinn; fast, als merke er erst jetzt, was er eigentlich gesagt hatte, und bereue es.

»Verzeihen Sie, Spears«, sagte ich. »Ich wollte Sie nicht verletzen.«

Spears winkte ab. Die Bewegung wirkte gezwungen. »Schon gut, Craven«, sagte er. »Sie können es nicht wissen. Mein... mein Bruder war auf der *Arrow*.«

»Das tut mir leid«, murmelte ich.

Spears starrte mich noch eine Sekunde lang an, dann drehte

er sich abrupt herum und begann nach seinen Männern zu brüllen. Ein ziemlich bleicher Marinesoldat erschien unter der Tür, und Spears fuhr ihn an: »Durchsucht das Haus. Jeden einzelnen Raum. Ich will alles, was ihr findet, hier haben, verstanden? Jedes Stück Papier, jeden Fetzen. Und beeilt euch.«

»Was versprechen Sie sich davon?« fragte ich, als wir wieder allein waren.

»Was haben Sie sich davon versprochen, mich hierher zu schleifen?« fauchte Spears ärgerlich.

»Zum Beispiel Kapitän Bannermanns Leben«, antwortete ich ruhig.

Spears sog hörbar Luft ein, aber statt zu explodieren, wie ich halbwegs erwartet hatte, senkte er plötzlich den Blick, ging zum Schreibtisch hinüber und setzte sich auf dessen Kante.

»Verzeihen Sie, Craven«, sagte er. »Ich war unbeherrscht.« Plötzlich lächelte er, wenn auch sehr wehmütig. »Es scheint, als wäre unsere Rettungsaktion ein glatter Fehlschlag gewesen, wie? Wenn Ihnen eine gute Ausrede einfällt, die ich in meinen Bericht schreiben kann, lassen Sie sie mich wissen. Sieht so aus, als hätte ich es gründlich verpatzt.«

»Es war nicht Ihre Schuld«, sagte ich. »Ich fürchte, ich bin Jameson ein bißchen zu heftig auf die Zehen getreten. So, wie es hier aussieht, muß er mit Packen begonnen haben, ehe ich richtig aus dem Haus war.«

»Es scheint so«, sagte Spears. »Aber keine Sorge – ganz so leicht läßt sich der Geheimdienst Ihrer Majestät nicht austricksen. Es gibt eine ganze Menge Leute hier in der Stadt, denen ich in den nächsten Tagen die eine oder andere unangenehme Frage stellen werde. Und wenn er auch nur einen Zeh ins Wasser steckt, läuft er der *King George* direkt vor die Kanonen.«

Seine Worte hätten mich aufmuntern müssen, aber sie taten es nicht. Spears war sicher ein Mann, der viel von seinem Handwerk verstand. Aber wenn die dumpfe Ahnung, die von mir Besitz ergriffen hatte, auch nur zu einem geringen Teil zutraf, dann hatte er es mit Gegnern zu tun, von deren Existenz er bisher nicht einmal in seinen schlimmsten Träumen gewußt hatte.

Kanonen nutzten nicht viel gegen Magier und Dämonen.

Etwas von meinen Gedanken mußte ziemlich deutlich auf meinem Gesicht zu lesen gewesen sein, denn Spears sah mich

plötzlich scharf an und fragte: »Was haben Sie, Craven? Habe ich etwas Falsches gesagt? Oder gibt es etwas, was ich nicht weiß?«

»Weder – noch«, antwortete ich hastig. »Es ist nur...« Weiter kam ich nicht, denn in diesem Moment wurde die Tür hinter uns abermals aufgerissen, und der immer noch bleiche Marinesoldat stürmte herein. Spears fuhr wie von der Tarantel gestochen herum. Mit einem Male war er wieder ganz Konzentration und gespannte Aufmerksamkeit.

»Was gibt es?« schnappte er.

»Jameson«, antwortete der Mann. Sein Atem ging schnell, als wäre er gerannt, und trotz der schlechten Beleuchtung im Raum konnte ich erkennen, wie blaß er war. Seine Lippen zitterten.

»Wir haben Jameson gefunden. Aber er ist...« Er stockte, suchte einen Moment sichtlich nach Worten und fuhr sich hektisch mit dem Handrücken über das Gesicht, als gelte es unsichtbare Spinnweben fortzuwischen.

»Verdammt noch mal! Mann – reden Sie!« schnauzte Spears, als der Soldat nicht weitersprach. »Was ist mit Jameson?«

»Am... am besten sehen Sie ihn sich selbst an, Sir«, antwortete der Mann mit zitternder Stimme. »Er liegt... draußen. Auf der anderen Hofseite.«

Spears sog scharf die Luft ein, wie um den Mann abermals anzufahren. Aber das hörte ich schon kaum noch, denn ich war bereits herum und an dem Soldaten vorbei aus dem Zimmer gestürzt.

Das Gurgeln und Rauschen des Wassers war das einzige Geräusch hier unten. Von irgendwoher kam Licht und brach sich auf feuchtem Stein und der braunen Oberfläche des Kanals, aber wie alles hier unten wirkte es schmutzig; wenn McGillicuddy sich nur lange genug darauf konzentrierte, dann glaubte er es sogar zu *riechen*. Und es war kein guter Geruch: nach Fäulnis und Abfällen und Verwesung wie alles hier unten. McGillicuddy fühlte sich nicht wohl. Es lag nicht nur an seiner Umgebung – er war diesen Weg unzählige Male gegangen; das Labyrinth aus Abwasserkanälen und Stollen tief unter den Straßen Aberdeens war ihm so vertraut, daß er sich mit geschlossenen Augen zurecht gefunden hätte. Es lag auch

nicht an dem, was er getan hatte. Für McGillicuddy zählte ein Menschenleben wenig, zumal, wenn es sich um das eines Verräters handelte. Er hatte mehr als einmal töten lassen und selbst getötet. Es war nicht einmal die Art, auf die es geschehen war. Er kannte *seine* Diener zur Genüge, um – wenn er sich schon nicht an ihren Anblick gewöhnt hatte, was unmöglich war – so doch wenigstens damit fertig zu werden. Es war das Gefühl der Erwartung, das ihn quälte.

Bald, in wenigen Stunden schon, würde er den Augenblick der Erfüllung erleben. Der Moment, von dem er die letzten dreißig Jahre geträumt hatte.

McGillicuddy hatte den allergrößten Teil seines Lebens darauf verwandt, sich auf diesen Moment vorzubereiten, jedes Detail, jede Einzelheit zu planen, jeden Schritt hundertmal zu überdenken, jeden auch nur im entferntesten vorstellbaren Fehler aufzuspüren und auszumerzen. Es war sein Lebensinhalt gewesen, sein Leben überhaupt.

Jetzt hatte er Angst davor.

Es fiel ihm schwer, es sich selbst gegenüber zuzugeben, und trotzdem war es so: er fürchtete den Augenblick beinahe mit der gleichen Macht, mit der er ihn bisher herbeigesehnt hatte. Das Wasser zu seinen Füßen begann zu brodeln, und ein dunkler, mehr als manns langer Körper zeichnete sich unter den braunschillernden Fluten ab. Der Anblick erinnerte McGillicuddy daran, daß es noch etwas zu tun gab, ehe es soweit war.

Lautlos erhob er sich aus der unbequem hockenden Stellung, in der er dagesessen und seinen Gedanken nachgehangen hatte, wandte sich nach rechts und huschte davon, in den Schutz der Schwärze hinein, die den Gang ausfüllte. Das schwarze Ding im Wasser folgte seiner Bewegung wie ein dämonischer Schatten.

Inmitten des Hofgevierts gähnte ein Loch im Boden. Es war gezackt und unregelmäßig und sonderbar eckig, wo die Pflastersteine herausgebrochen und in die Tiefe gestürzt waren, und ein durchdringender Gestank nach faulem Wasser und Abfällen drang daraus empor, dazu das gedämpfte Rauschen und Klatschen von Wasser, das tief an seinem Grunde floß. Aber das registrierte ich kaum. Wie versteinert stand ich da und starrte auf den verkrümmten Körper Jamesons, der sich mit letzter Kraft aus dem Loch herausgezogen und gestorben war,

ehe er die Bewegung vollends zu Ende hatte führen können.

Seine eleganten Kleider waren zerfetzt und durchtränkt von schmutzigem Wasser, und auf seinen erstarrten Zügen lag noch der Ausdruck des unbeschreiblichen Grauens, das er in seinen Sekunden empfunden haben mußte.

Er hatte keine Haare mehr.

Ich erwachte erst aus meiner Erstarrung, als ich Spears' Schritte hörte, und die Marinesoldaten, die den gezackten Krater im Boden und mich umstanden, hastig beiseite traten, um dem Fregattenkapitän Platz zu machen. Spears langte keuchend neben mir an, fuhr beim Anblick des Toten sichtlich zusammen und ließ sich auf die Knie sinken.

Als er nach dem Toten greifen wollte, fiel ich ihm in den Arm. »Nicht«, sagte ich hastig. »Rühren Sie ihn nicht an.«

Spears blinzelte, verzichtete aber zu meiner eigenen Überraschung darauf, mich anzufahren, sondern wandte sich statt dessen in scharfem Ton an einen seiner Männer. »Was ist hier passiert?« schnappte er. »Wo kommt er her?«

Der Mann versuchte seinem Blick auszuweichen, aber es gelang ihm nicht. »Ich... weiß es nicht, Sir«, gestand er.

»Was soll das heißen?« fauchte Spears. »Sie hatten Wache hier, Mann! Tote fallen nicht vom Himmel!«

»Das nicht«, antwortete der Mann. »Aber aus der Erde. Das... das Loch war plötzlich da. Ich habe nur ein Krachen gehört, und als ich hinsah, war der Boden eingesunken, und er lag da. Genau so.«

Spears sog hörbar die Luft ein, schluckte ein paarmal und sah dann erst den Toten, dann mich an. »Was, zum Teufel, geht hier vor?« flüsterte er.

Ich zuckte mit den Achseln. »Das weiß ich so wenig wie Sie«, antwortete ich. »Aber irgend etwas stimmt hier nicht. Vielleicht wäre es besser, wenn wir hier verschwinden. Alle.«

Spears lachte spöttisch, wurde aber sofort wieder ernst, als ich zornig den Kopf schüttelte und einen der herausgebrochenen Steine aufhob. »Sehen Sie sich das an, Spears«, sagte ich. »Dort unten muß ein Abwasserkanal oder sonstwas sein, aber die Decke ist mindestens einen Yard dick. Dieses Loch hat kein Mensch aufgebrochen.«

»Unsinn«, sagte Spears. Aber seine Stimme klang nicht annähernd so selbstsicher. Verstört betrachtete er den gut zehn Inches dicken Pflasterstein, den ich unter seiner Nase

schüttelte, beugte sich vor und lugte in die Tiefe. Es war nicht zu erkennen, was unter uns lag, aber meine Schätzung war wohl eher zu vorsichtig als zu optimistisch gewesen.

»Sehen Sie sich den Toten an«, sagte ich. »Irgend etwas stimmt nicht mit ihm – milde ausgedrückt.«

Spears wurde noch eine Spur blasser und sah abermals auf Jamesons bleiches Gesicht hinab. Dem Toten fehlten nicht nur die Haare, sondern auch Wimpern und Augenbrauen. Und als ich ihn genauer betrachtete, fiel mir auf, daß auch seine Zähne und Fingernägel verschwunden waren. Dabei war nicht die aller kleinste Wunde zu erkennen.

»Was, zum Teufel, hat ihn getötet?« murmelte Spears verstört. Wieder blickte er in die Tiefe. »Vielleicht irgendein Zeug dort unten. Irgendeine Chemikalie oder...« Er sprach nicht weiter, sondern streckte abermals die Hand aus, berührte vorsichtig Jamesons Arm und hob ihn hoch.

Der Anblick war entsetzlich. Spears hatte Jamesons Arm dicht unterhalb des Ellbogengelenkes ergriffen und wollte ihn anheben, aber es war, als versuche er einen leeren Schlauch zu heben. Jamesons Unterarm und Hand fielen mit einem widerlichen weichen Klatschen zurück auf den Stein.

Als wäre kein Knochen mehr darin, dachte ich schauernd. Und mit einem Male fiel mir auch auf, wie sehr Jameson sich verändert hatte. Alles an ihm war schwammig und auf schwer zu beschreibende Weise weich. Ich war sicher, daß er regelrecht auseinandergeflossen wäre, hätten wir versucht, ihn hochzuheben.

»Teufel!« keuchte Spears und ließ Jamesons Arm so abrupt los, als wäre er plötzlich glühend heiß. »Was bedeutet das?«

»Ich habe keine Ahnung«, gestand ich. »Aber was immer es ist – wir sollten machen, daß wir wegkommen. Es... es ist noch in der Nähe.«

Spears sah mit einem Ruck auf. Ich konnte direkt sehen, wie es hinter seiner Stirn zu arbeiten begann. Dann nickte er plötzlich auf sonderbar steife, abgehackte Weise und stand mit einem Ruck auf. »In Ordnung«, sagte er. »Wir ziehen ab. Sammeln!«

Das letzte Wort hatte er mit hoch erhobener Stimme gerufen, und wo es nicht mehr verstanden wurde, gaben andere Männer den Befehl weiter. Binnen weniger Minuten sammelten sich die zwei Dutzend Bewaffneten, die uns begleitet hatten, auf dem kleinen, gepflasterten Innenhof. Spears blickte ungeduldig über

die Doppelreihe blaugekleideter Marinesoldaten, nickte schließlich und wollte sich zum Tor wenden, blieb dann aber noch einmal stehen und sah erneut zu den Männern hinüber.

»Johnson fehlt«, sagt er. »Zum Teufel, wo bleibt der Kerl?

Johnson! Korporal Johnson, sofort hierher!«

Spears wiederholte seinen Befehl noch vier- oder fünfmal, aber er bekam keine Antwort.

»Verdammt!« murmelte er. »Wo steckt der Kerl? Fredkins, Leroy – sucht ihn. Aber ein bißchen dalli, wenn ich bitten darf!«

Die beiden Angesprochenen verschwanden lautlos wieder im Haus, um ihren Kameraden zu suchen, während sich die anderen dichter um uns zusammenzudrängen begannen. Obwohl der Hof groß genug war, der gut dreifachen Anzahl von Männern Platz zu bieten, wichen sie alle rein instinktiv so weit wie nur möglich von der aufgebrochenen Stelle und Jamesons Leichnam weg. Selbst ich vermochte mich einer dumpfen Bedrückung nicht zu erwehren. Immer wieder ertappte ich mich dabei, aus zusammengekniffenen Augen auf die aufgedunsene Leiche und das finstere Loch hinter ihr zu blicken. Meine Hand strich nervös über den Griff meines Stockdegens. Schließlich kamen die beiden Soldaten zurück. Sie waren totenblaß, und das Gesicht des einen war zu einer Grimasse verzerrt, während der andere mühsam um seine Fassung rang. Ich war nicht der einzige, der wußte, was sie sagen würden, noch bevor sie uns erreichten.

»Johnson ist tot, Sir«, stammelte einer der Soldaten. »Er liegt... im Keller. Und er ist...«

»Was ist er?« fauchte Spears, als der Mann nicht weitersprach.

»Tot«, wiederholte der Soldat. Seine Stimme zitterte so heftig, daß das Wort kaum zu verstehen war. »Genau wie Jameson. Er ist... etwas hat ihn... mein Gott!«

Spears starrte ihn einen Herzschlag lang an, ballte die Hände zu Fäusten und blickte zum Haus hinüber. Seine Kiefer mahlnen. Als er sprach, konnte man seiner Stimme anhören, wieviel Mühe es ihn kostete, sich noch zu beherrschen.

»Im Keller? Wo genau?«

Der Soldat machte eine vage Kopfbewegung hinter sich. »Unten. Im...« Er stockte, suchte einen Moment sichtlich nach Worten und setzte erneut an: »Es gibt eine Treppe nach unten, Sir. Zur... Kanalisation. Er muß dort unten... er hat...«

Spears schnitt ihm mit einer befehlenden Geste das Wort ab, als er abermals zu stammeln begann. »Okay«, sagte er laut, trat einen Schritt zur Seite und deutete mit einer befehlenden Geste auf den ausgezackten Krater auf der anderen Seite des Hofes.»Korporal Jennings – Sie nehmen zehn Mann und steigen dort hinab. Die ändern kommen mit mir.«

»Sind Sie verrückt?« entfuhr es mir, aber Spears ließ mich nicht zu Wort kommen, sondern fuhr wie von der Tarantel gestochen herum und fauchte mich an:

»Halten Sie den Mund, Craven! Das hier geht Sie nichts an. Es ist mir ziemlich egal, wer Jameson umgebracht hat, und warum. Aber wenn einer meiner Männer getötet wird, dann will ich wissen, wer es war. Und er wird dafür bezahlen. Vorwärts, Jennings! Die anderen folgen mir. Und Sie, Craven«, fügte er, nach einer winzigen Pause und wieder an mich gewandt, hinzu, »werden entweder hierbleiben und Ihrer Wege gehen oder mitkommen und meinem Befehl gehorchen.«

Eine Sekunde lang starrte ich ihn an, dann nickte ich fast unmerklich und setzte mich in Bewegung, auf das Haus zu.

Der Tote sah aus wie Jameson, aber die Tatsache, daß er halb über den ersten Stufen der Treppe zusammengebrochen war, machte das Bild tausendmal schlimmer, denn sein Körper war wie eine haltlose Stoffpuppe die Stufen hinabgerutscht; es sah aus, als hätte er zusätzliche Gelenke in Armen und Beinen, dort, wo seine Glieder die Konturen der steinernen Treppe nachzeichneten. Seine Augen standen offen wie die Jamesons, aber wo im Blick des Readers ein grenzenloses Entsetzengestanden hatte, las ich in seinem nur Erschrecken und Unglauben.

Jameson hatte gewußt, was ihn tötete, er nicht. Die Männer bewegten sich lautlos wie Schatten in die Tiefe, und obgleich sie sich instinktiv bemühten, ihrem toten Kameraden nicht näher zu kommen als unbedingt nötig, gingen sie in militärischer Präzision, die Waffen schußbereit in den Händen und mit ganz gespannter Aufmerksamkeit. Fast gegen meinen Willen mußte ich Spears und seinen Leuten Anerkennung zollen. Obwohl ich in solcherlei Dingen kaum Erfahrung hatte, spürte ich doch, daß ich mich inmitten einer Eliteeinheit befand. Der Mann, dessen Leichnam wir passierten, war zweifellos Opfer eines überraschenden Angriffes geworden. Wer immer versuchte, *diese* Männer auf die gleiche Weise zu überrumpeln, würde eine sehr unangenehme Überraschung erleben.

Was nicht bedeutete, daß ich mich etwa sicher fühlte.

Die Treppe führte auf einer Strecke von vielleicht zehn Yards steil in die Tiefe, knickte dann nach rechts ab und endete in einem gekrümmten, nicht ganz mannshohen Stollen, der bis auf einen schmalen Sims an der rechten Seite mit widerlich stinkendem Abwasser gefüllt war. Die Luft fühlte sich schleimig an, und der Geruch nach Fäulnis und Fäkalien, der von den braunen Fluten aufstieg, nahm uns schier den Atem.

Spears wartete, bis der letzte Mann den Fuß der Treppe erreicht hatte, deutete mit einer befehlenden Geste nach rechts, wo sich der Stollen in finsternen Schatten verlor, und entzündete eine Rumkorff-Lampe. Der bleiche Schein riß eine mannsbreite Spur aus Helligkeit in die Schwärze des Tunnels, aber das Licht schien die Dunkelheit dahinter eher noch zu verstärken. Das Wasser schoß gurgelnd zu unseren Füßen dahin, dunkle, formlose Dinge mit sich reißend.

Fast mit Gewalt löste ich meinen Blick von dem Anblick und sah in die andere Richtung. Ein Stück hinter uns, zwanzig, allerhöchstens dreißig Schritte entfernt, fiel blasses Licht durch

ein gezacktes Loch in der Gangdecke. Darüber bewegten sich Schatten. Spears' Leute, die durch den zweiten Eingang in das Kanalsystem einzudringen versuchten. Von drei, vielleicht sogar vier Yards. Welche unglaublichen Gewalten waren nötig, diese Schicht aus Felsen und Erdreich zu durchstoßen?

Aber ich behielt meine Überlegungen auch diesmal für mich und sah Spears nur nachdenklich an. Der Fregattenkapitän rief seinen Leuten ein paar militärische Kommandos zu, die ich nicht verstand. Augenblicke später setzte sich der kleine Trupp, im Gänsemarsch und hintereinander auf dem schmalen Steinsims, dem bleichen Schein der Lampe folgend, in Bewegung. Der Kanal zog sich eine gute halbe Meile gerade wie mit einem Lineal gezogen dahin, dann vollführte er eine scharfe Wendung nach rechts und mündete in einen größeren Gang; aus dem schmalen schnellfließenden Bach neben uns wurde ein reißender Strom stinkend-braunen Wassers, und der Gestank wurde noch übermächtiger. Ich hatte das Gefühl, kaum mehr atmen zu können, und aus meinem Magen kroch langsam, aber unaufhaltsam, eine dumpfe Übelkeit empor. Im flackernden Licht der Lampen konnte ich erkennen, daß auch Spears' Männer bleich geworden waren.

Plötzlich erscholl irgendwo weit vor mir ein Schrei. Der Lichtkegel von Spears' Lampe begann einen Moment wild auf und ab zu hüpfen, strich an der Decke und den Gangwänden entlang und richtete sich schließlich auf die Wasseroberfläche. Unter den braunen Fluten war ein mächtiger, dunkler Umriß zu erkennen. Er war größer als ein Mensch, von länglicher Form und ungeheuer massig. Und er bewegte sich *gegen* die reißende Strömung!

»Was ist das?« brüllte Spears. »Fredkin – schießen Sie!« Ich begriff den Inhalt von Spears' Worten eine Sekunde zu spät. Im auf und ab hüpfenden Schein der Lampe konnte ich erkennen, wie der Angesprochene das Gewehr an die Wange riß und zielte. Aber mein Warnschrei ging bereits im Krachen des Schusses unter.

Der Lärm war unbeschreiblich. Der gekrümmte Gang fing das Krachen des Schusses auf und warf es tausendfach verstärkt zurück. Ein Bersten und Peitschen erscholl, als wäre direkt neben uns eine Kanone abgefeuert worden, und der gesamte Stollen schien zu beben.

Unmittelbar über dem dunklen Umriß spritzte das Wasser

hoch. Das *Ding* zuckte, sackte wie von einem Faustschlag getroffen ein Stück in die Tiefe – und schoß wie ein schwarzer Blitz auf das Ufer und die Männer zu!

Die Soldaten begannen zu feuern. Über, neben und vor dem schwarzen Etwas explodierte die Wasseroberfläche unter den Einschlägen Dutzender von Geschossen, aber die Wirkung war gleich Null. Der Schatten kam rasend schnell näher, prallte mit einer Wucht, die ich durch den Stein hindurch spüren konnte, gegen das gemauerte Ufer und...

Es ging zu schnell, um Einzelheiten zu erkennen. Braunes, zähflüssiges Wasser spritzte bis unter die Gangdecke und besudelte die Soldaten, stinkender Schaum schoß wie eine Fontäne in die Höhe, und inmitten des Chaos war plötzlich etwas Dunkles, Formloses, einer riesigen schwarzen Qualle gleich und mit dünnen Ärmchen und Tentakeln das Wasser peitschend. Das Krachen der Schüsse, die entsetzten Schreie der Männer und das Klatschen und Rauschen des auseinanderspritzenden Wassers vermischten sich zu einer höllischen Melodie.

Die Bestie war größer als ein Mensch, aber ihre Form war auch jetzt noch nicht wirklich zu erkennen. Sie ähnelte einer ins Groteske überzeichneten Kaulquappe, hatte weder Augen noch andere sichtbare Sinnesorgane, dafür aber ein Maul, an dem jeder Mörderhai seine helle Freude gehabt hätte. Ein langer, stachelbesetzter Drachenschwanz peitschte aus dem Wasser und riß vier oder fünf der Männer von den Füßen.

Eine ganze Salve von Schüssen krachte. Trotz der großen Entfernung konnte ich sehen, wie die Kugeln in den schwammigen Balg der Bestie schlugen – und ohne Wirkung blieben!

Das Ungeheuer fuhr mit einem zornigen, blubbernden Laut herum. Sein gewaltiges Maul klaffte auf, und ein dünner, fadenähnlicher Tentakel peitschte in die Höhe, wickelte sich wie ein Seil um den Arm eines Soldaten und riß ihn nach vorn. Der Mann fiel auf die Knie und ließ sein Gewehr fallen. Verzweifelt versuchte er, sich irgendwo festzuklammern, aber so dünn der Tentakel war, so kräftig schien er zu sein. Unaufhaltsam wurde der Mann nach vorn gezogen, bis sein Oberkörper halbwegs im Wasser hing.

Spears war mit einem Schrei bei ihm. In seinen Händen blitzte ein Messer. Ungeachtet der Gefahr, in der er sich selbst befand, riß er den Mann mit aller Gewalt zurück und ließ die

Klinge auf den dünnen, ölig glänzenden Strang niedersausen.

Sie federte zurück, als hätte er auf ein Stahlseil geschlagen, wurde ihm aus der Hand geprellt und klatschte ins Wasser. Spears fluchte, warf sich mit aller Gewalt zurück und zerrte den Soldaten dabei mit sich.

Aber nur für einen Moment. Die Riesenqualle bäumte sich auf, schlug ärgerlich mit den kleinen verkrüppelten Händchen in die Luft und sank mit einem Klatschen zurück. Der unglückselige Soldat wurde mitgezerrt, fiel vollends ins Wasser und versank.

Als sich Spears keuchend wieder aufrichtete, war ich neben ihm. Alles war so furchtbar schnell gegangen, daß ich noch kaum richtig begriff, was geschehen war. Seit dem Augenblick, in dem der erste Schuß gefallen war, war wenig mehr als eine Minute vergangen, und doch war – daran zweifelte niemand – jetzt einer der Männer tot, und eine Anzahl weiterer blutete aus Wunden, die sie beim Angriff des Monsters davongetragen hatten.

Spears kam fluchend hoch und zog seine Pistole, obwohl er sehr gut wissen mußte, wie wenig die Waffe gegen den unheimlichen Angreifer nutzte.

Ein Schrei aus einem Dutzend Kehlen warnte uns. Spears und ich fuhren herum, gerade noch rechtzeitig, um den schwarzen Schatten erneut wie einen lebenden Torpedo durch das schlammige Wasser auf uns zuschießen zu sehen. Spears hob seine Pistole und feuerte, und gleichzeitig begannen auch seine Männer wieder zu schießen.

Es nutzte so wenig wie beim erstenmal. Das Ungeheuer jagte heran, bäumte sich auf und schoß mit einem grotesken Sprung aus dem Wasser.

Direkt in meinen Degen hinein.

Ich hatte die Waffe im selben Augenblick hochgerissen, in dem das Monstrum aus dem Wasser schnellte. Die Klinge durchstieß die schwarze Haut der Bestie ohne fühlbaren Widerstand, schnitt eine armlange Wunde in ihre Flanke und trennte eines der kleinen Ärmchen ab, ohne daß ich auch nur einen Ruck gefühlt hatte. Aus dem wütenden Glucksen und Schnattern des Ungeheuers wurde mit einem Male ein lautes Schmerzgebrüll. Wie ein Sack voll nassem Leder klatschte es zwischen Spears und mir auf den Stein.

Dann starb es.

Es ging ganz schnell. Ausgehend von der Stelle, an der mein

Degen sie berührt hatte, verlor seine Haut ihren feuchten Glanz, wurde trocken und rissig wie altes Leder und zerfiel zu grauem Staub. Ein pestilenzartiger Gestank nahm uns den Atem, und plötzlich klang ein Zischen auf, als streue man Schießpulver ins Feuer. Weniger als dreißig Sekunden nach dem Angriff war von dem Ungeheuer nur ein Häufchen grauer Asche übrig.

Es zerstob, als Spears mit dem Fuß hineinstieß.

»Mein Gott, Craven«, murmelte er. »Was... was war das? Was war das für eine Kreatur und was... was haben Sie getan?«

Seine Augen wurden rund, während er abwechselnd mich, meine Waffe und den schmierigen grauen Fleck auf dem Boden anstarrte, zu dem die Bestie zerfallen war.

Das *Ding*, von dem ich nun wußte, daß es nichts anderes als eine *Shoggote* gewesen war, ein Dienerwesen der GROSSEN ALTEN...

»Es würde zu lange dauern, Ihnen alles zu erklären«, sagte ich hastig, »später, Spears. Jetzt müssen wir hier weg.«

Spears schluckte nervös. Sein Blick huschte unetset über die quirlende Wasseroberfläche. »Sie... Sie glauben, es wären noch mehr von diesen... *Dingern* hier?« flüsterte er.

Ich wollte antworten, aber dann gewahrte ich eine Bewegung aus dem Augenwinkel, fuhr herum und deutete statt dessen stumm in die Richtung, aus der wir gekommen waren.

Auch Spears hatte das Geräusch gehört. Eine Sekunde lang starrte er aus schreckgeweiteten Augen in die Schwärze des Ganges, dann bückte er sich, hob seine Lampe auf, ließ den Strahl wie eine bleiche einfingrige Hand über das Wasser tasten und richtete ihn schließlich in den Gang.

Oder – genauer gesagt – dorthin, wo vor Augenblicken noch nichts anderes als der Abwasserkanal gewesen war.

Natürlich war das Wasser noch immer da.

Aber es war kaum mehr zu erkennen, zwischen der Flut braunschwarzer, augenloser Kaulquappenmonster, die sich auf uns zuwälzten wie eine lebende Lawine!

»Um Gottes willen!« keuchte Spears. Seine Hände begannen zu zittern, so stark, daß der Lichtstrahl über den Kanal und den Fluß zu hüpfen begann. Eine Sekunde lang sah es so aus, als würde er nun vollends die Kontrolle über sich verlieren, dann hatte er sich wieder in der Gewalt.

»Zurück!« brüllte er. »Alles zurück! Schießen hat keinen Sinn! *Lauft!*«

Sein Befehl wäre kaum mehr nötig gewesen, denn der schreckliche Anblick allein hatte gereicht, unter den Männern beinahe eine Panik ausbrechen zu lassen. Einige vereinzelter Schüsse krachten noch, und zwischen der Phalanx der heranschießenden Ungeheuer stob das Wasser hoch wie unter Faustschlägen, aber die meisten Männer taten instinktiv das einzige, was überhaupt Sinn hatte – sie liefen, als wäre der Teufel höchstpersönlich hinter ihnen her.

Auch Spears und ich setzten uns in Bewegung, wenn auch als letzte und in gehörigem Abstand. Der Degen in meiner Hand verlieh mir ein Gefühl trügerischer Sicherheit, wenngleich ich mir vollends darüber im klaren war, daß mich auch diese Waffe nicht gegen eine solche erdrückende Übermacht schützen würde.

Verzweifelt sah ich mich im Laufen um. Wir rannten wie von Sinnen, aber die Bestien holten unbarmherzig auf. Trotz ihres plumpen Äußeren bewegten sie sich elegant wie Fische im Wasser. Und es waren viele, sehr viele. Ich schätzte, daß auf jeden unserer Männer gut drei oder vier der schwarzen Bestien kamen.

Mir blieb keine Zeit, weiter über unsere Chancen nachzudenken, denn die erste Riesenquappe war bereits heran. Ein augenund nasenloser Schädel brach schäumend aus der braunen Brühe hervor. Im Laufen versetzte ich ihm einen Hieb mit dem Degen, verlor dadurch fast den Boden unter den Füßen und nickte Spears dankbar zu, als er mich im letzten Moment zurückriß. Das Ungeheuer zerfloß unter Wasser zu einer Wolke aus grauem Schlamm, aber schon nahm ein neues seinen Platz ein; ein dünner, ölig glänzender Strang zuckte nach Spears, wickelte sich wie eine Peitschenschnur um seinen Hals und schnappte zurück, als ich ihn mit dem Degen durchtrennte. Blitzschnell wirbelte ich herum, tötete einen dritten *Shoggoten* mit einem raschen Hieb und brachte mich mit einem verzweiferten Sprung in Sicherheit, als eine der schwarzen Riesencreaturen aus dem Wasser schnellte und mit einem widerlichen Platschen neben mir auf den Sims fiel.

Sie lebte nicht lange genug, um nach mir schnappen zu können.

Die nächsten Minuten waren die reine Hölle. Spears und ich vollführten einen wahren Veitstanz, um den schnappenden

Schwänzen und den immer wieder hochzügelnden tödlichen Tentakelzungen der Bestien zu entgehen, und mein Degen wütete unter den Bestien. Ich schätzte, daß ich mehr als ein Dutzend der schrecklichen Ungeheuer vernichtete, aber ihre Zahl war schier endlos. Aus dem hinteren Teil des Ganges, dort, wo Spears Leute waren, gellten Schreie und das ununterbrochene Stakkato von Gewehrsalven und Geräusche, als würden schwere Körper ins Wasser gerissen.

Allmählich begann sich der Angriff der *Shoggoten* auf Spears und mich zu konzentrieren. Immer mehr und mehr der Quallenwesen erschienen im Wasser, und obwohl ich den Degen jetzt mit beiden Händen führte und wie wild um mich schlug, war der Augenblick abzusehen, an dem mich eine der Bestien erwischen oder meine Kräfte einfach erlahmen würden. Plötzlich erscholl ein urgewaltiges Krachen. Felsbrocken und Schmutz regneten von der Decke, und mit einem Male zuckte ein blauweißer, greller Blitz hinter uns auf. Instinktiv duckte ich mich, als ein wahres Bombardement von Steinen und Kalk auf Spears und mich herabregnete. Aus dem Augenwinkel sah ich einen dünnen Faden auf mich niederstoßen, schlug mit dem Degen danach und spürte, wie ich traf. Es war der letzte *Shoggote*, den ich vernichtete.

Als das Zittern des Bodens und der Steinhagel aufhörten, hatten sich die Ungeheuer zurückgezogen. Irgend etwas hielt die Bestien davon ab, Spears und mich abermals anzugreifen – obgleich wir beide auf dem Boden lagen und in diesem Moment hilflos gewesen wären.

Eine Sekunde später zuckte ein zweiter, noch hellerer Blitz auf und verwandelte den Stollen in ein gräßliches Schwarzweißgemälde. Ein vielstimmiger, gellender Schrei klang auf – und plötzlich kamen Spears' Männer zurückgerannt, manche aus tiefen Wunden blutend und verfolgt von einer schwarzen, brodelnden Flutwelle.

Ich begriff, warum die Ungeheuer von ihrem Angriff abgelassen hatten. Obgleich sie nicht viel mehr als geistlose Protoplasmaklumpen waren, mußten sie doch über eine Art Selbsterhaltungstrieb verfügen.

Sie hatten schlicht und einfach das gleiche getan, was auch ein General tun würde, der begriff, daß er zu hohe Verluste hatte. Sie hatten auf Verstärkung gewartet.

Der zweite Trupp *Shoggoten* mußte am unteren Ende des Kanals auf uns gewartet haben. Und er war womöglich noch

größer als der erste. Wenn sich die beiden furchtbaren Armeen vereinigten, dann würden sie das Dutzend Männer und mich schlichtweg überrollen, Degen hin oder her. Auch diese Waffe konnte immer nur an einer Stelle zuschlagen.

Spears richtete sich mühsam neben mir auf und half mir auf die Beine.

Er war bleich, und in seinen Augen loderte die Angst. Trotzdem wirkte er gefaßt.

»Das war's dann wohl, Craven«, sagte er leise. »Sieht so aus, als würden wir in ein paar Sekunden erfahren, ob es ein Leben nach dem Tode gibt.«

Ich antwortete nicht, sondern starrte verbissen auf den Kanal hinaus. Spears' Männer waren mittlerweile herangekommen und hatten einen dichten Kordon um uns gebildet, eine Mauer aus Gewehren, deren Läufe drohend auf die mächtigen schwarzen Schatten deuteten.

»Liefern wir ihnen wenigstens einen guten Kampf, Craven«, sagte Spears leise. »Und noch etwas. Ich...«

»Nicht, Spears«, unterbrach ich ihn. »Ich mag keine großen Abschiedsszenen. Stellen Sie sich vor, wie peinlich es sein kann, wenn wir es überleben.«

Spears starrte mich einen Moment unverstehend an, dann lächelte er und konzentrierte sich wieder auf den Kanal.

Die zweite Shoggoten-Welle raste heran, eine Armee menschengroßer schwarzglitzernder Schatten, die das Wasser pflügten wie lebende Torpedos und unter die Masse der wartenden Ungeheuer fuhr, ohne ihr Tempo merklich zu verringern.

Es dauerte Sekunden, bis ich begriff, daß irgend etwas nicht so war, wie es sein sollte.

Die Bewegung der dunklen Körper im Wasser war einzeln nicht zu erkennen, aber es war etwas an ihrer Gesamtheit, was mich alarmierte. Der zweite, rasend schnell heranschießende Trupp *Shoggoten* schien nicht mit dem ersten zu verschmelzen, sondern wie eine gewaltige dunkle Faust unter ihn zu fahren. Es war wie eine Folge lautloser, optischer Explosionen; dunkle Körper trafen auf schwammige schwarze Umrisse, Knäuel von Leibern bildeten sich und stoben auseinander, und plötzlich begannen sich drei, vier *Shoggoten* unmittelbar vor uns aufzulösen, zerfaserten einfach zu Wolken grauschwarzen Schleimes und vergingen im Wasser.

»Sie... sie kämpfen gegeneinander!« keuchte Spears. Seine

Augen weiteten sich vor Unglauben.

Der Kampf war bizarr. Trotz der Verbissenheit, mit der er geführt wurde, war er nahezu lautlos. Die neu hinzugekommenen Wesen fuhren unter die *Shoggoten*, griffen sie zu zweit oder zu dritt an.

Und wo immer die *Shoggoten* auf ihre unheimlichen Gegner stießen, verloren sie den Kampf.

Ich mißachtete die Gefahr, in der ich schwebte, trat so dicht an das Ufer heran wie möglich und starrte aus angestrengt zusammengekniffenen Augen in das tobende Chaos.

Die neu aufgetauchten Wesen waren keine *Shoggoten*! Sie hatten die Form und Proportion von Menschen, waren aber viel größer und massiger, und ihre Körper waren tiefschwarz wie die ihrer furchtbaren Feinde. Bewaffnet waren sie mit langen, eigentümlich gezackten Stöcken, mit denen sie nach den Quallenwesen stießen und sie gleich reihenweise in verkochten den Schlamm verwandelten. Wie immer es auch zuing, mußten ihre Waffen eine ähnliche Wirkung auf die Protoplasmawesen haben wie mein Stockdegen.

Schon nach wenigen Sekunden waren die Reihen der *Shoggoten* sichtbar gelichtet, und mehr und mehr der unheimlichen Bestien wandten sich zur Flucht. Der Kampf dauerte nicht einmal eine Minute.

Schließlich fuhren die wenigen überlebenden Quallenungeheuer wie auf ein gemeinsames Kommando hin herum und suchten ihr Heil in der Flucht. Aber ihre Gegner ließen nicht von ihnen ab, sondern verfolgten sie mit der gleichen Verbissenheit, mit der sie sie bekämpft hatten. Das Brodeln und Zischen des Wassers wanderte langsam nach links aus, und noch immer starben *Shoggoten*, getroffen von den tödlichen Zackenstäben ihrer Feinde. Aber nicht alle der unheimlichen Wesen verfolgten die Bestien. Spears berührte mich erschrocken am Arm und deutete nach rechts, und ich sah, wie drei der sonderbaren Gestalten mit eleganten Schwimmstößen ans Ufer kamen und sich schwerfällig auf den steinernen Sims hinaufzogen. Spears Männer wichen instinktiv vor ihnen zurück, und ich sah, wie sich einige Gewehre auf die schwarzglitzernden Gestalten richteten und sich Finger nervös um Abzüge spannten.

Ich konnte den Männern ihre Furcht nicht einmal übelnehmen, denn die drei Gestalten wirkten alles andere als

vertrauenserweckend.

Es waren Riesen.

Der kleinste von ihnen mußte eine gute Handbreit über zwei Yards messen, und seine Schultern waren so breit, daß er schon fast mißgestaltet wirkte. Seine Haut glänzte wie poliertes schwarzes Eisen, und wo sein Gesicht sein sollte, schimmerte ein riesiges, spiegelndes Auge im Licht der Lampe. Seine Hände waren dreifingrige Klauen, in denen die gezackte Harpune eher wie ein Spielzeug aussah.

Dann machte er einen Schritt, und es war diese Bewegung, die die Illusion zerplatzen und mich erkennen ließ, wem ich wirklich gegenüberstand.

Es waren Menschen. Menschen in wuchtigen, aus Eisen und zähem schwarzem Leder gefertigten Tauchmonturen. Jetzt, als sie aus dem Wasser heraus waren, hatten ihre Bewegungen alle Eleganz verloren und wirkten eher plump. Ich dachte schauernd daran, wie schwer ein solcher Anzug an Land sein mußte.

Der vorderste der drei gepanzerten Riesen trat vor, legte umständlich seine Harpune zu Boden und hob die rechte Hand zum Kopf. Ein leises Quietschen erscholl, als er die wasserdichte Glasplatte löste, die seinen Helm schloß.

Dahinter kam ein schmales, von einem wild wuchernden Vollbart bedecktes Gesicht zum Vorschein. Ein Paar eisgrauer, wacher Augen musterte die Männer, blieb einen Moment an Spears' Gesicht haften und richtete sich dann auf mich. Es war sonderbar, aber ich begann beinahe sofort, mich unter dem Blick dieser Augen unwohl zu fühlen.

Dann begann der Mann zu sprechen. Seine Stimme klang verzerrt und hohl unter dem wichtigen eisernen Helm hervor, und trotzdem erschien sie mir in diesem Moment unendlich wohltonend, denn es war wenigstens eine *menschliche* Stimme.

»Nun, Monsieur, mir scheint, wir sind gerade noch zum rechten Zeitpunkt gekommen. Hatten Sie Verluste?«

Spears, an den die Frage gerichtet war, fuhr sichtlich zusammen. »Einen... einen Mann«, antwortete er stockend. »Vielleicht mehr. Aber wenn Sie eine Minute später erschienen wären...«

Der Mann in der Tauchermontur winkte ab und kam mit schwerfällig-taumelnden Bewegungen näher. »Meine Mannschaft wird sich um diese Mißgeburten kümmern, mein

Wort darauf, Monsieur«, sagte er. »Trotzdem wäre es wohl angeraten, wenn Sie und Ihre Männer diesen ungastlichen Ort schnellstmöglich verlassen würden. Ich habe ein Boot, wenige hundert Meter flußab. Es wäre mir eine Ehre, wenn Sie uns begleiten würden. Überdies gibt es die eine oder andere Information, die ich Ihnen zukommen lassen und die auf Ihr Interesse stoßen könnte.«

Spears starrte das Gesicht hinter der Tauchermaske verwirrt an. Wahrscheinlich war er noch nie auf jemanden gestoßen, der sich noch komplizierter und umständlicher ausdrücken konnte als er. Aber der Fremde gab ihm keine Zeit, seiner Verwirrung Herr zu werden, sondern fuhr, mit einem fragenden Blick in meine Richtung, fort:

»Monsieur Craven, nehme ich an?«

Instinktiv nickte ich. »Sie... kennen mich?«

Ein flüchtiges Lächeln huschte über die ausgemergelten Züge hinter der Tauchermaske und erlosch wieder. »Wir hatten das Vergnügen leider noch nicht persönlich, mein lieber junger Freund, aber ich darf mich rühmen, schon eine Menge über Sie und Ihre tolldreisten Streiche gehört zu haben.« Er lächelte noch einmal, kam näher und streckte mir die dreifingrige Metallklaue seines Anzuges wie zur Begrüßung hin. Ich widerstand im letzten Moment der Versuchung, sie zu schütteln. Wahrscheinlich hätte er mir glatt die Hand abgerissen.

»Ich soll Ihnen Grüße ausrichten, Monsieur«, fuhr der Fremde fort. »Von einem gemeinsamen Freund. Aber vielleicht bereden wir das später, in meiner Kabine und bei einem guten Glas Portwein?«

»Gern«, stotterte ich, noch viel zu perplex, um etwas anderes sagen zu können. »Aber von welchem gemeinsamen Freund sprechen Sie? Und wer sind Sie überhaupt?«

»Mein Name ist Nemo«, sagte der Fremde. »Kapitän Nemo.«

»Nemo?« Ich starrte ihn an. »Sie sind...«

»Warum unterhalten wir uns nicht später darüber!« unterbrach mich Nemo, und irgend etwas war in seiner Stimme, was mich aufhorchen ließ. Sie klang... ja, alarmiert. Alarmiert und zugleich besorgt. Und ich hatte das sichere Gefühl, daß es nicht allein die Anwesenheit der Shoggoten-Monster war, die ihn ängstigte. Fast gegen meinen Willen nickte ich.

»Gehen wir.«

Vier Stunden später verließen wir das unterirdische Labyrinth wieder. Der Mann in der Tauchermontur deutete nach vorn, dorthin, wo sich das Wasser in einem gewaltigen steinernen Becken sammelte, einen künstlichen Katarakt überwindend und durch schräg gegen die Strömung geneigte eiserne Gitterkonstruktionen fließend.

Es mußte auf Mitternacht zugehen, denn der Mond, der dann und wann hinter den tiefhängenden Regenwolken hervorlugte, stand nahezu im Zenit, und die Stadt lag wie eine dunkle, formlose Masse hinter uns. Ein geradezu atemberaubender Gestank stieg von der Oberfläche des Sammelbeckens auf und verpestete den kühlen Salzwasserhauch, der vom Meer heraufwehte.

Trotzdem erschien mir die übelriechende Luft wie ein kühler Frühlingshauch nach den mehr als vier Stunden, die ich unter der Erde und bis zu den Knien in Abwässern watend zugebracht hatte. Mehr als einmal während dieser Zeit hatte ich ernsthaft zu zweifeln begonnen, ob wir das Tageslicht überhaupt noch einmal wiedersehen würden. Selbst das schlammverkrustete Becken unter uns kam mir im Moment wunderschön vor, war es doch wenigstens ein Teil der Welt, die ich kannte. Ich fühlte mich schmutzig wie niemals zuvor in meinem Leben; und ich war es auch. Alles an mir schien irgendwie zu kleben, und auf meiner Zunge lag ein Geschmack, als hätte ich versehentlich eine Kuh am falschen Ende geküßt. So absurd es war, sehnte ich mich nach vier Stunden, die ich größtenteils im Wasser watend verbracht hatte, nach nichts mehr als nach einer Badewanne voller Wasser. Voll *sauberem* Wasser allerdings. Etwas zwickte mich in den Ellenbogen, und die Berührung erinnerte mich daran, daß wir noch lange nicht außer Gefahr waren und zwischen mir und der Badewanne noch ein ganzes Becken voller Schlamm und vielleicht noch ein paar Dinge mehr lagen, an die ich lieber nicht denken wollte.

Ich sah auf, begegnete Nemos ernstem, beinahe besorgt wirkendem Blick und sah in die Richtung, in die die dreifingrige Eisenklaue seines sonderbaren Anzuges deutete. Auf der anderen Seite des Sammelbeckens, dicht hinter der Stelle, an der das Wasser ein letztes, gemauertes Wehr durchfloß und sich gurgelnd und schäumend ins offene Meer ergoß, bewegten

sich Schatten. Meine Augen hatten Mühe, mit dem silbergrauen Zwielflicht der Nacht zurechtzukommen, aber ich mußte die Schatten auch nicht wirklich erkennen, um zu wissen, wer dort drüben auf uns wartete. Die Bewegungen der Männer wirkten plump und un gelenk, und dann und wann brach sich ein verirrter Lichtstrahl auf ihren Gestalten und ließ sie wie schwarzpolierten Stahl aufblitzen.

»Ihre Männer?« flüsterte ich.

Nemo nickte; jedenfalls nahm ich an, daß das kurze Beben seiner schwerfälligen Tiefseemontur ein Nicken sein sollte. »Oui«, sagte er. »Ein wenig zu spät, aber besser spät als gar nicht.« Er seufzte und blickte zum Mond hinauf. Ich war mir nicht sicher, denn sein Gesicht war hinter der schmalen Öffnung des Taucherhelmes nur undeutlich zu sehen, aber ich glaubte, einen raschen Ausdruck von Sorge über seine Züge huschen zu sehen.

»Was haben Sie?« fragte ich.

Nemo fuhr zusammen, sah mich einen ganz kurzen Moment lang fast schuldbewußt an und rettete sich in ein Lächeln.

»Nichts«, log er. »Kommen Sie. Das Boot wartet.«

Hinter uns wurde die Nacht lebendig, als nach und nach auch die anderen Mitglieder unserer verunglückten Expedition aus dem Kanal kamen. Der kleine Trupp bot einen genauso seltsamen wie bemitleidenswerten Anblick. Spears' Männer – mit ihm selbst an der Spitze – sahen ungefähr so aus, wie ich mich fühlte, nämlich gräßlich. Das Dutzend Marinesoldaten wankte mehr ins Freie, als daß es ging. Kaum einer von ihnen war ohne Blessuren davongekommen, und alle waren sie über und über mit Schmutz und glitzerndem Schlamm bedeckt. Und Nemos Männer boten keinen besseren Anblick. Ihre Unterwasserpanzer waren über und über mit Schlamm und fauligem Tang bedeckt, und die Last der Kleidungsstücke, für ein anderes Element als die Luft geschaffen, ließ ihre Träger gebeugt und schleppend gehen wie uralte Männer.

Nemo und ich traten zur Seite, um die Männer passieren zu lassen. Der Platz auf dem schmalen, auf einer Seite von einem rostigen Gitter begrenzten Sims über dem Sammelbecken wurde eng, als auch der letzte aus dem Kanal heraus war, und zwei von Spears Männern brachen schlichtweg vor Entkräftung zusammen.

Auch ich spürte Müdigkeit wie eine betäubende Woge durch

meine Glieder kriechen. Jetzt, als die Anspannung allmählich von mir abfiel, verlangte mein Körper den Preis für die Stunden der Anstrengung. Was ich fühlte, war die normale, körperliche Erschöpfung, die mit der Erleichterung, einer drohenden Gefahr entronnen zu sein, einhergeht. Aber gleichzeitig fühlte ich auch, daß es noch lange nicht vorbei war. Nemos Eingreifen hatte uns zweifellos das Leben gerettet, aber wir hatten nur ein kleines Scharmützel gewonnen, nicht einmal eine Schlacht.

Geschweige denn den Krieg.

Mühsam blinzelte ich die Müdigkeit weg, lehnte mich schwer gegen das eiserne Schutzgitter und starrte auf das rechteckige Wasserbecken hinunter. Das Licht war sehr schwach, aber ich konnte erkennen, daß die Männer dort unten einen dunklen, langgestreckten Körper heranzogen; das Boot, von dem Nemo gesprochen hatte. Ein Licht begann zu blitzen, sorgsam gegen das Land hin abgeschirmt, so daß ich selbst von hier oben aus nur seinen rhythmischen Widerschein auf dem Wasser ausmachen konnte. Neugierig hob ich den Blick und sah in östliche Richtung, dorthin, wo sich hinter der Schwärze der Nacht das Meer verbarg. Mein Verdacht bestätigte sich: nach einer Weile antwortete weit draußen auf dem Meer ein winziger Leuchtpunkt auf das Flackern der Lampe. Plötzlich bedauerte ich, das Morsealphabet niemals gelernt zu haben.

»Ihr Boot?« fragte ich, an Nemo gewandt, aber ohne den Blick vom Meer zu nehmen.

Der Mann in dem schwerfälligen Unterwasserpanzer antwortete nicht auf meine Frage, und als ich mich nach einer Weile doch zu ihm umwandte, bemerkte ich, daß sein Blick besorgt über Spears' zusammengekauerte Gestalt huschte. Der Fregattenkapitän war auf die Knie gesunken, wie die meisten seiner Männer, und rang nach Atem. Ich glaube nicht, daß Nemo meine Worte überhaupt vernommen hatte, denn ich hatte sehr leise gesprochen, und das Gurgeln und Rauschen des Wassers übertönte ohnehin fast jeden anderen Laut. Trotzdem wiederholte ich meine Frage nicht noch einmal, sondern sah Nemo nur stirnrunzelnd an und begnügte mich mit dem unmerklichen Nicken, das er mir schließlich zur Antwort gab.

»Vorwärts«, sagte Nemo plötzlich laut. »Wir müssen weiter. Schaffen Ihre Männer den Abstieg noch, Kapitän Spears?«

Der Fregattenkapitän sah auf, starrte Nemo einen Moment lang aus dunklen, vor Erschöpfung und Müdigkeit trüb

gewordenen Augen an und rang sich ein mattes Nicken ab. Nemo streckte ihm die Hand entgegen, um ihm auf die Füße zu helfen, aber Spears ignorierte die Geste, griff mit zitternden Fingern nach dem rostigen Eisengitter neben sich und zog sich aus eigener Kraft in die Höhe. »Wo... wo sind wir überhaupt?« murmelte er. »Noch in Schottland oder bereits auf der anderen Seite des Erdballs?«

Nemo lachte leise. »Keine Sorge, Kapitän. Wir sind nur ein paar Meilen von Aberdeen entfernt. Aber dieser Weg erschien mir am sichersten, die Kanalisation zu verlassen. Sie werden einsehen, daß meine Leute und ich ein... äh, gewisses Aufsehen erregt hätten, hätten wir die Stadt auf dem Landwege zu verlassen versucht.«

Spears starrte ihn an und preßte die Lippen aufeinander. Ich konnte direkt sehen, wie es hinter seiner Stirn arbeitete. Aber zu meinem und wohl auch Nemos Erstaunen ging Spears nicht weiter auf seine Worte ein, sondern drehte sich herum und begann ohne ein weiteres Wort, die rostzerfressene Eisenleiter hinunterzusteigen, die zum Rande des Sammelbeckens führte. Konnte es wirklich sein, daß er nicht wußte, wem er gegenüberstand?

Wieder fing ich einen Blick Nemos auf, und wieder gewahrte ich diese sonderbare Mischung aus Sorge und angespannter Bereitschaft auf seinen Zügen. Er schien so deutlich wie ich zu spüren, daß mit Spears irgend etwas nicht stimmte.

Nemo und ich waren die letzten, die den gemauerten Sims verließen. Der Kanal mündete – aus einem Grund, den allerhöchstens die Architekten dieser Anlage und vermutlich nicht einmal sie kannten – gute fünf Yards über dem riesigen Schlammbecken, so daß die Leiter dicht neben einem schäumenden Wasserfall entlangführte und das rostige Eisen schlüpfrig und glatt war, als wäre *es* mit Schmierseife überzogen. Nach dem kräftezehrenden Marsch durch die Unterwelt Aberdeens überstieg diese letzte Kletterpartie beinahe meine Kräfte. Ich wankte, als ich unten ankam, und hätte Nemo nicht wortlos zugegriffen und mich gestützt, dann hätte mein Ausflug wohl in einem Schlammbad seinen krönenden Abschluß gefunden.

Nicht, daß das noch einen großen Unterschied gemacht hätte. Ich schenkte ihm einen dankbaren Blick, trat naserümpfend ein Stück von der ölig glänzenden Brühe im Becken zurück, und

schlurfte mit hängenden Schultern hinter ihm her. Es war ein ziemlich zerschlagener Haufen, der schließlich das Meeresufer erreichte. Ein paar von Spears' Männern ließen sich erschöpft auf die Knie sinken oder warfen sich gar der Länge nach in die eiskalte Brandung, um den Schlamm und das stinkende Wasser abzuwaschen, während Nemos Leute wie durch Zufall ein Stück zurückblieben und sich im Halbkreis hinter den Marinesoldaten aufstellten. Auch von Nemo selbst hatte eine fühlbare Anspannung Besitz ergriffen. Von der Erschöpfung, die ich ihm noch vor Augenblicken angemerkt hatte, war keine Spur mehr geblieben. Auf ein Zeichen des Kapitäns hin kam das Boot, das ich von oben aus gesehen hatte, näher. Ich erkannte jetzt, daß es weit aus größer war, als ich bisher geglaubt hatte. Gute zwanzig Fuß lang und mit einem – wenn auch im Moment zurückgelegten – Mast. Es mußte mehr als zwei Dutzend Männern Platz bieten und war schon fast eine kleine Pinasse. An seinem Heck befand sich ein sonderbarer Aufbau, den ich in der herrschenden Dunkelheit zwar nicht genau erkennen konnte, der aber einen irgendwie bizarren Eindruck machte, gezackt und dabei geschwungen, so daß er dem ganzen Boot etwas von einem Haifisch zu verleihen schien, trotz seiner plumpen Form. Bemannt war das Schiff nur mit drei Matrosen, die die gleichen schwerfällig wirkenden Monturen trugen wie Nemo und seine Leute.

Auch sie waren bewaffnet. Und ich war ziemlich sicher, daß es kein Zufall war, daß die Spitzen ihrer Zackenharpunen auf die Gruppe erschöpfter Marinesoldaten am Ufer deuteten.

»Bitte, meine Herren – gehen Sie an Bord«, sagte Nemo. Seine Stimme klang ungeduldig, fast gereizt.

Spears sah auf. Auf seinen Zügen mischten sich Überraschung und Müdigkeit mit einem langsam aufkeimenden immer stärker werdenden Schrecken.

»Was soll das heißen?« fragte er. »Wieso...«

»Bitte, Kapitän«, unterbrach ihn Nemo. »Befehlen Sie Ihren Leuten, an Bord der Pinasse zu gehen. Meine Zeit ist knapp bemessen.«

Spears schluckte krampfhaft. Seine Hand senkte sich auf die Pistolentasche an seiner Seite, aber er führte die Bewegung nicht zu Ende, als Nemos Harpune hochruckte. »Begehen Sie jetzt bitte keinen Fehler«, sagte Nemo ruhig. »Ich bin nicht Ihr Feind.«

Spears keuchte. »Was soll das bedeuten?« fragte er noch

einmal.

»Nicht das, was Sie denken«, antwortete Nemo ruhig. »Ich muß Sie lediglich bitten, mich an Bord meines Schiffes zu begleiten.«

»Ihr Schiff?« Spears schüttelte verwirrt den Kopf. Entweder, dachte ich, begriff er wirklich nicht, was hier vor sich ging, oder er versuchte bewußt den Idioten zu spielen, um Nemo zu täuschen. »Was soll der Unsinn?« fragte er. »Meine Männer und ich müssen zurück in die Stadt!«

Nemo seufzte. »Seien Sie vernünftig, Spears«, sagte er, beinahe sanft, aber trotzdem mit einer hörbaren Spur von Ungeduld. »Sie wissen so gut wie ich, daß ich das nicht zulassen kann. Gehen Sie an Bord. *Bitte.*«

»Dann sind wir Ihre Gefangenen?« fragte Spears.

Nemo seufzte. »Das Wort *Gäste* wäre mir lieber, Kapitän, aber wenn Sie Wert darauf legen – bitte.«

»Aber warum?« fragte Spears verwirrt. »Wir kämpfen auf derselben Seite, Nemo. Sie und ich...«

»Verdammt noch mal, Spears, halten Sie endlich den Mund!« unterbrach ich ihn ärgerlich. »Begreifen Sie immer noch nicht, wer dieser Mann ist?«

Spears starrte erst mich, dann Nemo an, öffnete den Mund, wie um etwas zu sagen, brachte aber nur ein halbersticktes Krächzen hervor. Plötzlich wurden seine Augen rund vor Schrecken.

»Nemo«, murmelte er. »Sie ... Sie sind Kapitän Nemo? *Der* Nemo?«

Statt einer direkten Antwort senkte Nemo seine Harpune und trat ein paar Schritte auf Spears zu. Sein ausgestreckter Arm deutete nach Osten, auf das Meer hinaus.

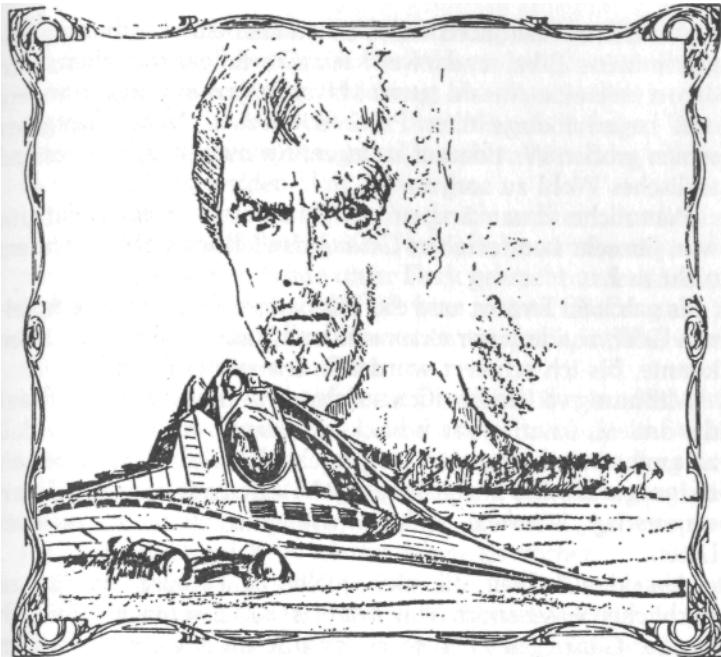
Ein Stück vor der Küste, vielleicht eine halbe Seemeile entfernt, begann das Wasser zu schäumen. Zuerst war es nur ein leichtes Kräuseln der Oberfläche, als spiele der Wind mit den Wellen, dann wurden die Blasen größer und mächtiger, und mit einem Male übertönte ein gewaltiges Rauschen den monotonen Rhythmus der Brandung. Immer stärker und stärker schäumte das Meer, und plötzlich, als wäre an seinem Grund ein unterseeischer Vulkan ausgebrochen, schoß eine gewaltige Fontäne aus Wasser und weißem Schaum in die Luft, erhob sich bis auf dreißig, vierzig Yards Höhe und fiel zurück, als blase ein riesiger Wal Wasser ab.

Dann erschien der Gigant.

Trotz seiner ungeheuerlichen Größe hatte sein Auftauchen etwas fast schwereloses. Majestätisch wie ein Wal, aber viermal so groß, durchbrach er die Wasseroberfläche, sank mit einem gewaltigen Rauschen und Krachen zurück und kam schaukelnd zur Ruhe; ein Riese wie ein finsterer Meeresherr, aber aus schwarzem Stahl gefertigt. Eine doppelte Reihe winziger, gelb erleuchteter Bullaugen an seiner Flanke zauberte hüpfende Lichtflecke auf das Wasser, und plötzlich strahlte an seinem Bug ein helles, gleißendes Licht auf, tastete wie ein suchender Finger über das Meer und erlosch wieder.

Aber so kurz der Scheinwerferstrahl auch nur gelehrt hatte, sein Licht hatte ausgereicht, mir den Namenszug zu zeigen, der in geschwungenen goldenen Lettern unter dem zwanzig Yards langen Rammsporn am Bug des Giganten prangte.

NAUTILUS



Der Raum war nicht sehr viel größer als eine Gefängniszelle, zwei Schritte in der Breite und kaum doppelt so lang, dazu so niedrig, daß ich mich nicht einmal vollends aufrichten konnte, wollte ich nicht mit dem Kopf gegen die sanft gekrümmte Decke stoßen.

Aber er war sehr viel behaglicher eingerichtet. Die Wände, aus härtestem Stahl geschmiedet, lugten nur hier und da hinter kostbaren Vorhängen und Gobelins hervor, und auf dem Boden lag ein wolkenweicher Teppich. Ein buntbestickter Diwan nahm fast die Hälfte des vorhandenen Platzes ein, und vor der gegenüberliegenden Wand, gleich neben einer niedrigen, halbrunden Tür, war ein niedriger, kunstvoll gedrechselter Tisch am Boden verschraubt, auf dem noch die Reste des üppigen Mahles standen, das mir einer von Nemos Männern vor Stundenfrist gebracht hatte; dazu eine Flasche des köstlichsten Champagners, der mir jemals untergekommen war.

Auf einem Wandbord daneben standen eine kostbare, goldgeschnittene Bibel und zwei kleine metallene Kistchen, von denen eine eine Anzahl teurer Havanazigarren und die andere drei Lagen likörgefüllter Pralines enthielt. Mein Gastgeber schien großen Wert darauf zu legen, für mein körperliches und seelisches Wohl zu sorgen.

Was nichts daran änderte, daß die Kammer ein Gefängnis war. Ein sehr komfortables Gefängnis vielleicht, aber trotzdem nicht mehr.

Es gab kein Fenster, und die Tür hatte auf der Innenseite keinen Griff, sondern nur einen runden Knauf, an dem ich ziehen konnte, bis ich schwarz wurde. Es *war* ein Gefängnis. Mißmutig wälzte ich mich auf dem Diwan von einer Seite auf die andere, knuffte das bestickte Seidenkissen zu einem Ball zusammen und versuchte vergeblich, das Gefühl der Übelkeit zu ignorieren, das in gleichmäßigen Wellen aus meinem Magen emporstieg. Mir war schlecht wie selten zuvor in meinem Leben.

Aber die Übelkeit, die mich quälte, kam weder von dem zu reichlichen Essen noch von der Flasche Champagner, die ich fast zur Gänze geleert hatte, sondern resultierte einzig aus dem beständigen Stampfen und Schaukeln, das begonnen hatte, als ich diesen Alptraum von Schiff betrat, und seither – von einer

einzigsten, kurzen Unterbrechung abgesehen – nicht mehr aufgehört hatte.

Ich war seekrank.

Ich habe Schiffe nie gemocht, sondern ihnen immer ein natürliches Mißtrauen entgegengebracht; seit ich denken konnte, ist mir stets alles, was sich nicht auf festem Boden oder wenigstens Rädern oder Schienen bewegt, irgendwie suspekt gewesen.

Aber seit ich an Bord der NAUTILUS war, hatte ich angefangen, sie zu hassen.

Dabei war das beständige Schaukeln und Wiegen des Bodens nicht einmal sehr schlimm. Immerhin befanden wir uns gute zehn Faden unter der Oberfläche des Meeres, so daß das Schiff vom Wellengang weitgehend unberührt blieb, aber die Strömung war hier, nahe der schottischen Küste, selbst unter Wasser so stark, daß sich das Boot beständig mit der Kraft seiner Maschinen gegen den Druck des Wassers stemmen mußte.

Wenigstens war das die Erklärung, die ich mir selbst zurechtgebastelt hatte, in den Stunden, die ich wach auf dem Diwan gelegen, die Decke angestarrt und versuchte hatte, der Übelkeit in meinen Eingeweiden Herr zu werden.

Ich wußte nicht einmal, wie lange ich mich an Bord dieses phantastischen Schiffes befand. Trotz allem war ich eingeschlafen, kaum daß mich Nemo unter Deck gebracht und mir meine Kabine gezeigt hatte, und der Schwere meiner Glieder nach zu urteilen, die ich nach dem Erwachen verspürte, mußte es ein sehr langer Schlaf gewesen sein.

Seitdem lag ich hier, starrte die Decke mit der runden, elektrischen Lampe darunter an und wartete; worauf, wußte ich selbst nicht, Kapitän Nemo hatte auf keine meiner Fragen – und es waren ihrer eine Menge gewesen! – wirklich geantwortet, sondern sich in geheimnisvollen Andeutungen ergangen, nach denen ich mich verwirrter fühlte als vorher. Ein metallisches Schaben von der Tür her ließ mich aus meinen düsteren Gedanken auffahren. Ich blinzelte, setzte mich mit einem Ruck auf den Diwan auf und sank gleich wieder zur Seite, als mein Magen die unvorsichtige Bewegung mit einem neuerlichen Schub saurer Galle in meinen Mund quittierte. Das wuchtige Schott glitt mit einem hörbaren Quietschen zur Seite, und ein hochgewachsener Mann im blau-weiß gestreiften

Bordhemd des Schiffes und in schwarzen Hosen trat gebückt durch die Öffnung: Es war derselbe Mann, der mir vor Stundenfrist das Essen gebracht hatte.

Schweigend wartete er, bis ich mich – weitaus langsamer und vorsichtiger als beim erstenmal – erhoben hatte, trat zur Seite und machte eine einladende Handbewegung auf den Gang hinaus. Ich trat an ihm vorbei und rammte mir prompt den chädel an der niedrigen Kante des Schotts an. Die Mundwinkel des Matrosen zuckten verdächtig, aber er verbiß sich mit Macht das Grinsen, das mein Mißgeschick ihm aufdrängen wollte, als er meinem finsternen Blick begegnete, sondern beeilte sich, sich an mir vorbeizuschieben und gebückt voranzugehen. Trotz meiner Übelkeit, die jetzt, als ich auf dem schwankenden Boden auch noch *gehen* mußte, noch weiter zunahm, erweckte der Anblick sofort meine Neugier. Der Gang war so niedrig, daß auch ein sehr viel kleinerer Mann als ich schwerlich hätte aufrecht gehen können. Alles an Bord dieses phantastischen Schiffes war irgendwie eng und klein. Seine Wände, die leicht einwärts gebogen waren, wie um der Krümmung des Rumpfes zu folgen, waren mit schweren, goldbemalten Tapeten und Stoffen verziert, nur hier und da lugte ein sonderbares technisches Gerät hervor, aber auch dieses verkleidet und kaschiert, so gut es ging. Wie in meiner Kabine verbreiteten wundersame elektrische Lampen unter der Decke mildes, nahezu schattenloses Licht, und wie dort lagen auf dem Boden weiche Teppiche, gegen die selbst die Bodenbeläge meines gewiß nicht ärmlichen Hauses in London schäbig ausgesehen hätten. Wäre das rhythmische Pochen der schweren Maschinen nicht gewesen, die tief unter uns im Leib des Schiffes wie gewaltige stählerne Herzen schlugen, hätte ich eher angenommen, mich in einem feudalen Landhaus zu befinden, nicht in einem Schiff, das zehn Faden *unter* der Wasseroberfläche die Meere durchkreuzte.

Der Gang schien wie eine gewaltige stählerne Aorta durch die gesamte Länge des Schiffsrumpfes zu gehen, denn wir legten eine Distanz von gut fünfzig Schritten zurück, ehe der Matrose vor einem weiteren halbrunden Schott stehenblieb und mit einer auffordernden Handbewegung zur Seite wich. Die zollstarke Panzertür glitt nahezu lautlos nach oben, als ich darauf zutrat, und gab den Blick auf eine eng gewundene, metallene Treppe frei, die dahinter gleichzeitig nach unten und in die Höhe führte. Mein schweisgsamer Führer lächelte

auffordernd, trat zurück und wies mit einer Handbewegung nach oben, wie um mir mit Gesten zu verstehen zu geben, daß ich weitergehen sollte, ohne auf ihn zu warten. Wahrscheinlich, überlegte ich, war er des Englischen nicht mächtig und versuchte sich auf diese Weise verständlich zu machen.

Die Sicherheitstür fiel hinter mir zu, kaum daß ich den Fuß auf die erste Stufe der Eisentreppe gesetzt hatte. Instinktiv blieb ich stehen, sah kurz nach oben und beugte mich dann über das schmale Geländer, um in die Tiefe zu blicken. Viel gab es allerdings nicht zu sehen. Die Treppe endete nach drei, vier weiteren, engen Windungen in einem winzigen Raum, dessen Wände von vier niedrigen gepanzerten Türen durchbrochen waren, ähnlich der, durch die ich selbst gerade gekommen war. Der Boden war dort unten nackt, und auch an den Wänden sah das unverkleidete Eisen des Schiffsrumpfes hervor, übersät mit einer Unzahl sinnverwirrenden technischen Gerätes. Das rhythmische Pochen des stählernen Pulsschlages dieses Giganten der Meere schien dort unten lauter zu sein, und als ich mich darauf konzentrierte, vermeinte ich ein ganz sanftes Vibrieren unter meinen Füßen zu spüren. Dort unten mußten die geheimnisvollen Maschinen liegen, die die NAUTILUS antrieben. Ich ging weiter. Ganz sicher wartete man oben auf mich, und solange ich nicht wirklich wußte, auf welcher Seite der Herr dieses geheimnisvollen Schiffes stand, hatte es wenig Sinn, sein Mißtrauen zu wecken.

Das Messer fühlte sich kalt in ihrer Hand an, kalt und glatt wie Eis und sonderbar schwer, und obwohl die schmale, auf beiden Seiten geschliffene Klinge noch immer sorgsam unter einem Streifen dunklen Stoffes verborgen war, damit sich kein Lichtstrahl auf dem Stahl brach und sie etwa im letzten Moment verriet, glaubte sie den Metallgeschmack auf der Zunge zu fühlen. Sie wußte, daß sie sterben würde. Die Klinge unter ihrer Schürze, um die sich ihre rechte Hand mit fast verzweifelter Kraft krallte und die für einen anderen bestimmt war, würde auch sie töten. Aber das war ihr egal. Sie war ohnehin schon tot. Sie war vor drei Tagen gestorben, innerlich, und daß sie noch weiterlebte und atmete und sprach und dachte, war eigentlich nur noch ein bloßer Reflex, ein blindes Weiterfunktionieren ihres Körpers ohne Sinn und Zweck. Sie war gestorben, als sie das kleine Zimmer unter dem Dach ihres

Hauses betreten und Jennifers Bett leer vorgefunden hatte. Als sie begriffen hatte, was das unbenutzte weiße Laken bedeutete. Ihr Leben hatte jeden Sinn verloren, im selben Augenblick, in dem sie ans Fenster getreten und den Vollmond wie ein höhnisch blinzelndes Auge am Himmel stehen gesehen hatte.

Seitdem war sie tot, aber niemand hatte es bemerkt; niemand aus der Stadt, keiner ihrer Nachbarn und Freunde, keiner von *ihnen*, nicht einmal ihr eigener Mann, den sie seit diesem Moment mit der gleichen Inbrunst haßte, wie sie ihn all die Jahre zuvor geliebt hatte. Etwas in ihr war gestorben, und wenn sie jetzt noch weiterlebte, dann nur zu dem einzigen Zweck, Rache zu üben. Sie würde McGillicuddy töten. Erst ihn, dann James, den Mann – selbst in Gedanken weigerte sie sich jetzt, ihn weiter als *ihren* Mann zu bezeichnen, geschweige denn als Jennifers Vater –, den Mann, der sein eigenes Fleisch und Blut verraten hatte, um es einer blasphemischen Gottheit zu opfern. Und dann so viele von ihnen, wie sie erwischen konnte, ehe sie sie überwältigten und töteten. Vielleicht – auch dessen war sie sich vollkommen im klaren – würden sie sie auch nicht töten, sondern etwas Schlimmeres mit ihr tun, aber selbst das war ihr egal. Es gab nichts mehr von Wichtigkeit. Nichts außer dem Stück rasiermesserscharfem beißendem Stahl in ihrer Hand.

Das Haus wirkte sonderbar kalt, als sie Jennifers Zimmer verließ und auf den schmalen, fensterlosen Korridor hinaustrat. Unten, in der Stube, hörte sie James mit den anderen reden, aber sie achtete nicht auf die Worte, denn auch sie hatten keine Bedeutung mehr, sondern ging mit ruhigen Schritten ins Schlafzimmer hinüber und betrachtete sich noch einmal kritisch in dem großen Spiegel, der neben dem Bett aufgestellt war.

Es war ein kostbarer Spiegel, in goldbemalte Holzschnitzereien gefaßt und aus dem allerfeinsten Kristallglas geschliffen.

Wie jedes Teil hier im Haus hatte sie ihn mit großer Sorgfalt und Liebe ausgewählt, und wie alles in diesem Haus war er etwas, um das sie die meisten anderen Frauen beneidet hätten. Bis vor drei Tagen war er ihr ganzer Stolz gewesen.

Jetzt war das alles unwichtig geworden.

Kritisch musterte Several Borden ihre Erscheinung. Nein, es fiel nicht auf, daß sie die rechte Hand unter der Schürze

trug. Sie hatte ihr bestes Kleid angezogen, wie immer, wenn sie zu einer Versammlung gingen, dazu eine Schürze aus Brüsseler Stickerei, über der der Schal wie ein modisches Accessoire wirkte; nicht wie das Versteck, in dem sie den tödlichen Dolch trug. Niemand würde etwas merken.

Und auch ihr Gesicht wirkte gefaßt und glatt und schön wie immer. Für ihre vierzig Jahre war sie noch immer eine sehr schöne Frau. Es war kein Wunder gewesen, daß sie einen der reichsten Männer des Ortes hatte heiraten können. Es war ihr auch ganz selbstverständlich vorgekommen, ein Leben in einem – wenn auch bescheidenen – Luxus und frei aller Sorgen führen zu können. Bis jetzt. Bis zu jenem schrecklichen Moment vor drei Tagen, in dem sie begriffen hatte, wie furchtbar hoch der Preis war, den sie letztendlich dafür zahlen mußte.

Langsam wandte sie sich um, schloß die Schlafzimmertür hinter sich und wandte sich zur Treppe. Sie hörte das Geräusch der Tür, kurz bevor sie die Treppe hinuntergekommen war, und als sie die Stube betrat, sah sie gerade noch das geschauspielerte Lächeln auf James' Zügen erlöschen, mit dem er den letzten Besucher verabschiedet hatte.

»Several, Liebling«, begrüßte sie ihr Mann. »Du bist schon fertig. Wie schön.« Er kam auf sie zu, schloß sie kurz und heftig in die Arme und küßte sie auf die Wange. Several hatte das Gefühl, sich übergeben zu müssen. Aber ihr Gesicht blieb ausdruckslos wie Stein.

»Ich bin bereit«, sagte sie ruhig. »Und ich glaube, es wird auch Zeit. Die Versammlung beginnt bald.«

James nickte, eilte zum Kamin und klopfte seine Pfeife über den Flammen aus. »Ich weiß«, sagte er. »Aber ich komme nicht mit.«

Several erschrak, so sehr, daß sie nur mit Mühe den geschauspielert-gleichmütigen Ausdruck auf ihren Zügen halten konnte. »Du kommst nicht mit?« wiederholte sie. »Du weißt, daß McGillycaddy...«

»Gesagt hat, daß alle kommen müssen, ich weiß«, unterbrach James sie. »Aber er weiß Bescheid. Es reicht aus, wenn du gehst und mich vertrittst. Und ich komme ja nach.« Er lächelte aufmunternd, eilte geschäftig durch das Zimmer und stellte den rechten Fuß auf die Tischkante, um seinen Schuhriemen zu binden.

»Wohin... gehst du?« fragte Several stockend. Ihre Gedanken

überschlugen sich fast. Er *mußte* mitgehen. Nach McGillicuddy selbst war er der zweite, der bezahlen mußte. Er vor allem. »Ich... ich möchte nicht allein gehen«, fügte sie hinzu.

James sah auf, lächelte und beugte sich dann wieder über seinen Schuh. »Ich komme so rasch nach, wie ich kann«, versprach er. »Und...« Er stockte wieder, als der Schuhriemen unter seinen Fingern zerriß, runzelte ärgerlich die Stirn und versuchte, die abgerissenen Enden zusammenzuknoten.

»Warum eigentlich nicht«, sagte er plötzlich. »Es sollte eigentlich eine Überraschung sein, aber was soll's? Ich fahre zur Bahnlinie hinunter, um Jennifer abzuholen.«

»Jennifer?« Several erschrak, als sie den fast hysterischen Ton in ihrer eigenen Stimme vernahm. Aber James war so sehr mit seinem Schuhriemen beschäftigt, daß er nichts zu bemerken schien.

»Sie... Sie kommt zurück?« sagte sie stockend. Ihr Herz schien auszusetzen. Dann begriff sie, und ein Gefühl eisiger Kälte begann sich in ihrem Inneren auszubreiten.

James nickte. »Ja. Ich habe dir doch gesagt, daß sie in ein paar Tagen wieder hier ist. Du hast dich umsonst gesorgt, Liebling. Schließlich ist Aberdeen nicht aus der Welt, und ein Mäd en von neunzehn Jahren kann ganz gut einmal für drei Tage allein bleiben.«

Lautlos trat Several hinter ihren Mann. Er mußte ihre Annäherung bemerken, aber natürlich dachte er sich nichts dabei.

Ihre Augen füllten sich mit heißen Tränen. Für wie dumm hielt er sie? Wie sehr mußte er sie verachten, wenn er glaubte, sie selbst jetzt noch belügen zu können?

»Sie... Sie kommt zurück?« fragte sie noch einmal.

James nickte, ohne von seinem Schuh aufzusehen, riß ein weiteres Stück des mürbe gewordenen Schnürsenkels ab und fluchte leise. »Warum sollte sie nicht kommen?« fragte er. »In ein paar Stunden seid ihr wieder zusammen, du wirst sehen.« Several begann zu weinen, lautlos und ohne daß sich in ihrem Gesicht auch nur ein Muskel rührte. Sie hatte ihr Sterben gespürt, vor drei Tagen.

»Ja«, sagte sie leise. »Bald sind wir wieder zusammen, James. Wir alle.«

Vielleicht ahnte er jetzt, was der sonderbare Ton in ihrer Stimme zu bedeuten hatte, denn er hielt plötzlich in seinem Tun

inne und richtete sich auf. Aber wenn, dann kam diese Erkenntnis zu spät.

Several stieß ihm den Dolch mit solcher Wucht in den Rücken, daß die Klinge abbrach.

Ich war schon fast daran gewöhnt, daß die Tür am oberen Ende der Treppe wie von Geisterhand aufschwang, kaum daß ich mich ihr näherte. Dahinter lag ein Gang, der etwas größer und heller erleuchtet war als der untere und womöglich noch verschwenderischer eingerichtet. Ich konnte noch immer nicht aufrecht gehen, ohne mir den Kopf an der Decke zu stoßen, aber trotzdem hatte ich das Gefühl, plötzlich freier atmen zu können. Vielleicht war es auch nur das Wissen, mich ein paar Yards näher an der Wasseroberfläche zu befinden. Es war nicht gerade ein erhebender Gedanke, zehn Faden tief unter dem Meer zu sein, eingeschlossen in einen schwimmenden Sarg, der allen Naturgesetzen und jeglicher Logik zu spotten schien.

Seit ich erwacht war, nagte eine unbestimmte Furcht an meinen Gedanken. Der eine, streng logisch funktionierende Teil meines Bewußtseins sagte mir, daß die NAUTILUS nichts als das Erzeugnis einer fortgeschrittenen Technik war, die ich nicht verstand, die aber sichtlich funktionierte, denn wenn nicht, wäre ich wohl kaum in der Lage gewesen, diesen Gedanken zu denken. Aber es gab noch einen anderen Teil in mir, dem es reichlich egal war, was Logik und gesunder Menschenverstand sagten; einen Teil, der nicht von der fürchterlichen Vision abzubringen war, das Schiff jeden Moment wie einen Stein absinken und zehntausend Klafter tief auf dem Grunde des Meeres zerschellen zu fühlen.

Solche und ähnliche Gedanken schossen mir durch den Kopf, während ich durch den gewölbten Gang schritt.

Dann hörte ich die Musik.

Zuerst war es nicht viel mehr als ein Summen, ein Ton, der fast im Grollen der Schiffsmaschinen unterging, aber er schwoll rasch an und übertönte bald den Motorenlärm, wechselte, schwoll an und sank wieder herab und schwoll wieder an. Dann wußte ich, was es war.

Orgelmusik.

Vor Überraschung blieb ich stehen.

Was ich hörte, war eine Kantate von Johann Sebastian Bach, frei und mit erstaunlichem musikalischem Gespür

intoniert auf einer aufs Allerfeinste gestimmten Kirchenorgel. Zehn Faden unter dem Meer! Verwirrt ging ich weiter und blieb vor einer weiteren Tür stehen, die auf die schon bekannte Weise in der Decke verschwand, kaum daß ich bis auf Armeslänge herangekommen war – und blieb abermals stehen, als wäre ich gegen ein unsichtbares Hindernis geprallt. Nach allem, was ich in den letzten Stunden erlebt und gesehen hatte, hatte ich geglaubt, gegen jede Überraschung gefeit zu sein. Aber ich sah mich getäuscht.

Hinter der Tür lag ein schmaler, von einem kunstvoll geschmiedeten eisernen Gitter begrenzter Balkon, hinter dem sich ein weitläufiger, äußerst geschmackvoll eingerichteter Salon erstreckte. Seine Größe mochte gute zehn auf zwanzig Schritte betragen, und die Decke, von der ein gewaltiger, elektrisch betriebener Lüster hing, wölbte sich gute drei Yards über mir.

An der linken Seite, gleich neben dem Eingang, stand eine großzügig bestückte Bar, daneben in gemütlicher Unordnung eine Chaiselongue und zwei kleine, behaglich aussehende Sessel. Es gab Bücherregale und große hölzerne Gefäße voller wuchernder tropischer Pflanzen, und an den Wänden hingen kunstvoll gerahmte Gemälde. Ein Salon wie dieser hätte ebenso gut in jedes vornehme Londoner Stadthaus gepaßt.

Beinahe, heißt das. Es gab zwei Dinge, die den auf den ersten Blick so normalen Eindruck störten. Das eine war eine gewaltige Orgel, die die gesamte gegenüberliegende Wand einnahm und aus der die Musik ertönte, die ich vernommen hatte, gespielt von einem schmalschultrigen, dunkelhaarigen Mann, der mit dem Rücken zur Tür saß und so in sein Spiel versunken schien, daß er mein Eintreten nicht einmal bemerkte.

Das andere war das Fenster.

Oder das, was ich im ersten Moment für ein Fenster gehalten hatte.

Es war rund wie ein Bullauge, aber mehr als mannshoch und aus gut fünf Inches starkem, leicht nach außen gewölbtem Glas gefertigt. Dahinter lag die Unendlichkeit.

Der Anblick war im wahrsten Sinne des Wortes atemberaubend, denn für Augenblicke vergaß ich sogar, Luft zu holen, so sehr schlug mich das phantastische Bild in seinen Bann.

Die NAUTILUS bewegte sich tief unter der

Wasseroberfläche, genau auf der Trennlinie zwischen Licht und ewiger Nacht, so daß es aussah, als glitte sie lautlos auf der Oberfläche eines zweiten, tintenschwarzes Meeres entlang, das sich unter der des bekannten Ozeans verbarg. Ein unwirkliches, blausilbernes Licht drang durch den flackernden, immer wieder in blitzende weiße Splitter zerbrechenden Himmel, den das Meer dreißig oder vierzig Yards über uns bildete, und in einiger Entfernung konnte ich einen gewaltigen Schwärm silbern glitzernder Fische erkennen, der das Unterseeboot wie im Spiel begleitete.

»Gefällt Ihnen, was Sie sehen, mein junger Freund?«

Ich fuhr zusammen und merkte erst jetzt, daß die Orgelmusik aufgehört und sich Nemo zu mir umgewandt hatte. Ein sanftes, zugleich stolzes wie auch irgendwie trauriges Lächeln lag auf seinen schmalen Zügen, als er aufstand und auf mich zukam.

Widerstrebend nickte ich. Seine Worte hatten den Zauber zerstört, und obwohl ich genau wußte, wie unlogisch es war, verspürte ich für einen Moment einen tiefen Groll auf ihn. Mit einemmal war die Übelkeit wieder da, und mit ihr kamen all die finsternen Gedanken zurück, mit denen ich mich seit meiner Ankunft auf dem Schiff getragen hatte.

Noch einmal sah ich zu dem blau erleuchteten Riesenbullauge hinüber, dann drehte ich mich vollends zu ihm um und nickte knapp. »Es ist beeindruckend«, sagte ich kurz angebunden und fügte mit einer raschen, meine ganze Umgebung einschließenden Handbewegung hinzu: »So wie alles hier, Kapitän Nemo. Aber ich weiß nicht, ob ich wirklich Ihr lieber junger Freund bin.« Nemo seufzte. Auf seinem Gesicht mischte sich Enttäuschung mit einem fast resignierenden Ausdruck, als hätte er etwas gehört, was er erwartet hatte. Kopfschüttelnd kam er näher, streckte die Hand aus und berührte mich mit einer fast väterlichen Geste an der Schulter, aber ich entwand mich seinem Griff, trat rasch einen Schritt zurück und starrte ihn finster an.

Nemo hielt meinem Blick einen Moment lang stand, schüttelte abermals den Kopf und deutete auf die Bar neben der Tür. »Darf ich Ihnen ein Glas guten Portwein anbieten, mein Freund?« fragte er.

»Sie dürfen mir eine Erklärung anbieten«, sagte ich übellaunig. Nemo fuhr unter meinen Worten sichtlich zusammen, und für einen kurzen Moment tat er mir beinahe leid; er machte den

Eindruck eines Mannes, der einem gestrauchelten Kind auf die Füße helfen wollte und zum Dank einen Tritt vor das Schienbein bekommen hat. Aber dann meldete sich meine Übelkeit wieder, und das Gefühl ließ mich jegliche Gewissensbisse vergessen.

»Was hat das alles hier zu bedeuten?« fauchte ich. »Was soll diese Entführung? Wo bringen Sie mich hin, und warum?«

Nemos Gesicht wurde noch betroffener. »Sie enttäuschen mich, Robert«, sagte er. »Ich habe Sie keineswegs entführt. Wenn ich mich recht erinnere«, fügte er in leicht beleidigtem Tonfall hinzu, »habe ich Ihnen und Ihren Freunden das Leben gerettet.«

»Das bestreitet niemand«, antwortete ich ärgerlich. »Und ich bin Ihnen dankbar dafür, Nemo. Aber warum haben Sie Spears und mich dann gezwungen, an Bord dieses Schiffes zu gehen? Ich muß zurück nach Aberdeen. Ein Freund von mir ist in Gefahr.«

»Ich weiß«, antwortete Nemo traurig. »Sie reden von Kapitän Bannermann.«

Ich blinzelte überrascht. »Sie wissen davon?«

Nemo lachte leise. »Es ist nicht viel, was ich weiß, mein lieber junger Freund«, sagte er. Allmählich begann er, mir mit seinem *junger-Freund-Gesülze* ernsthaft auf die Nerven zu gehen. Aber ich schluckte die wütende Entgegnung, die mir auf der Zunge lag, im letzten Moment herunter und starrte ihn nur an. »Kapitän Bannermanns Schicksal ist einer der Gründe für Ihr Hiersein, Robert«, fuhr Nemo fort. »Er ist längst nicht mehr in Aberdeen. Sie hätten dort ohnehin nicht mehr viel für ihn tun können.«

»Und Spears?« fauchte ich.

Diesmal wirkte Nemo ehrlich betroffen. Einen Moment lang starrte er mich an, und seine Augen wurden dunkel vor Schmerz, dann wandte er sich mit einem Ruck um, ging zum Fenster und blieb mit hinter dem Rücken verschränkten Händen vor dem gewaltigen Bullauge stehen.

»Warum fragen Sie das?« sagte er plötzlich, sehr leise und in verändertem Tonfall. »Macht es Ihnen Freude, mir Schmerz zu bereiten?«

Ich setzte zu einer neuerlichen, wütenden Entgegnung an, aber plötzlich bekam ich keinen Ton mehr hervor. Mit einem Male kam ich mir gemein vor. Ich bedauerte meine Worte.

»Es... tut mir leid, Nemo«, sagte ich stockend. »Ich wollte Sie nicht verletzen. Aber es ist alles so verwirrend.«

Er seufzte, drehte sich halb herum und sah mich mit einem sonderbaren Blick an. Das blaue Licht, das durch das riesige Fenster hereinfiel, zeichnete huschende Schatten auf seine Züge und ließ die Falten darin tiefer erscheinen, als sie waren; beinahe wie dünne, mit einem Messer eingeschnittene Narben.

»Ich weiß, mein Junge«, sagte er. »Für Sie muß das alles hier sehr verwirrend sein. Aber glauben Sie mir – es ist für alle Beteiligten am besten so.«

»Sie wissen, warum Spears und seine Leute nach Aberdeen gekommen sind?« fragte ich.

Nemo nickte betrübt. »Ich weiß es, Robert. Ich weiß auch, daß er mich hassen muß wie den Teufel. Und ich kann *es* ihm nicht einmal verdenken. Ich habe seinen Bruder getötet.«

Er sprach nichts anderes aus als das, was ich die ganze Zeit über gehaut hatte. Trotzdem erschrak ich so heftig, daß Nemo rasch hinzufügte: »Es war nichts als ein Unfall, Robert, das müssen Sie mir glauben. Ein bedauerliches Mißverständnis, für das es keine Entschuldigung gibt, aber trotzdem nicht mehr. Zu gegebener Zeit werde ich die Verantwortung dafür übernehmen. Aber im Moment gibt es Wichtigeres zu tun.« »Haben Sie die *Silver Arrow* versenkt?« fragte ich, sehr leise und mit nur mühsam beherrschter Stimme. »Und auch all die anderen Schiffe?«

Nemo nickte. »Ja. Im Falle der *Silver Arrow* war es ein Mißverständnis, wie ich bereits sagte.«

Er sprach nicht weiter, aber das erschien mir in diesem Moment auch nicht notwendig. Das, was er *nicht* sagte, war weitaus schlimmer als alles, was er hätte sagen können.

»Dann... dann ist das Seeungeheuer, das seit drei Monaten vor der Küste kreuzt und Schiffe verschlingt...«

»Die NAUTILUS«, bestätigte Nemo. »Ja. Aber es ist nicht so, wie Sie jetzt vielleicht glauben, Robert.« Er seufzte, trat einen Schritt auf mich zu und senkte die Rechte in die Tasche seiner blauen Kapitänsjacke. Als er die Hand wieder hervorzog, hielt sie einen schmalen, mit einem roten Siegel verschlossenen Briefumschlag.

»Lesen Sie, Robert«, sagte er. »Danach werden Sie verstehen.«

Zögernd griff ich nach dem Brief, drehte ihn zweimal in den Händen und erbrach dann das Siegel, das mir ohnehin nichts sagte.

Dafür sagte mir die Handschrift, in der der sauberlich

zusammengefaltete Brief abgefaßt war, um so mehr.

Es war Howards Schrift!

Verstört sah ich auf und starrte Nemo an. Ein sanftes Lächeln glomm in den dunklen Augen des Kapitäns auf. »Lesen Sie, Robert«, sagte er noch einmal. »Ich schenke uns derweil einen guten Tropfen ein.«

Während er zur Bar eilte und geschäftig mit Gläsern und Flaschen zu hantieren begann, faltete ich mit zitternden Händen das Blatt auseinander und überflog hastig seinen Inhalt, der nur aus wenigen Zeilen bestand.

Mein lieber Robert, stand da, in Howards fast unleserlicher, aber dafür auch beinahe unnachahmlicher, krakeliger Handschrift. Mir bleibt keine Zeit, Dir an dieser Stelle alle Erklärungen zu geben, die notwendig und angebracht wären. Wenn Du diese Zeilen liest, halte ich mich an einem Ort auf, von dem es mir unmöglich ist, direkten Kontakt mit dir aufzunehmen; überdies mögen sich die Dinge anders entwickeln, als es im Moment den Anschein hat. Ich überlasse es also meinem Freund Nemo, Dir das Nötigste zu erklären und Dich einzuweisen.

Vertraue ihm.

Howard

Ich las den Brief dreimal hintereinander, faltete ihn zusammen, starrte Nemo an, hob das Blatt noch einmal in die Höhe und las seinen Inhalt ein viertes Mal.

Nemo lächelte, aber er brachte selbst jetzt das Kunststück fertig, dabei noch irgendwie traurig auszusehen. »Nun?« fragte er.

Ich setzte zu einer Antwort an, schüttelte aber dann bloß den Kopf, steckte den Brief in die Tasche und ging zur Bar hinüber. Nemo reichte mir schweigend ein Glas mit Portwein, das ich in einem Zug leerte.

»Erzählen Sie«, sagte ich.

Es war dunkel geworden, als sie das Haus verließ. Sie hatte James' Leiche in die Kammer geschleift, wo sie sicher gefunden werden würde, aber nicht sofort, so daß ihr Zeit genug blieb, ihr Vorhaben auszuführen. Anschließend hatte sie sich gründlich gesäubert und ein neues Kleid angezogen. In ihrer

Hand lag jetzt eine andere Waffe, eines von James' Jagdmessern: eine schwere, nur auf einer Seite geschliffene Klinge, plump und schwerfällig im Vergleich zu dem Dolch, mit dem sie ihren Mann umgebracht hatte. Vielleicht die richtige Waffe, um McGillicaddy zu töten.

Sie fühlte nicht einmal Triumph. Der Mord an James war etwas gewesen, das getan werden mußte und das sie nicht berührt hatte; und so würde es auch mit McGillicaddy sein. Vielleicht, dachte sie müde und mit einer sonderbaren Klarsicht, war ihre Art zu denken jetzt nicht mehr ganz menschlich. Vielleicht war sie selbst jetzt – auf ihre Weise – zu einem ebensolchen Ungeheuer geworden wie McGillicaddy und seine dämonischen Anhänger. Aber wenn, dann hatten sie sie dazu gebracht.

Die Nacht breitete sich wie eine schwarze Decke über der Küste aus, während sie den schmalen, steinigen Pfad zum Gut hinaufging. Es gab eine Straße, eine knappe halbe Meile weiter westlich, auf der sie leichter und schneller vorangekommen wäre, aber sie wollte keinem der anderen begegnen. Sie wußte nicht, ob sie sich gut genug in der Gewalt haben würde, nicht das Messer zu ziehen und jeden zu töten, der sich ihr in den Weg stellte. Aber sie durfte es nicht. Ein scharfer Wind kam auf, als sie die Steilküste erreichte und sich nach Norden wandte, zum Gut und dem See hin, der selbst in der Nacht wie ein mattes silbernes Auge zu erkennen war. Die Luft roch nach Regen, und vom Meer wehte das schwache Echo eines entfernten Gewitters herüber. Ganz automatisch glitt ihr Blick über die unendliche, schwarz daliegende Fläche.

Several stockte mitten im Schritt.

Der See war nicht mehr leer. Ein Stück vor der Küste, vielleicht eine halbe Meile entfernt, vielleicht weniger, war ein gewaltiger Schatten erschienen, formlos und dunkel. In der Nacht, nicht mehr als ein Klumpen aus Schwarz vor dem noch tieferen Schwarz des Meeres, aber zu gleichmäßig geformt, um der Schatten einer Wolke sein zu können, und viel zu groß für ein Tier. Ein Schiff. Es kam ihr sonderbar vor, daß sich ein Schiff so nahe an die berühmte Steilküste heranwagen sollte, noch dazu bei einer Witterung wie dieser. Dann dachte sie den Gedanken ein zweites Mal, und es war, als bohre sich einglühender Dolch in ihre Brust.

Ein Schiff!

Es gab nur ein Schiff, das es wagen würde, in einer Nacht wie heute so nahe an die Küste heranzukommen, nur ein einziges Schiff, das einen Grund hatte, ein solches Risiko einzugehen.

Zehn, zwanzig endlose schwere Herzschläge lang stand Several Borden reglos wie eine Statue da und starrte auf den monströsen schwarzen Schatten, der da aus dem Meer aufgetaucht war. Etwas bewegte sich, tief unter ihr und auf halber Strecke zwischen dem Schiff und der Küste. Das Licht reichte nicht aus, sie erkennen zu lassen, was es war, aber das war auch nicht nötig. Sie wußte es.

Er! Er war gekommen, *er selbst!* Immer wieder und wieder und wieder hämmerten ihre Gedanken dieses eine, schreckliche Wort, und mit jedem Male schien die Kälte in ihrem Innern tiefer zu werden. Several erwachte mit einem Ruck aus ihrer Erstarrung, wandte sich um und begann geduckt den Weg zurückzulaufen, den sie gekommen war. Ihre Hand schloß sich so fest um das Messer, daß das grobe Leder ihre Haut aufriß und Blut an ihrem Arm hinabließ.

Sie merkte es nicht einmal.

»Wo ist Howard?« fragte ich. »Und was sind das für geheimnisvolle Anweisungen, die Sie mir geben sollen?«

Nemo hob besänftigend die Hand, um meinen Redefluß zu unterbrechen, schenkte mir Portwein nach und nippte an seinem eigenen Glas, ehe er antwortete. »Immer eines nach dem anderen«, sagte er. »Zuerst möchte ich wissen, ob Sie mir vertrauen. Es ist wichtig.« Ich starrte ihn an. Nemo hielt meinem Blick scheinbar gelassen stand, und sein Gesicht blieb dabei so ausdruckslos wie immer. Aber ich war nicht unbedingt darauf angewiesen, im Gesicht meines Gegenübers zu lesen, um herauszubekommen, ob er mir die Wahrheit sagte oder nicht. Es war ein Teil meines magischen Erbes, daß ich immer – nun gut, *fast* immer – spürte, ob mein Gesprächspartner mir die Wahrheit sagte oder nicht. Das war der angenehmere Teil der ganzen Geschichte. Es gab auch einen anderen, einen, der mit Buchstaben des Schreckens und Worten der Furcht geschrieben war, aber das gehörte nicht hierher. Wenigstens im Moment nicht.

»Sind Sie wirklich ein Freund von Howard?« fragte ich.

Nemo blinzelte, als hätte er nicht verstanden, was ich meinte.

»Natürlich«, sagte er. »Sie haben den Brief gelesen, oder?«

Er sprach die Wahrheit. Ich wußte es im selben Moment, in dem ich die Frage ausgesprochen hatte.

»Wo ist er?« fragte ich. »Und warum kann er nicht selbst kommen?«

»An einem Ort, über den Ihnen mehr zu sagen mir verboten ist«, antwortete Nemo. »Er ist in Gefahr – eine Gefahr, die uns alle bedroht. Vielleicht sogar die ganze Welt. Ich kann Ihnen jetzt nicht alles erklären, denn manche Zusammenhänge sind mir selbst noch nicht ganz klar, und das allermeiste wissen Sie bereits.«

»Ich weiß überhaupt nichts«, fauchte ich. Nemos Geheimnistuerei begann mir ernsthaft auf die Nerven zu gehen. »Ich weiß, daß Kapitän Bannermann entführt wurde und die *Scotia* keine so harmlose Reederei ist, wie alle Welt zu glauben scheint, und...«

»Und um das herauszufinden, haben Sie sich und ein Dutzend anderer Männer in Lebensgefahr gebracht«, unterbrach mich Nemo ruhig.

Ich starrte ihn an. Die Bedeutung – die wahre Bedeutung seiner Worte ging mir nur ganz allmählich auf. Ich begriff, daß Nemo ein Mann von viel zu feiner Art war, den Vorwurf, der sich hinter seinen Worten verbarg, direkt auszusprechen. Aber ich hörte ihn trotzdem. Und er tat weh. Sehr weh. »Ich verstehe«, sagte ich. »Sie wollen sagen, daß alles nicht nicht passiert wäre, hätte ich meine Nase nicht in Dinge gesteckt, die mich nichts angehen.«

Nemo lächelte. »Ich hätte es etwas weniger drastisch ausgedrückt, mein Junge – aber bitte. Ja, wir wissen schon seit Monaten über Jameson und seine sogenannte Reederei Bescheid, aber wir haben abgewartet. Wir wollten nicht Jameson selbst. Er war nur ein ganz kleines Licht, ein zweitklassiger Betrüger, der im Grunde nicht einmal wußte, was er tat.« Sein Lächeln wurde schmerzlich. »Ein winziges Rädchen im Getriebe, das nach Belieben ersetzbar war. Wie sich gezeigt hat.«

»Dann wäre alles nicht passiert«, murmelte ich. »Bannermann wäre nicht entführt worden und ihre Pläne...«

»Der Schaden ist nicht so groß, wie es auf den ersten Blick den Anschein hat«, sagte Nemo. »Im Gegenteil. Ihr Auftauchen

hat sie nervös gemacht. Vielleicht fangen sie jetzt an, Fehler zu machen.«

»Vielleicht bringen sie Bannermann auch um«, fügte ich hinzu. Meine Worte mußten sehr düster geklungen haben, denn Nemo sah mich einen Moment lang mit undeutbarem Ausdruck an, seufzte plötzlich und streckte die Hand aus, um mich mit einer fast väterlichen Geste an der Schulter zu berühren. Sein Griff war überraschend stark. »Was geschehen ist, ist geschehen«, sagte er sanft. »Es nutzt weder uns noch Kapitän Bannermann, wenn wir uns gegenseitig irgendwelche Schuld zuschieben. Außerdem lebt er noch.«

Ich sah auf. »Sind Sie sicher?«

Nemo setzte zu einer Antwort an, schwieg dann aber einen Moment und seufzte nur. »Ich hoffe es«, gestand er. »Meine... Männer haben ihn aus den Augen verloren. Aber wir wissen, wohin sie ihn gebracht haben.«

»Dann müssen wir ihn befreien!« sagte ich erregt.

Nemo schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid, Robert«, sagte er. »Aber das ist etwas, was Sie allein tun müssen. Ich kann auf keinen Mann verzichten, so, wie die Dinge liegen. Und die NAUTILUS wird für... für eine andere Aufgabe gebraucht.«

Das fast unmerkliche Stocken in seinen Worten fiel mir auf, aber ich tat so, als hätte ich es überhört. Ich hatte eine ziemlich feste Vorstellung von dem, was er mit einer »anderen Aufgabe« meinte.

»Wo ist er?« fragte ich, als Nemo auch nach einer Weile noch nicht weitersprach.

»Bannermann?« Nemo wies mit einer Kopfbewegung auf das Bullaugen-Fenster. »Nicht sehr weit von hier. Ich bringe Sie zur Küste, so nahe heran wie möglich und...«

»So nahe wo heran?« unterbrach ich ihn.

Nemo zögerte. Seine Gelassenheit verflog zusehends. Ganz offensichtlich hatte das ganze Gespräch bisher nur einem einzigen Zweck gedient – nämlich mich möglichst schonend auf das vorzubereiten, was er wirklich von mir wollte. Ich verbiß mir im letzten Moment die scharfe Bemerkung, die mir auf der Zunge lag. Manchmal vergaß ich, wie schwer es für meine Mitmenschen sein mußte, sich mit einem Mann zu unterhalten, den man nicht belügen konnte.

»Nach Firth'en Lachlayn«, sagte Nemo schließlich, nachdem er eine Weile herumgedruckt hatte.

»Was ist das?« fragte ich. »Eine Halskrankheit?«

Nemo lächelte pflichtschuldig. »Nein«, sagte er. »Der Ort, an dem ihr... nun, sagen wir: Hauptquartier liegt.« Er fuhr sich nervös mit der Zungenspitze über die Lippen, verkroch sich für endlose Sekunden hinter dem Rand seines Portweinglases und fuhr, hörbar nervöser und beinahe gehetzt, fort: »Aber Sie haben nicht viel Zeit, Robert. Ich wollte, es wäre anders, aber Sie haben erlebt, wozu sie fähig sind. Wir müssen diese Brut auslöschen, ehe noch mehr Unschuldige sterben.«

Ich nickte. Nicht, daß ich auch nur ein Wort verstand, aber ich hatte das bestimmte Gefühl, daß ich das auch nicht sollte. »Sie meinen diese Shoggoten-Bestien?« vermutete ich.

Nemo nickte. »Wir wissen, wo ihre Brutstätte ist«, sagte er. »Und wir werden sie vernichten. Es gibt noch etwas, das getan werden muß, aber danach wird die NAUTILUS Kurs auf Loch Firth nehmen und diese Brut auslöschen, ein für allemal.« Er sah mich an, und er tat es auf jene ganz bestimmte Art und Weise, auf die man jemanden ansieht, von dem man eine bestimmte Reaktion erwartete. Nemo wartete wohl allerdings eher auf ein Stichwort.

Ich tat ihm den Gefallen.

»Ich nehme an, der Ort, an dem Bannermann gefangen gehalten wird, ist identisch mit dieser... Wie haben Sie sie genannt? Brutstätte?«

Nemo nickte.

»Und ich nehme weiter an«, sagte ich, so ruhig ich konnte, »Sie werden keine Rücksicht darauf nehmen, wenn Bannermann oder ich noch da sein sollten, wenn Sie zuschlagen?«

»Das kann ich nicht, Robert«, murmelte Nemo. »Es... es steht zu viel auf dem Spiel. Wir dürfen kein Risiko eingehen. Wenn auch nur ein einziger dieser Ungeheuer entkommt...«

Er sprach nicht weiter, sondern schwieg, aber er tat es auf eine sehr vielsagende Weise. Und es war ein sehr beredtes Schweigen. Ein Schweigen, das die Erinnerungen an einen nach Abfällen und Fäulnis riechenden Schacht in mir wachrief, die Erinnerung an brackiges braunes Wasser und große, augenlose Kaulquappenmonster, an schnappende Haifischgebisse und die Todesschreie von Menschen.

Ich nickte. »Wieviel Zeit habe ich?«

»Vierundzwanzig Stunden, Robert«, sagte Nemo. »Nicht einmal ganz vierundzwanzig Stunden.«

Der Wind war kälter geworden; böig, schneidend und auf schwer in Worte zu fassende, aber dafür um so deutlicher fühlbare Weise boshaft. Es kam Several viel weniger wie das Heulen des Seewindes vor, sondern mehr wie das Wimmern gefangener Seelen. Die eisigen Böen, die wie unsichtbare Messer in ihr Gesicht schnitten, ihr Haar peitschten und ihr die Tränen in die Augen trieben, kamen ihr wie Hiebe unsichtbarer Krallen vor, das Heulen und Pfeifen, mit dem sich die Luft an den Felsvorsprüngen und Graten der Küste brach, wie das düstere Versprechen auf Tod und endlose Qual, die sie erwartete, wenn sie nicht von ihrem Tun abließ.

Sie verscheuchte den Gedanken. Sie war noch immer ganz ruhig, und alles, was sie in sich fühlte, waren eine sonderbare, körperlose Kälte und Entschlossenheit, aber Gedanken wie diese mochten die Furcht mit sich bringen, die Dämonen der Angst, die sie ihr Leben lang gepeinigt hatten und die keineswegs vollends besiegt waren. Sie durfte es ihnen nicht erlauben, abermals Gewalt über sie zu erlangen. Nicht in diesem Moment. Später, wenn alles getan war, war Zeit genug, Angst zu haben.

Beinahe lautlos näherte sie sich der Stelle, an der das Boot die Küste erreichen mußte. Several kannte jeden Fußbreit Bodens der unwegsamen Steilküste genau; sie wußte, daß es auf Meilen hin nur eine einzige Stelle gab, an der ein Boot das Land erreichen konnte, ohne Gefahr zu laufen, von den wütend gegen den Kreidefelsen anrennenden Wogen zerschmettert zu werden. Der gewaltige schwarze Schatten draußen auf dem Meer war wieder verschwunden, so lautlos und rasch, wie er aufgetaucht war, aber der kleinere Schatten, den er geboren hatte, war noch da, näherte sich, auf und ab hüpfend und im Zickzack dem willkürlichen Kurs folgend, den ihm die Wellen aufzwangen, dem Fuß der gewaltigen Kreidemauer.

Several ergriff das Messer fester. Für einen ganz kurzen Moment überkamen sie Zweifel – was, wenn das Messer, das für sterbliches Fleisch gedacht war, *seine* Haut nicht zu durchschneiden vermochte. Was, wenn sie *ihn* nicht töten konnte, weil *er* unsterblich war und nur wie ein Gott einen Gott zu vernichten wußte? Was, wenn *er* bereits wußte, daß sie hier oben stand, bereit, *ihn* zu töten, und sich darauf vorbereitete?

Plötzlich fiel ihr ein, daß James einmal, als er betrunken und vom Punsch redselig geworden war, wie im Scherz erwähnt

hatte, daß *er* sich ohne Worte und über große Entfernung zu verständigen wußte, und mit einem Male sah sie wie in einer blitzartigen Vision das Bild von Männern auftauchen, Männern mit Fackeln und Gewehren und Stricken, die *seinen* Ruf gehört hatten und kamen, um sie zu fassen, lange, ehe sie ihre Rache vollziehen konnte.

Several erhob sich ein Stück aus dem Gebüsch, in dem sie Schutz gesucht hatte, und sah zum Land zurück. Der Schatten des Gutes ragte wie eine finstere Trutzborg vor dem Nachthimmel empor, durch das Spiel der Schatten und Wolken und ihre eigene Angst zu einem bizarren, grausigen Etwas verzerrt, eine dreifingrige gemauerte Klaue, die gierig nach dem Himmel zu greifen schien, als wolle sie den Mond herabzerren und zermalmen.

Aber das war nur ein Schatten. Nichts regte sich dort drüben, nichts mit Ausnahme des Lichtes, das durch die Fenster im Erdgeschoß schien und flackerte, wenn sich jemand davor bewegte.

Nein – *er* wußte nicht, daß sie hier war. Niemand wußte es, niemand würde es merken, bis es zu spät war. Sie wandte ihre Aufmerksamkeit wieder dem Meer und dem winzigen langgestreckten Schatten darauf zu.

Langsam kam das Boot näher, wie ein trockener Ast auf den Wellen auf und ab hüpfend.

»Dort hinauf?« Auf dem Gesicht meines Gegenübers war keine Reaktion auf meine Worte abzulesen, denn es lag nicht nur hinter einem Schleier aus rabenschwarzer Finsternis, sondern zusätzlich hinter einer runden, auf der äußeren Seite verspiegelten Glasscheibe verborgen, die zu seinem wuchtigen Taucherhelm gehörte. Aber meine Stimme mußte wohl ziemlich entsetzt geklungen haben, denn der Mann nickte übertrieben und lachte; ein Laut, der vom Metall seines Helmes sonderbar verzerrt wurde.

»Es ist nicht so schwer, wie es aussieht«, antwortete er. Seine behandschuhte Rechte deutete nach hinten, dorthin, wo sich die Steilküste sieben oder acht Meilen weit lotrecht in den Himmel erstreckte. Jedenfalls kam es mir so vor. Im schwachen Licht des Mondes war die Wand nicht als solche zu erkennen. Die Welt schien am Ende des kaum drei Schritte breiten Sand- und Geröllstreifens einfach aufzuhören.

Mißtrauisch äugte ich in die angegebene Richtung hinüber. Vielleicht hatte der Mann ja sogar recht; aber nach

vierundzwanzig Stunden, in denen meine Seekrankheit von Minute zu Minute schlimmer geworden war, wäre es mir schon schwer erschienen, einen Bordstein hinaufzusteigen.

Geschweige denn eine hundert Fuß hohe Felswand...

Der Matrose richtete sich auf, hob beide Hände an den Helm und drehte die wuchtige Metallkugel nach links. Etwas klickte, dann hob er den ganzen Taucherhelm ab, setzte ihn vor sich in den Sand und fuhr sich mit den gespreizten Fingern der Rechten wie mit einem Kamm durch das Haar.

Ich sah, daß er noch sehr jung war; kaum so alt wie ich. Irgendwie schien mir sein jugendhaft glattes Gesicht nicht zu der monströsen Taucherausrüstung zu passen, die er trug. Ich hatte eine Art bärtigen Piraten mit Augenklappe oder etwas ähnlich Abenteuerliches erwartet. Aber schließlich sah ich selbst kaum besser aus. Nemo hatte darauf bestanden, daß ich eine seiner Tiefsee-Ausrüstungen anlegte, bevor ich die NAUTILUS verließ. Abgesehen davon, daß mir ihre gut zwei Zentner Gewicht zu einem unfreiwilligen Konditionstraining verhalfen, hatte ich bisher keinen tieferen Nutzen in diesem Befehl entdeckt.

»Die Küste ist nicht so unwegsam, wie es aussieht«, sagte der Matrose noch einmal. »Es gibt sogar einen Weg nach oben. Nicht besonders komfortabel, aber man kann ihn gehen. Die Leute hier in der Gegend haben ihn früher zum Schmuggeln benutzt«, fügte er hinzu.

Ich hörte kaum zu. Aber ich hatte meinen Helm abgeschraubt und unter den Arm geklemmt – eine Haltung, die vielleicht leger aussah, aber äußerst unbequem war. Der kalte Wind, der von See her gegen die Küste fauchte, tat gut, denn unter dem luftdicht schließenden Kupferhelm hatte eine furchtbare Hitze geherrscht. Auf meiner Stirn perlte noch immer Schweiß, und in meinen Eingeweiden schien ein ganzes Bataillon Shoggoten gegeneinander zu kämpfen. Nemo hatte mir Tabletten gegeben, die meine Seekrankheit linderten. Angeblich. Ich dachte lieber nicht daran, wie schlimm ich mich wohl ohne sie gefühlt hätte.

Der Matrose sah mich noch einen Moment lang ernst an, dann nickte er zum Abschied, setzte seinen Helm wieder auf und schob das Boot zurück ins Meer. Lautlos und von der gleichen, geheimnisvollen Kraft angetrieben, die auch die

NAUTILUS bewegte, dreht sich sein stumpfer Bug nach Osten. Unter dem Heck begannen weiße Luftblasen aufzusteigen und sich mit dem Schaum der Brandung zu vermischen, dann setzte sich das Boot in Bewegung und glitt leicht wie ein Fisch zurück ins Meer. Kurz bevor es außer Sicht kam, hob der einsame Mann in seinem Heck noch einmal die Hand und winkte, und die Bewegung erfüllte mich mit einem sonderbaren Schauern. Trotz der erstickenden Wärme im Inneren des Taucheranzuges fröstelte ich plötzlich.

Mit einem Ruck wandte ich mich um, trat dicht an die Felswand heran und begann den Taucheranzug abzulegen. Es war eine umständliche Aufgabe, denn obgleich mir Nemo jeden Handgriff, der dazu nötig war, erklärt hatte, war ich in solcherlei Dingen nicht geübt und stellte mich alles andere als geschickt an. Ich benötigte annähernd eine halbe Stunde, mich des Unterwasserpanzers zu entledigen und meine eigenen Kleider, die ich in einem wasserdichten Beutel mitgebracht hatte, wieder anzuziehen, und dann noch einmal die halbe Zeit, den sperrigen Anzug zu einem Bündel zu verschnüren und am Fuß der Felswand zu vergraben.

Es mußte auf Mitternacht zugehen, als ich endlich fertig war und den Aufstieg in Angriff nahm. Ich fand den Weg, von dem der Matrose gesprochen hatte, beinahe auf Anhieb, aber es war nur auf den unteren dreißig, vierzig Fuß wirklich ein Weg – danach wurde er zu einer abenteuerlichen Kletterpartie, bei der ich mehr als einmal wie eine vierbeinige Spinne senkrecht an der Wand hinaufsteigen mußte, mit Händen und Füßen in winzigen Felsspalten Halt suchend und verzweifelt darum bemüht, nicht in die Tiefe zu blicken.

Auf den letzten zehn Yards verließen mich beinahe meine Kräfte. Mir wurde übel, und für einen Moment begannen sich der Himmel und das pechschwarz daliegende Meer um mich zu drehen; ich spürte, wie ich den Halt zu verlieren begann, preßte mich mit verzweifelter Kraft an den rauen Fels und wartete mit angehaltenem Atem, bis der Anfall vorüber war.

Langsam kletterte ich weiter. Nach einer Ewigkeit tauchte die zerbröckelte Kante der Steilwand vor mir auf. Vorsichtig löste ich meine linke Hand von ihrem Halt, griff nach einem dünnen Strauch, dessen Wurzeln tief genug im Fels verkrallt zu sein schienen, um mir Halt zu bieten, und zog mich mit einem entschlossenen Ruck vollends auf den Felsen hinauf.

Ich hatte die Bewegung noch nicht halb zu Ende geführt,

als der Busch auseinandergerissen wurde. Ein Schatten wuchs gigantisch und drohend zu mir empor, und ein verirrter Lichtstrahl spiegelte sich auf Metall. Instinktiv rollte ich zur Seite und riß die Hände vor das Gesicht. Das Messer schrammte über meine Handflächen, raste meinen Arm hinauf und zielte auf meinen Hals. Verzweifelt bog ich den Kopf zur Seite, trat nach den Beinen des plötzlich aufgetauchten Angreifers und spürte, wie der Dolch an meiner Wange hinaufglitt und verschwand, als der Fremde von den Füßen gerissen wurde.

Blitzartig wälzte ich mich herum und stemmte mich auf Hände und Knie hoch.

Gerade noch rechtzeitig, um das Knie zu sehen, das nach meinem Gesicht stieß. Ich kippte ein zweites Mal zur Seite – und hatte plötzlich nichts mehr als hundert Fuß eisige Luft unter mir!

Verzweifelt streckte ich die Arme aus, bekam die Felskante zu fassen und krallte mich mit aller Gewalt fest. Der Ruck schien mir die Arme aus den Gelenken zu reißen. Ich spürte, wie meine Beine wie ein übergroßes Pendel durch die Luft schwingen, versuchte mich auf den Anprall vorzubereiten und keuchte abermals vor Schmerz, als mir der Schlag die Knie bis in den Magen hinauftrieb.

Über mir erscholl ein gellender Schrei. Ich warf den Kopf in den Nacken, sah den Dolch auf meine rechte Hand niederstoßen und griff blindlings mit der anderen zu. Meine Finger krallten sich in rauhen Stoff und rissen mit aller Macht daran.

Zum zweitenmal ging der unheimliche Angreifer zu Boden. Das Messer verfehlte meine Hand um Haaresbreite. Ich klammerte mich mit aller Macht an sein Fußgelenk und zog mich Stück für Stück wieder auf die Felswand zurück.

Aber ich hatte vergessen, daß der andere zwei Füße hatte. Den einen hielt ich umklammert und benutzte ihn als Kletterseil. Der andere stieß in mein Gesicht, kaum daß ich die Nase über den Felsen streckte. Ich schluckte einen Fluch herunter und stemmte mich weiter in die Höhe.

Der nächste Tritt ließ meine Lippe aufplatzen. Mit einem wütenden Knurren warf ich mich vor, begrub den Angreifer halbwegs unter mir und preßte ihn allein mit meinem Körpergewicht zu Boden. Das Messer blitzte auf. Ich duckte mich, schlug dem Burschen so wuchtig vor das Handgelenk,

daß das Messer davonflog und klirrend in der Dunkelheit verschwand, rutschte blitzschnell noch einmal ein Stück nach vorn, nagelte seine Oberarme mit den Knien am Boden fest und schlug ihm mit dem Handrücken ins Gesicht.

Der Bursche stieß ein helles Zischen aus und wand sich wie eine Raubkatze. Ich versetzte ihm eine Maulschelle, daß er glauben mußte, Big Ben in seinem Schädel schlagen zu hören. Seine einzige Reaktion bestand darin, daß er versuchte, mir die Augen auszukratzen. Wütend packte ich ihn an den Jackenaufschlägen.

Aber mein Griff war in der Hast nicht sicher genug; ich erwischte ihn nicht am Kragen, sondern ein Stück tiefer – und was ich unter dem groben Stoff seiner Bluse fühlte, war ganz und gar nicht die haarige Männerbrust, die ich mit dem Bild eines heimtückischen Messerstechers assoziierte!

Vor Überraschung ließ ich meinen Gefangenen fahren, packte aber sofort wieder zu, zerrte ihn auf die Füße und zwang ihn, den Kopf so zu drehen, daß ich sein Gesicht im Mondlicht erkennen konnte. Die nächsten zehn Sekunden brachte ich damit zu, das Gesicht der schmalen Gestalt anzustarren, die in meinen Händen zappelte.

»Um Gottes willen«, murmelte ich. »Sie... Sie sind ja eine Frau!« Instinktiv lockerte ich meinen Griff wieder. Meine Gefangene starrte mich an, schürzte wütend die Lippen – und knallte mir das Knie in eine besonders empfindliche Stelle.

Das Klirren, mit dem die Tür hinter ihm ins Schloß fiel, erinnerte Spears an das Geräusch, mit dem ein gewaltiger steinerner Deckel auf den Rand eines Sarkophages krachen mochte. Trotz allem war er freundlich behandelt worden; weniger wie ein Gefangener als vielmehr wie ein Gast; ein gern gesehener Gast noch dazu.

So ähnlich, glaubte er sich zu entsinnen, waren auch Nemos Worte gewesen.

Der Gedanke an das schmale, von einem überdimensionierten Vollbart sonderbar in die Länge gezogene Gesicht Nemos weckte den Zorn wieder in ihm. Während der letzten Stunden – Spears wußte nicht, wie viele es waren, denn sie hatten ihm auch seine Uhr weggenommen – hatte er den Kapitän der NAUTILUS beinahe vergessen; bei all dem Sonderbaren und Erstaunlichen, das ihm begegnet war. Er

wußte nicht, wo er war, aber er glaubte zu spüren, daß sich dieses »wo« tief unter der Wasseroberfläche verbarg. Er fühlte das Meer, die zahllosen Tonnen Salzwasser, die den schwarzen Felsen über seinem Kopf bedeckten und geduldig an den Wänden nagten. Spears hatte den größten Teil seines Lebens auf oder wenigstens an der See verbracht. Irgendwie war er zu einem Teil von ihr geworden.

Neugierig sah er sich um. Der Raum, in den sie ihn gebracht hatten, war wenig größer als die Zelle, in der er die ersten vierundzwanzig Stunden seiner Gefangenschaft verbracht hatte, aber behaglicher eingerichtet. Wie alles hier waren die Wände aus schwarzem Lavagestein, vor dem das kostbare Mobiliar sonderbar deplaciert wirkte. Es gab einen Tisch, auf dem ein Glas und eine bereits entkorkte Weinflasche standen, daneben eine Silberschale mit Trauben, dahinter, einladend mit seidenen Kissen drapiert, eine zierliche Chaiselongue. Von der Decke hing ein gewaltiger, elektrisch betriebener Lüster, und neben der Tür, genau gegenüber der Couch, hing ein gewaltiger, goldgefaßter Spiegel.

»Was soll ich hier?« fragte Spears, nachdem er sich rasch, aber sehr gründlich, umgesehen hatte.

»Sie werden hier warten«, antwortete der Mann, der ihn abholt und hierher gebracht hatte. Er war ein Riese, mehr als sieben Fuß groß und mit einem Gesicht, das von zahllosen Schlägereien gezeichnet war, auf dem aber sonderbarerweise trotzdem ein beinahe sanfter Ausdruck lag. Er war nicht bewaffnet, aber seine Fäuste waren wenig kleiner als Kokosnüsse, und Spears hatte den Gedanken, ihn angreifen und überwältigen zu wollen, nach einer halben Sekunde wieder fallen gelassen.

»Auf wen?« fragte er.

Der Riese lächelte: »Kapitän Nemo wird mit Ihnen sprechen«, sagte er. »Setzen Sie sich. Wenn Sie irgend etwas brauchen, rufen Sie. Ich warte draußen vor der Tür.« Damit wandte er sich um, öffnete die zollstarke Eisentür und trat gebückt auf den Korridor hinaus.

Spears starrte ihm finster nach. Während der ersten Stunden seiner Gefangenschaft hatte er getobt und immer wieder danach verlangt, Nemo zu sehen. Jetzt hatte sich seine Wut gelegt, aber er fühlte etwas anderes, eine sonderbare Art finsterer Entschlossenheit, die ihn selbst erschreckt hätte, hätte

er darüber nachgedacht. Nemo... Der Mann, der für den Tod seines Bruders und zahlloser Unschuldiger verantwortlich war!

»Warum nehmen Sie nicht Platz, Kapitän Spears?«

Die Stimme kam aus dem Nichts. Spears fuhr erschrocken zusammen, hob instinktiv die Fäuste und sah sich wild um. Aber er war allein. Und es gab in der Kammer nichts, was groß genug gewesen wäre, einen Menschen zu verstecken.

»Bitte, mon Capitan«, sagte die Stimme, die er nun als die Nemos identifizierte. »Seien Sie so gütig, auf der Chaiselongue Platz zu nehmen. Es redet sich besser.«

»Wo sind Sie?« keuchte Spears. »Was, zum Teufel, soll dieser Humbug?«

Nemo lachte leise. Es war ein perlender, ganz leicht verzerrt klingender Laut, der aus keiner bestimmten Richtung zu kommen schien, sondern das kleine Zimmer zur Gänze ausfüllte. Spears schauderte. Wenn Nemo sich vorgenommen hatte, ihn zu verunsichern, dann hatte er es geschafft.

Verwirrt drehte er sich noch einmal im Kreis, zuckte schließlich trotzig mit den Achseln und ließ sich so wuchtig auf die kleine Couch fallen, daß das Holzgestell des Möbels hörbar ächzte.

»Oh, bitte, mein Freund – seien Sie etwas behutsamer«, sagte Nemos Stimme. »Diese kleine Kostbarkeit diene bereits dem großen Napoleon Bonaparte als Ruhemöbel.«

Spears fuhr verärgert hoch, wandte den Blick und erstarrte.

Der riesige Spiegel neben der Tür hatte sich verändert. Auf dem geschliffenen Kristallglas war nicht mehr das Spiegelbild des Zimmers zu sehen – sondern das überlebensgroße Porträt Kapitäns Nemos.

Und dieses Bild bewegte sich!

Spears Augen weiteten sich vor Unglauben, als er sah, wie ein sanftes Lächeln über die Züge Nemos huschte und sich seine Lippen bewegten, als er sprach.

»Nun, mon Ami, ich hoffe, Sie sind mit Ihrer Unterbringung zufrieden. Es war mir leider in der Kürze der Zeit nicht möglich, Ihnen und Ihren Leuten den Komfort angedeihen zu lassen, der Ihnen zukäme. Bitte, nehmen Sie meine Entschuldigung in aller Form an.«

»Was... was ist das?« krächzte Spears. »Das... das ist unmöglich. Das ist... Zauberei.«

Nemo verzog das Gesicht, als hätte er unversehens in einen sauren Apfel gebissen. »Aber ich bitte Sie, mein Freund«,

sagte er. »Was Sie sehen, hat so wenig mit Zauberei zu tun wie die NAUTILUS selbst.«

»Aber das ist... unmöglich!« protestierte Spears. Er stand auf, machte einen Schritt auf den verzauberten Spiegel zu und streckte die Hand aus, führte die Bewegung aber nicht zu Ende. Seine Finger verharrten zitternd wenige Inches vor dem überlebensgroßen Bild.

»Berühren Sie es ruhig«, sagte Nemo. »Nur keine Furcht. Ihnen geschieht nichts.«

Spears schluckte, streckte den Arm weiter aus und fühlte glattes, kaltes Glas. Aber wieso bewegte sich das Porträt wie ein lebendes Gesicht?

Verwirrt zog er die Hand wieder zurück und starrte Nemo an. »Was wollen Sie?« fragte er. »Ich habe verlangt, mit Ihnen zu sprechen – nicht irgendwelche Taschenspielertricks vorgeführt zu bekommen.«

»Seien Sie versichert, daß es sich um alles andere als einen Taschenspielertrick handelt«, sagte Nemo lächelnd. »Leider reicht unsere Zeit nicht aus, Ihnen alles zu erklären...«

»Ich wüßte nicht, was Sie mir erklären könnten!« unterbrach ihn Spears. »Sie sind ein Mörder, Nemo. Sie und Ihr verdamntes Schiff sind für den Tod zahlloser unschuldiger Menschen verantwortlich. Sie... Sie haben meinen Bruder umgebracht!«

Nemo schwieg einen Moment, und der Ausdruck von Spott in seinen Augen erlosch und machte einer deutlichen Betroffenheit Platz. »Vielleicht haben Sie sogar recht«, sagte er plötzlich.

»Ich kann nicht verlangen, daß Sie mich verstehen, Kapitän. Ich kann Ihnen nur versichern, daß es ein bedauerlicher Unfall war, der zum Untergang der *Silver Arrow* geführt hat.«

Spears keuchte. »Dann geben Sie es zu? Dann... dann haben Sie wirklich alle diese Schiffe versenkt?«

»Ja.« Nemo nickte. »Es war Notwehr, Kapitän. Die *Arrow* hat das Feuer auf uns eröffnet und wir...«

»Das Feuer!« Spears schrie fast. »Das Feuer mit einer kleinen Haubitze! Wenn Ihr famoses Schiff auch nur halb so gut ist, wie Sie behaupten, warum sind Sie dann nicht einfach weggetaucht? Wie kann ein kleiner Kreuzer wie die *Arrow* einem Giganten wie der NAUTILUS gefährlich werden?« Wütend ballte er die Hände zu Fäusten und trat abermals auf

den Spiegel zu. »Ich will mit Ihnen reden!« schrie er. »Mit Ihnen selbst! Kommen Sie her! Ich will, daß Sie mir in die Augen sehen, wenn Sie mir sagen, daß Sie meinen Bruder aus Notwehr getötet haben!«

Nemo seufzte. »Das ist im Augenblick leider nicht möglich, mein Freund«, sagte er bedauernd. »Ich befinde mich mehrere Dutzend Seemeilen von Ihrem Standort entfernt, müssen sie wissen, und...«

»Lüge!« kreischte Spears. »Das alles ist nichts als ein übler Trick. Sie wollen mich beeindrucken, um von der Tatsache abzulenken, daß Sie ein Mörder sind.«

Nemo schüttelte den Kopf und antwortete mit seiner sanften, noch immer geduldig klingenden Stimme, aber Spears hörte gar nicht mehr hin. Plötzlich war alles ganz klar. Er wußte sehr wohl, daß es unmöglich war, über eine Distanz von mehreren Dutzend Meilen mit einem Menschen zu sprechen. Wie hatte er jemals auf diesen billigen Jahrmarktstrick hereinfallen können – ein gebogener Spiegel, der von einer Seite durchsichtig war und das Bild des Dahinterstehenden vergrößerte, ein paar geschickt aufgestellte Lampen, die dem Ganzen einen unheimlichen Effekt gaben. Für wie leicht zu beeindrucken hielt ihn Nemo?

»Sie verdammter Mörder!« brüllte er. »Aber Sie entkommen mir nicht. Jetzt bezahlen Sie!« Damit wirbelte er herum, riß den Tisch in die Höhe und schleuderte ihn mit aller Macht gegen den Spiegel. Nemos gellender Schrei ging im Bersten und Splintern von Glas unter.

Ein greller Blitz blendete Spears. Der Spiegel zerbarst, aber dahinter kam kein verstecktes Kabinett zum Vorschein, sondern ein kaum handtiefer Hohlraum voller bunter Leitungen und Drähtchen, dazwischen gläserne Röhren und eine Unzahl unverständlicher technischer Dinge.

Dann zuckte ein zweiter Blitz auf, tauchte die Kammer in blauweißes, flackerndes Licht und zerfetzte die metallischen Eingeweide des Spiegels. Spears prallte mit einem überraschten Schrei zurück, als ein Hagel von Glassplintern auf ihn niederprasselte. Das Licht flackerte, ging aus und gleich darauf wieder an.

Und im selben Moment glitt die Tür zur Seite.

Spears überlegte nicht mehr. Wie von Sinnen fuhr er herum, duckte sich unter den zupackenden Klauen des Riesen weg, der hereingestürzt war, um seinem Toben ein Ende zu bereiten, und versetzte ihm einen Stoß vor die Brust. Der Mann taumelte,

kämpfte einen Moment mit wild rudernden Armen um sein Gleichgewicht – und fiel mit einem erstickten Schrei in den zerborstenen Rahmen hinein.

Seine Hände berührten eines der glänzenden Kupferkabel, die wie metallene Gedärme aus dem Spiegel gequollen waren.

Ein grelles, unheimliches Licht glomm plötzlich auf. Spears hörte ein Zischen, und mit einem Male verzerrte sich das Gesicht des Mannes vor Schmerz. Sein Körper zuckte wie unter dem Hieb einer unsichtbaren Peitsche. Winzige, blau glühende Flämmchen rasten seine Hand und den Arm hinauf. Er schrie, versuchte sich zurückzuwerfen und die Hand von dem Kabel zu lösen, aber seine Finger schienen an dem glänzenden Metall festzukleben.

Dann zerriß ein neuerlicher, noch grellerer Blitz die zerstörten Innereien des Spiegels vollends, und wieder erlosch das Licht. Diesmal dauerte es mehrere Sekunden, ehe es wieder aufleuchtete.

Aber da war Spears schon nicht mehr im Zimmer.

Ich versuchte aufzustehen, aber es klappte nicht gleich. Der einzige Gedanke, der mir überhaupt noch die Kraft gab, mich hochzustemmen, war der, daß unter Umständen mein Leben davon abhängen mochte, vor der dunkelhaarigen Frau auf die Beine zu kommen, die neben mir im Gras lag.

Ich erinnerte mich kaum, sie niedergeschlagen zu haben. Ich hatte für Augenblicke das Bewußtsein verloren, nach ihrem heimtückischen Kniestöß, aber meine antrainierten Reflexe hatten mich im letzten Moment noch zurückschlagen lassen. Wäre es nicht so, dachte ich mit einer Mischung aus Erleichterung und mühsam zurückgehaltenem Zorn, dann würde ich wohl jetzt mit durchschnittener Kehle hier liegen; vielleicht auch schon hundert Fuß tiefer auf den tödlichen Felsriffen vor der Küste.

Vorsichtig stand ich auf, atmete ein paarmal tief und gezwungen ruhig durch und ließ mich dann neben der Bewußtlosen abermals auf die Knie sinken.

Behutsam drehte ich sie auf den Rücken und betrachtete ihr Gesicht im schwachen Licht des Mondes. Es war ein schmales, sehr gepflegtes Gesicht, das Gesicht einer Frau Mitte Vierzig, dessen beinahe aristokratischer Schnitt nicht so recht zu dem groben Sackleinenkleid passen wollte, das sie trug. Ein sanfter

Zug lag um ihren Mund, und obwohl ihr Gesicht auf der linken Seite dunkel und angeschwollen und ihre Oberlippe aufgeplatzt waren, konnte ich erkennen, daß sie sehr schön sein mußte.

Instinktiv streckte ich die Hand aus und wischte das Blut aus ihrem Mundwinkel. Ihre Bewußtlosigkeit konnte nicht sehr tief gewesen sein, denn schon die sanfte Berührung meiner Finger reichte, sie aufzuwecken. Ein spürbares Zucken ging durch ihren Körper, dann flogen ihre Lider mit einem Ruck auf, und ich begegnete dem Blick zweier dunkler Augen.

Ich zog rasch die Hand zurück, denn nach allem, was geschehen war, hätte es mich nicht sehr gewundert, wenn sie versucht hätte, mir die Finger abzubeißen.

Meine Gefangene versuchte sich aufzurichten, aber ich stieß sie zurück, schüttelte den Kopf und bemühte mich, ein möglichst finsternes Gesicht aufzusetzen. »Bleiben Sie liegen«, sagte ich streng.

Ihr Blick verfinsterte sich um weitere Nuancen. Dann erschien ein neuer Ausdruck darin.

»Sie... Sie gehören nicht zu ihnen«, sagte sie.

»Nein«, antwortete ich. »Ich weiß zwar nicht, wen Sie meinen, aber bei Ihrem Benehmen gehöre ich schon aus Prinzip nicht dazu. Von wem reden Sie?«

»Wer sind Sie?« fragte die dunkelhaarige Frau. »Sie... Sie sind aus dem Meer gekommen. Ich habe es gesehen. Wer sind Sie?«

Ich seufzte, richtete mich ein wenig auf und ließ es zu, daß auch sie sich aufsetzte, blieb aber weiterhin angespannt. »Mein Name ist Craven«, sagte ich. »Robert Craven. Und wer sind Sie?

Und warum«, fügte ich nach einer winzigen Pause hinzu, »haben Sie versucht, mich umzubringen?«

»Nicht Sie«, antwortete die Frau. »Ihn. Aber Sie sind nicht er.«

Verwirrt schüttelte ich den Kopf, stand vollends auf und trat rasch einen Schritt zurück. »Hören Sie, Miß...«

»Borden«, antwortete die dunkelhaarige Frau. »Several Borden.«

Ich nickte. »Miß Borden. Ich weiß nicht, wen Sie meinen. Ich möchte nur wissen, warum Sie versucht haben, mich zu töten. Ist das Ihre Art, Fremde zu empfangen?«

Wenn Several Borden meinen schwachen Versuch, Humor zu demonstrieren, überhaupt bemerkte, so reagierte sie nicht

darauf. Sie starrte mich nur an, stand dann plötzlich und mit einer so raschen Bewegung auf, daß ich instinktiv ein weiteres Stück zurückwich, und blickte zum Meer hinab.

»Ich habe auf ihn gewartet«, murmelte sie. »Aber er ist nicht gekommen. Ich habe versagt.« Plötzlich, ganz warnungslos, begann sie zu schluchzen, drehte sich herum und warf sich gegen mich, diesmal aber nicht mehr, um mich anzugreifen, sondern um das Gesicht an meiner Brust zu verbergen und hemmungslos zu weinen.

Hilflos ließ ich sie eine Weile gewähren, dann legte ich behutsam die Hände auf ihre Schultern, schob sie ein Stück von mir fort und sah ihr in die Augen.

»Beruhigen Sie sich«, sagte ich. »Sie sind nicht mehr in Gefahr. Es ist alles gut.«

Meine Stimme wurde immer leiser, aber es waren auch nicht die Worte, auf die es ankam. Ich spürte ihre Erregung, den grenzenlosen Schmerz, der wie ein vergifteter Pfeil in ihrer Seele wühlte, die Verzweiflung, die stärker war als jedes andere Gefühl in ihr, und so behutsam ich konnte, drang ich in ihr Bewußtsein ein und sandte dabei beruhigende Impulse aus. Es dauerte lange, denn ich war in solcherlei Dingen nicht geübt; ich habe seit jeher eine fast panische Furcht davor empfunden, in den Geist eines anderen Menschen einzudringen, selbst, wenn es nur war, um ihm zu helfen. Es gibt Bereiche der menschlichen Seele, die niemanden etwas angehen, ganz gleich, unter welchen Umständen. Aber ich spürte auch, daß ihre Verzweiflung besonderer Natur war. Es war ein Gefühl solcher Macht, wie ich es selten zuvor gespürt hatte. Ich war sicher, daß sie sterben würde, wenn ich sie sich selbst überließ.

Ich war in Schweiß gebadet, als sich Severals Atem langsam beruhigte. Ihre Tränen versiegten ganz allmählich, und wie in einer bizarren Rückkoppelung fühlte ich plötzlich einen Hauch ihrer eigenen Verzweiflung in mir. Dann war es vorbei; sie hob den Blick, wischte sich mit dem Handrücken die Tränen aus den Augen und versuchte zu lächeln, brachte aber nur eine Grimasse zustande. Für den Moment hatte sie ihren Schmerz vergessen, das wußte ich. Aber er war noch da, tief in ihr, schlafend. Er würde wiederkommen. Bald.

»Was... was haben Sie getan?« fragte sie stockend.

»Nichts«, antwortete ich. »Nichts, was jetzt wichtig wäre. Ist alles wieder in Ordnung?«

Für eine halbe Sekunde erwachte der Schmerz wieder in ihren Augen, aber dann nickte sie. Trotzdem klang ihre Stimme matt und niedergeschlagen, als sie antwortete: »Ja. Ich... o mein Gott, ich habe versucht, Sie umzubringen!«

»Nicht mich«, antwortete ich rasch. »Ich war nur zur falschen Zeit am falschen Ort.« Ich lächelte, drehte mich halb herum und sah auf die See hinunter, wie Several zuvor. Aber mit Ausnahme einer gewaltigen schwarzen Fläche vermochte ich nichts zu erkennen. Wenn Several mich wirklich von hier oben aus gesehen hatte, mußte sie weitaus bessere Augen haben als ich.

»Ich... ich dachte, Sie wären einer von ihnen«, stammelte Several. »Es... es tut mir leid. Ich... ich wollte nicht...«

»Einer von ihnen? Wer sind *sie*?«

Severals Mundwinkel begannen zu zucken. »Sie haben meine Tochter umgebracht«, flüsterte sie. »Sie... sie haben mir meine Jennifer weggenommen. Sie haben sie getötet.« Ihre Stimme war ganz kalt. Da war nichts von dem Haß und Zorn, die ich zu hören erwartet hatte. Nicht einmal Verbitterung. Nur Kälte.

»Warum erzählen Sie mir nicht, was geschehen ist?« fragte ich. »Vielleicht kann ich Ihnen helfen.«

Several schüttelte den Kopf. »Niemand kann mir helfen«, flüsterte sie, viel weniger an mich als zu sich selbst gewandt. »Sie ist tot. Sie haben sie ermordet.«

»Und deshalb wollten Sie mich töten?« fragte ich leise. »Weil Sie dachten, ich wäre einer von den Männern, die Ihre Tochter getötet haben?«

»Sie sind keine Männer!« antwortete Several heftig. »Sie sind Ungeheuer. Verdammte Bestien sind sie, keine Menschen mehr. Sie... sie haben sie ermordet. O Gott, sie haben mein Kind ermordet. Sie...« Ihre Stimme versagte, und ich spürte, wie schon wieder die Tränen in ihre Augen schössen und sich Schmerz und Verzweiflung in ihr breitzumachen begannen. Diesmal ließ ich es zu, denn es war eine andere Art von Schmerz; nur noch der grauenhafte, aber natürliche Schmerz einer Mutter, die ihr Kind verloren hat, nicht mehr diese furchtbare Kälte, die irgendwo am Grunde ihrer Seele lauerte. »Diese Bestien«, schluchzte sie. »Sie und ihr gottverdammter Fischgott!«

»Fischgott? Wie haben Sie das gemeint? Von wem reden Sie?«

Several wimmerte. Ihre gerade erst mühsam

zurückgewonnene Selbstbeherrschung zerbröckelte, und ich sah ein Feuer in ihren Augen aufflammen, das mich frösteln ließ. »Sie haben meine Tochter umgebracht!« hauchte sie. »James hat sie getötet Er... er selbst hat sie zum See gebracht, um sie diesem Monstrum zu opfern wie ein Stück Vieh. Sein eigenes Kind! Aber er hat bezahlt. Ich habe ihn getötet. Ich habe ihn umgebracht, so wie ich sie alle umbringen werde, jeden einzelnen von ihnen, jeden, jeden, jeden...« Plötzlich begann sie zu kreischen, warf sich auf mich und schlug wie von Sinnen mit den Fäusten auf meine Brust ein, immer wieder spitze, abgehackte Schreie und unartikulierte Laute ausstoßend.

Ich ließ sie eine Zeitlang gewähren, dann ergriff ich vorsichtig ihre Hände, drückte sie nach unten und preßte sie an mich.

»Es ist gut«, murmelte ich. »Weinen Sie ruhig, wenn es Sie erleichtert. Ich verstehe Sie.«

Eine halbe Sekunde lang schien es wirklich, als würde sie sich beruhigen, aber plötzlich machte sie sich aus meiner Umarmung frei, prallte zurück und funkelte mich voller Zorn an.

»Sie verstehen überhaupt nichts!« keuchte sie. »Niemand kann das verstehen. Die... sie haben sie umgebracht. Sie haben sie diesem... diesem Ungeheuer zum Fraß vorgeworfen. Ihr eigener Vater hat sie geopfert, nur weil diese... diese Bestie es verlangt hat.«

Es dauerte eine Weile, bis ich wirklich begriff, was sie meinte.

»Sie... sie vollziehen Menschenopfer?« keuchte ich.

Several nickte. »Er verlangt es«, sagte sie, »Zweimal im Jahr, bei der Sommer- und Wintersonnenwende. Immer sind es Mädchen, und immer...« Ihre Stimme versagte, und wieder flossen Tränen über ihr Gesicht.

»Ich werde sie vernichten«, flüsterte sie. »Für meine Tochter, Mister Craven. Sie werden bezahlen.«

»Rache ist kein gutes Motiv«, sagte ich leise. »Sie können Blut nicht mit Blut abwaschen. Niemand kann das.«

Several lächelte schmerzlich. »Vielleicht. Aber sie werden bezahlen, Robert. Und wenn schon nicht aus Rache, dann wenigstens, um diesem Wahnsinn ein für allemal ein Ende zu bereiten. Es sind zu viele Menschen gestorben, seit dieses Monstrum aus dem Meer aufgetaucht ist. Viel zu viele. Ich werde sie auslöschen.«

Unter beinahe allen anderen denkbaren Umständen wären

mir ihre Worte lächerlich erschienen. Ich selbst hatte einen Vorgesmack dessen erhalten, was den erwarten mochte, der sich gegen Jamesons Herren und ihre furchtbaren Kreaturen stellte. Selbst Nemo mit seinem phantastischen Schiff war mehr als nervös gewesen. Und da stand sie nun, eine schwache, beinahe waffenlose Frau, und schwor diesem mächtigen Clan den Untergang.

Und doch wußte ich einfach, daß sie am Ende Erfolg haben würde.

»Ich werde sie vernichten, Robert«, sagte sie noch einmal. Diesmal widersprach ich nicht mehr, sondern berührte sie an der Schulter und fragte ganz leise: »Brauchen Sie Hilfe dabei, Seval?«

Er hatte längst die Orientierung verloren. Als das Licht wieder angegangen war, hatte sich Spears in einem schier endlosen, nur von wenigen schmalen Lampen erhellten Gang wiedergefunden, der in schrägem Winkel nach unten führte und von dem in unregelmäßigen Abständen Türen abzweigten, die aber allesamt verschlossen gewesen waren. Schließlich hatte er das Ende des Stollens erreicht.

Die Halle war gigantisch. Spears zweifelte nicht daran, daß es sich um eine natürlich entstandene Höhle handelte, die nur nachträglich von Menschenhand behandelt und hier und da vielleicht erweitert worden war. Ihre Decke, die gewölbt wie ein Dom und aus dem gleichen, lichtschluckenden schwarzen Lavamaterial wie die gesamte unterseeische Anlage war, mußte sich weit mehr als hundert Fuß über seinem Kopf befinden.

Obwohl der riesige Raum von einer Unzahl elektrischer Lampen erleuchtet war, herrschten doch Bereiche von Schwärze oder grauer flackernder Schatten vor. Direkt hinter dem Felsvorsprung, hinter dem Spears Deckung gefunden hatte, verlief ein gut zwanzig Fuß breiter, sorgsam geglätteter Lavastreifen, hinter dessen gegenüberliegendem Rand sich das Wasser eines riesigen, unbewegt daliegenden Sees erstreckte. In einiger Entfernung schob sich eine metallene Konstruktion ein gutes Stückweit auf das Wasser hinaus, spinnenbeinig und dürr und von einem doppelten, kunstvoll geschmiedeten Geländer begrenzt: eine Art Landungssteg. Dahinter, schon fast im Zwielficht der Höhle verschwunden, reckte sich eine Art Kran in die Höhe, dazu gab es andere, verwirrend

erscheinende Dinge und Gerätschaften, wie sie Spears noch nie zuvor gesehen hatte.

Trotzdem wußte er mit ziemlicher Sicherheit, was der Sinn dieser sonderbaren Anlage war. Es war ein Hafen. Die Höhle war zu gut zwei Dritteln mit Wasser gefüllt, und obwohl es keinen sichtbaren Ausgang gab, war Spears überzeugt davon, am Rande eines gigantischen, unterseeischen Hafenbeckens zu stehen. Kein Zweifel – er hatte den geheimnisumwitterten Heimathafen der NAUTILUS gefunden, die Basis, zu dem das phantastische Schiff immer wieder zurückkehrte. Spears verstand plötzlich, wieso es niemals gelungen war, die NAUTILUS zu stellen.

Eines der Lichter auf der anderen Seite des Beckens begann zu flackern, und als Spears sich vorsichtig ein Stück hinter seiner Deckung hervorschob und hinüberluchte, sah er, wie sich in der rauhen Felswand ein gewaltiges metallenes Tor öffnete. Ein breiter Streifen greller Helligkeit fiel in die Höhle und spiegelte sich auf dem Wasser, dann drängten Männer auf den geglätteten Lavastreifen hinaus, der das Becken wie eine Straße zu zwei Dritteln umspannte.

Spears erschrak. Er hatte bisher keinen Menschen getroffen und auch keinen Alarm gehört, aber er zweifelte nicht daran, daß seine Flucht schon lange bemerkt worden war. Kamen diese Männer, ihn zu suchen? Oder hatten sie gar mit ihren an Zauberei grenzenden technischen Mitteln seinen genauen Standpunkt schon ermittelt und amüsierten sich im stillen über seine Naivität, im Ernst zu glauben, aus dieser unterseeischen Trutzburg entkommen zu können?

Spears schalt sich in Gedanken einen Narren. Wäre es so, wäre er kaum so weit gelangt. Hastig zog er sich tiefer hinter sein Felsversteck zurück und beobachtete die Männer.

Es waren viele; dreißig, vielleicht vierzig Mann, die aus dem Tor kamen und zum Teil am Rande des Hafenbeckens Aufstellung nahmen, zum Teil Beschäftigungen nachgingen, die er über die große Entfernung nicht genau zu erkennen vermochte.

Sein Blick wanderte nach rechts und tastete über das schwarz daliegende Wasser des Hafenbeckens.

Nach einer Weile begann sich das Bild zu verändern. Zuerst war es kaum merklich; nicht mehr als ein sanftes Zittern, das über die Wasseroberfläche glitt, aber schon nach Sekunden begannen Wellen zu entstehen, dann erschienen die ersten

sprudelnden Luftblasen, und wenige Augenblicke später sah Spears den Schatten.

Obwohl er halbwegs darauf vorbereitet gewesen war, erschrak er zutiefst. Das Schiff glitt wie ein ins Gigantische ver•größerter Haifisch durch das Becken, lautlos, aber von einer Spur sprudelnder weißer Luftblasen geleitet, verharrte weniger als fünf Yards vor dem Ufer und begann zu steigen. Das Wasser kochte, Strudel und sprudelnde kleine Geysire bildeten sich, Wellen erschienen aus dem Nichts und schlugen klatschend gegen den Lavastrand, und plötzlich war das ganze gewaltige Becken von brodelnder Bewegung und dem Rauschen gewaltsam beiseite gepreßten Wassers erfüllt.

Spears Atem stockte, als die NAUTILUS auftauchte. In der Nacht zuvor, als Nemo ihn und seine Männer gezwungen hatte, ihn zu begleiten, hatte er das Schiff nur als Schatten gesehen, und schon dieses Bild war bizarr genug gewesen. Jetzt lag die NAUTILUS fast zum Greifen nahe vor ihm, grell angestrahlt von zahllosen elektrischen Lampen, die im selben Augenblick an der Höhlendecke aufgeflammt waren.

Das Schiff war ein Gigant. Spears schätzte seine Länge auf weit mehr als zweihundert Fuß, und dabei war der gigantische, halb unter der Wasserlinie liegende Rammsporn an ihrem Bug noch nicht einmal mitgerechnet.

Und es sah nicht aus wie ein Schiff.

Es sah eigentlich nichts ähnlich, was der Fregattenkapitän vorher zu Gesicht bekommen hätte. Es sah nicht einmal technisch aus. Wenn überhaupt, dann erinnerte die NAUTILUS Spears an eine absurde Mischung von Hai, Krokodil und einem vorsintflutlichen Seeungeheuer. Sein gewaltiger, buckliger Leib war übersät mit metallenen Warzen und Vorsprüngen, und die beiden gewaltigen Bullaugen-Fenster im vorderen Drittel des flachen Turmes erinnerten ihn an Augen, hinter denen ein teuflisches Feuer glomm.

Plötzlich verstand Spears, warum die wenigen Berichte, die er erhalten hatte, allesamt von einem Seeungeheuer sprachen, nicht von einem Schiff. Die NAUTILUS war aus Stahl und den Erzeugnissen einer unverständlichen Technik gefertigt, aber das änderte nichts daran, daß sie in Wahrheit ein Seeungeheuer war.

Wenn auch ein von Menschenhand geschaffenes. Aber das machte sie vielleicht nur um so gefährlicher. Der Rammsporn an ihrem Bug erschien lächerlich in einer Zeit der Kanonen und

Torpedos; aber als Spears das Schiff aus nächster Nähe sah, wußte er, welch furchtbare Waffe er trotz allem darstellte. Dieser stählerne Gigant mit seinem sägezahnübersäten Leib mußte jedes noch so große Schiff, auf das er traf, glattweg in zwei Teile spalten.

Spears rief sich in Gedanken zur Ordnung und schmiegte sich enger an den Felsen. Die NAUTILUS glitt nahezu lautlos auf das Ufer zu, verharrte einen Moment und drehte sich dann mit einer Eleganz, die ihrer Größe und ihrem auf den ersten Blick grobschlächtigen Äußeren Hohn sprach, auf der Stelle, bis ihr Turmaufbau mit einem hörbaren Klicken in eine Haltevorrichtung einschnappte, die am Ende des spinnenbeinigen Landungssteges angebracht war. Das Riesenschiff schaukelte leicht. Wasser perlte von seiner blauschwarzen Panzerhaut, und plötzlich öffnete sich an der Schmalseite seines Turmes eine runde Luke.

Spears unterdrückte im letzten Moment einen zornigen Schrei, als er den Mann erkannte, der gebückt aus dem Inneren des Schiffes trat und dann mit schnellen Schritten über den Laufsteg an Land ging. Nemo! Niemand anderes als Kapitän Nemo selbst, der Mann, der am Tode seines Bruders und zahlloser anderer unschuldiger Männer Schuld trug. Für die Dauer eines Herzschlages mußte Spears mit aller Gewalt gegen das Bedürfnis ankämpfen, einfach hinter seiner Deckung hervorspringen und sich auf die schmalschultrige Gestalt zu stürzen.

Dann war es vorbei. Spears Herzschlag beruhigte sich wieder, und der rasende Zorn in seinem Inneren machte kalter Überlegung Platz. Selbst, wenn es ihm gelänge, Nemo zu erreichen – er war unbewaffnet und würde in Sekundenschnelle überwältigt sein. Und er wollte auch nicht Nemos Tod.

Nicht nur. Wenn er Nemo vernichtete, das wußte er, dann würde ein anderer kommen und seinen Platz einnehmen. Nein – er mußte dieses ganze Rattenest ausräuchern, die unter seeische Festung und die NAUTILUS zerstören.

Und er wußte auch schon, wie er es anfangen würde.

Lautlos wartete er, bis Nemos Gestalt in der Menge der anderen verschwunden war. Aus dem Schiff kamen noch mehr Männer, und andere gingen an Bord, Kisten oder große, in Segeltuch eingeschlagene Ballen mit sich tragend, und nach einer Weile öffnete sich im hinteren Teil des Schiffes eine stählerne Klappe, dann begann der Kran zu summen, und Kisten auf Kisten verschwanden im schier unersättlichen Leib

des Bootes.

Spears wartete beinahe eine Stunde, und selbst, als die Ladearbeiten beendet waren und sich die Männer wieder zurückgezogen hatten, blieb er noch lange hinter seinem Felsen, lauschte und beobachtete und wartete, bis er ganz sicher war, allein zu sein.

Dann erhob er sich hinter seiner Deckung, huschte geduckt zum Ufer und ließ sich, ohne zu zögern, in das eiskalte Wasser sinken.

Er verursachte nicht das geringste Geräusch, als er auf den dunklen Leib des Riesenschiffes zuschwamm...

Die Lichter bewegten sich wie ein Schwärm kleiner feuriger Leuchtkäfer durch die Nacht, einen großen, doppelt geschwungenen Kreis am Ufer des Sees bildend und manchmal in einer sonderbar rhythmisch wirkenden Bewegung auf und ab hüpfend. Das still daliegende Wasser von Loch Firth warf ihren Schein gebrochen zurück, aber anders, als normal gewesen wäre, vertrieb das gelbrote Licht die Dunkelheit nicht von der Oberfläche des Sees. Die winzigen Lichtpunkte, die sich auf dem Wasser spiegelten, wirkten wie gelb hineingestanzte Löcher in einer Masse aus verflüssigter Finsternis.

Ich war sicher, daß dieser Eindruck nicht nur meiner überreizten Phantasie entsprang; oder dem, was Several mir erzählt hatte. Irgend etwas ging von diesem See aus. Etwas Finsteres und Böses und – und das war vielleicht das Schlimmste – Bekanntes. Ich konnte das Gefühl nicht einordnen. Es gelang mir nicht, es mit irgend etwas zu assoziieren, aber ich wußte einfach, daß ich es schon einmal gespürt hatte; vor nicht einmal allzulanger Zeit. Und ich wußte, daß es keine angenehme Erinnerung sein würde.

»Was machen sie da?« flüsterte ich.

Several, die einen halben Schritt neben mir im Schutz desselben Busches lag, ballte in stummem Zorn die Hände zu Fäusten. »Sie beten«, antwortete sie. »Jedenfalls nennen sie es so.

Sie flehen den Tag herbei, an dem er aus dem Meer kommen soll.«

»Und dann?« fragte ich.

Severals Gesicht verfinsterte sich noch weiter. »Sie werden

alle sterben«, sagte sie. »Er hat ihnen das Gelobte Land versprochen, ewiges Leben und unermesslichen Reichtum und Macht. Aber ich weiß, daß es eine Lüge ist. Sie werden alle sterben, genau wie meine Jennifer.«

Besorgt sah ich sie an, aber in ihrem Gesicht war nicht die geringste Regung zu erkennen. Überhaupt war sie fast unnatürlich ruhig und gefaßt, bedachte ich den seelischen Druck, unter dem sie stand. Trotzdem – oder vielleicht gerade deshalb – mußte ich vorsichtig sein.

Seit dem Moment, in dem ich sie auf so wenig erbauliche Weise kennengelernt hatte, waren mehr als vier Stunden vergangen. Im Osten begann sich der Himmel bereits wieder aufzuhellen, und wir waren etwa drei Meilen von der Stelle entfernt, an der ich die Küste erstiegen hatte.

Several hatte fast die gesamte restliche Nacht damit zugebracht, auf meine Fragen zu antworten. Es war viel, was sie mir gesagt hatte, und nichts von alledem hatte mir gefallen. Und trotzdem, so schrecklich mich ihre Geschichte auch anrührte, ließ sie sich in wenige, für mich nicht einmal besonders überraschende Worte zusammenfassen.

Die Einwohner von Firth'en Lachlayn frönten einem Dämonenkult. Wir schrieben das Jahr 1885, und ich befand mich inmitten eines Landes, das mit Fug und Recht von sich behaupten konnte, eines der kulturell und zivilisatorisch am weitesten entwickelten dieser Erde zu sein, und unter mir, keine fünfhundert Yards entfernt, tanzten zwei Dutzend halbnackte Männer und Frauen am Ufer eines Sees entlang, stießen unheimliche Laute aus und versuchten, eine dämonische Gottheit zu beschwören!

»Wie lange geht das noch so?« fragte ich, ohne den Blick vom See und den tanzenden Lichtpunkten zu nehmen.

»Bis die Sonne aufgeht«, antwortete Several. »Ich... glaube zumindest, daß sie dann aufhören werden.«

»Sie glauben?«

Several hob den Kopf und sah mich mit einem fast entschuldigenden Lächeln an. »Ich war nie dabei«, sagte sie. »Wir... wir Frauen durften nicht mitkommen, wenn sie ihn gerufen haben. Sie sagten, daß das eine Männersache ist. Etwas, bei dem Frauen nichts zu suchen haben.« Plötzlich begann ihre Stimme zu zittern. »Wir waren nur gut, um ihre dreckige Begierde zu stillen; hinterher. Sie sind wie die Tiere, wenn sie nach Hause kommen. Nicht nur James. Ich habe mit

den anderen Frauen gesprochen. Sie haben es uns verboten, aber wir haben es trotzdem getan. Sie waren alle so. Tiere! Nichts als widerliche, gierige Tiere.«

Alarmiert sah ich zu ihr hinüber, aber ihr Gesicht verriet immer noch keine Regung. Dann fiel mir etwas auf, unten am Seeufer.

»Ein paar von ihnen sind Frauen«, sagte ich.

Several nickte abgehackt. »Heute sollte es anders sein«, sagte sie. »Ich weiß nicht, warum, aber James sagte, daß alle ihre Frauen mitbringen sollten. Etwas Besonderes würde geschehen, haben sie gesagt.« Ihre Hand machte sich selbständig und kroch in die Tasche ihres groben Kleides, in der sie das Messer verwahrte. Aber sie führte die Regung nicht zu Ende, und als sie meinen besorgten Blick bemerkte, lächelte sie nur und schüttelte ganz sachte den Kopf.

»Keine Angst, Robert. Ich werde keine Dummheiten machen.«

Ich antwortete nicht darauf, nahm mir aber vor, sie noch genauer im Auge zu behalten. Insgeheim bereute ich bereits, Several mitgenommen zu haben. Ich wußte selbst nicht so recht, was ich hier wollte; nicht im einzelnen. Es war eine jene Situationen, in denen es sinnlos gewesen wäre, Pläne zu schmieden. Alles, was ich tun konnte, war, den Dingen ihren Lauf zu lassen und entsprechend zu reagieren. Vielleicht war es dabei nicht unbedingt das Klügste, eine lebende Zeitbombe wie Several bei mir zu haben.

Eine Zeitlang sah ich dem Treiben am Seeufer noch zu, dann robbte ich vorsichtig rückwärts aus dem Gebüsch hervor, richtete mich auf Hände und Knie hoch und kroch zu dem verschnürten Bündel mit meiner Ausrüstung zurück. Ich war noch einmal zum Meer hinabgestiegen und hatte einen Teil der Dinge geholt, die mir Nemo mitgegeben hatte. Natürlich nicht alles – der Unterwasserpanzer wäre viel zu schwer gewesen, ihn über Meilen mitzuschleppen, und so hatte ich mich auf Helm, Schwimmflossen und das wuchtige, mit kupfernen Stabilisierungsflossen versehene Atemgerät beschränkt. Und selbst sein Gewicht hatte meine Kräfte beinahe überstiegen.

Several langte neben mir an und sah neugierig zu, wie ich das Bündel auspackte und seinen Inhalt vor mir im Sand verteilte. Sie hatte bisher nicht gefragt, warum ich noch einmal die gefährliche Kletterpartie zum Strand hinab gewagt und mich

mit einem Zentner Gepäck abgeschleppt hatte; jetzt regte sich ihre Neugier.

»Was ist das?« fragte sie.

Ich zögerte einen Moment. Es wäre mir ein Leichtes gewesen, ihr irgendwelchen Unsinn zu erzählen. Aber es bestand kein Grund dazu.

»Eine Apparatur, mit deren Hilfe man unter Wasser atmen kann«, antwortete ich. »Wenigstens für eine Weile.«

»Unter Wasser atmen?« Several sah mich an, blickte dann zum See zurück und preßte die Lippen aufeinander. »Sie.., wollen dort hinunter?«

»Nicht unbedingt«, antwortete ich. »Wenn ich ehrlich sein soll, gibt es ein paar tausend Dinge, die ich im Moment lieber täte. Aber ich fürchte, mir bleibt keine andere Wahl.«

»Und Ihr... Freund?«

»Bannermann?« Ich zuckte mit den Achseln, hielt für einen Moment in meinem Tun inne und sah zum Haus hinüber, das wie ein schwarzes Ungeheuer auf der anderen Seite des Sees thronte. Several hatte es als >Gut< bezeichnet, und vermutlich war es das auch – aber auf mich wirkte es eher wie eine Festung, finster und groß und jede einzelne Linie seiner Architektur abstoßend und feindselig. Selbst jetzt war es nur als Schatten zu erkennen, aber hinter einem guten halben Dutzend seiner Fenster brannte Licht.

»Wenn er hier ist, ist er dort drüben«, fuhr ich nach sekundenlangem Schweigen fort. »Aber es ist vollkommen unmöglich, unbemerkt dort hineinzukommen. Selbst für mich.«

Wieder schwieg Several einen Moment, dann deutete sie auf die Tauchermaske. »Damit würde es gehen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Es gibt eine Verbindung zwischen dem See und dem Haus«, erklärte Several. »Einen Kanal. Er endet im Keller des Gutshauses, unter dem großen Saal, in dem sie ihre Beschwörungen abhalten.«

»Sind Sie sicher?«

Several nickte. »James hat davon erzählt«, sagte sie. »Er sagte, daß sie ihm oft dort unten geopfert haben. Manchmal sind seine Diener durch den Kanal gekommen, und manchmal ist er selbst auf diesem Wege erschienen, um seine Befehle zu überbringen. Aber ich weiß nicht, wo sein Eingang ist.

Irgendwo auf der anderen Seite.« Sie machte eine vage Handbewegung zum Haus hinüber.

Meine Gedanken überschlugen sich fast. Allein die Vorstellung, in diesen See hinabzutauchen und einen finsternen Stollen, von dem ich nicht einmal genau wußte, wo er war, entlangzuschwimmen, krampfte mir den Magen zusammen. Aber so, wie die Dinge lagen, war dies der einzige Weg, unbemerkt ins Haus zu gelangen.

Ich hätte nicht gezögert, geradewegs durch die Vordertür zu marschieren, hätte ich es hier nur mit ein paar Fanatikern zu tun gehabt. Aber unter uns am See tanzten mindestens dreißig Personen im Kreis, und ich schätzte, daß sich im Haus noch einmal die gleiche Anzahl von Männern und Frauen aufhielt; nach allem, was mir Several erzählt hatte. Und mindestens einer von ihnen – das wußte ich seit meiner eigenen schmerzhaften Erfahrung in Aberdeen – verfügte über geistige Kräfte, die den meinen nicht sehr viel nachstanden.

»Werden Sie hier warten?« fragte ich.

Several nickte, aber sie tat es ein wenig zu schnell für meinen Geschmack. Ich lächelte mit gespielter Erleichterung, als würde ich ihr glauben, hob die Hand und berührte mit den Fingerspitzen ihre Schläfe. Als Several begriff, was ich tat, war es zu spät. Ihr freier Wille war ausgeschaltet, und die instinktive Abwehr, die ihr Bewußtsein gegen die suggestiven Impulse aufbaute, zerbrach schon nach wenigen Sekundenbruchteilen.

»Sie werden hier warten, Several«, sagte ich. »Sie werden sich nicht von der Stelle rühren, ganz gleich, was auch geschieht – außer Sie müssen fliehen. Haben Sie das verstanden?«

Several nickte. Ihre Lippen zitterten, und ihre Augen waren plötzlich groß vor Schrecken. »Was... was tun Sie, Robert?« flüsterte sie.

»Nichts, was Sie beunruhigen muß«, antwortete ich ausweichend. »Ich möchte nur nicht, daß Ihnen irgend etwas zustößt, das ist alles. Sie werden warten, bis ich oder Kapitän Bannermann zurück sind. Wenn bis Mittag keiner von uns kommt, gehen Sie ins Dorf zurück und vergessen, daß Sie mich jemals getroffen haben.«

Wieder nickte sie, und als ich diesmal ihrem Blick begegnete, las ich Furcht darin.

Der Anblick versetzte mir einen tiefen, schmerzhaften Stich,

denn es war ein Gefühl, das ich nur zu oft in den Blicken anderer las. Und es war vielleicht das einzige, woran ich mich niemals würde gewöhnen können. Von allen Gefühlen, die man mir entgegenbrachte, war Angst immer das stärkste gewesen.

Ich verscheuchte den Gedanken, sah noch einmal zum See und dem Haus auf der anderen Seite hinüber und begann entschlossen, mein Hemd aufzuknöpfen. Die Nachtluft begann sich unangenehm bemerkbar zu machen, denn jetzt, in der Stunde zwischen vier und fünf, waren die Temperaturen bereits empfindlich tief gesunken, und als ich bis auf die Hosen nackt war und den schweren Oxygentank überstreifte, zitterte ich am ganzen Leib.

Several half mir, das komplizierte Gewirr von Schläuchen und Leitungen anzubringen und den Helm überzustreifen. Es war keiner der wuchtigen Kugelhelme, wie sie Nemos Leute trugen, sondern eine leichtere Ausführung, nur für geringe Wassertiefen gedacht, aber von bizarrem Äußerem. Mit etwas Glück, dachte ich spöttisch, würde man mich ebenfalls für ein Seeungeheuer halten, sollte ich zufällig entdeckt werden. Aber vielleicht war es besser, es nicht darauf ankommen zu lassen...

Vorsichtig erhob ich mich hinter meiner Deckung und begann, gebückt und die dicht an dicht wachsenden Sträucher als Deckung nutzend, die Uferböschung hinabzulaufen. Several Versteck fiel rasch hinter mir zurück, und auch das mißtönende Geheul der Fischenbeter wurde leiser; ihre Fackeln waren nicht mehr als bloße Stecknadelköpfe in der Dunkelheit, als ich das Ufer erreichte.

Ich zögerte noch einmal, nachdem ich niedergekniet war und die großen Schwimmflossen aus Kautschuk übergestreift hatte, denn vom Wasser stieg ein eisiger Hauch empor, der mir einen Vorgeschmack auf die Kälte lieferte, die mich erwartete. Aber dann schob ich die letzten Bedenken beiseite und ließ mich entschlossen ins Wasser gleiten.

Es war nicht so kalt, wie ich erwartet hatte.

Es war ungefähr fünfzigmal kälter.

Sekundenlang blieb ich mit angehaltenem Atem stehen, dann zwang ich mich, weiterzugehen, ließ mich nach vorne sinken und machte einen ersten, mühsamen Schwimmzug. Meine Glieder schienen in Sekunden zu Eis zu erstarren, und wo meine Muskeln sein sollten, waren plötzlich knotige Stricke, die

zu nichts weiter nutze waren, als weh zu tun. Aber ich zwang mich, mit ruhigen, kraftvollen Bewegungen weiterzuschwimmen, atmete tief und gezwungen langsam ein und aus und versuchte verzweifelt, weder an die Kälte noch an den namenlosen Schrecken zu denken, der am Grunde des schwarzen Wassers auf mich lauern mochte.

Der See schien kein Ende zu nehmen. Ich schwamm ein Stück weit weg vom Ufer. Nemo hatte mir erklärt, daß das Atemgerät mich für etwa eine Stunde am Leben erhalten konnte – was eine halbe Stunde bedeutete, die ich allerhöchstens unter Wasser bleiben durfte, ehe ich den Rückweg antrat. Um den Stollen zu suchen, Bannermann zu befreien und wieder zurückzukommen, keine sehr lange Zeit. Ich mußte mit jedem Atemzug geizen.

Das war der letzte Gedanke, den ich an Nemos Atemgerät erschwendete, denn genau in diesem Moment packte etwas meine Füße und zerrte mich mit furchtbarer Kraft in die Tiefe! Spears hatte Durst. Seine Lippen waren so trocken, daß sie bei der geringsten unvorsichtigen Bewegung rissen, und seine Kehle schmerzte. Die Situation war beinahe absurd – er war umgeben von Wasser, Millionen und Abermillionen Tonnen von Wasser – aber er würde verdursten, wenn er nicht bald hier herauskam; was immer dieses »hier« darstellen mochte.

Wenn er seiner inneren Uhr vertrauen konnte, so war er seit mehr als fünf Stunden in dieser ganz aus Stahl gebauten Kammer. Es mußte eine Art Maschinenraum sein, wenn er auch von Maschinen beherrscht wurde, von denen Spears nie zuvor gehört hatte. Es gab gewaltige, schwarze Monstrositäten aus Stahl, eine Unzahl von Kolben, Gestängen und Rädern, die sich in sinnverwirrendem Hin und Her bewegten, elektrische Kabel, die vor Anspannung summten, und verschiedenfarbige Lichter, die ihm wie kleine bunte höhnische Augen aus der Dunkelheit zublinzelten. Der Raum war vielleicht zwanzig Schritte lang und an die zehn Fuß hoch, die Wände nach unten hin gekrümmt wie der Rumpf des Schiffes und aus mannshohen, mit wuchtigen Nieten miteinander verbundenen Stahlplatten geschaffen. Ein umpfes, rhythmisches Hämmern erfüllte die Luft wie düsterer Pulsschlag.

Es war der Maschinenraum der NAUTILUS, so viel war ihm klar. Er war auf der Suche nach einem Versteck hierher

gekommen, nachdem er sich an Bord des Schiffes geschlichen hatte, und in den ersten zwei Stunden hatte es so ausgesehen, als hätte er das perfekte Versteck gefunden.

Aber danach war ein Matrose erschienen und hatte irgend etwas an den Maschinen getan, das Spears nicht verstand, und als er gegangen war, hatte er das zollstarke Schott am vorderen Ende des Raumes hinter sich verriegelt, und kurz darauf waren die Maschinen wie von Geisterhand bewegt angesprungen und hatten mit ihrem monotonen Hämmern begonnen.

Vor Spears innerem Auge entstand die furchtbare Vision einer NAUTILUS, die sich auf eine endlose Fahrt unter den Meeren begab, Tage, vielleicht Wochen, in denen sie niemals auftauchen würde. Und vielleicht Wochen, in denen niemand hierher kam, weil die geheimnisvollen Maschinen des Unterwasserschiffes ohne die Hilfe von Menschen funktionierten.

Die Vision beinhaltete noch mehr. Sie zeigte ihm ein Gesicht, aufgedunsen und bleich, die Zunge wie ein geschwollener Fremdkörper aus dem Mund hängend, in den Augen der Wahnsinn, der seinen Geist verwirrt hatte, ehe das Ende kam. Das Gesicht eines Verdursteten. Sein Gesicht. Er wußte, daß er gegen die zollstarken Metallwände hämmern konnte, solange er wollte, ohne daß auf der anderen Seite auch nur der mindeste Laut zu hören sein würde. Es war gut möglich, daß er in sein eigenes Grab gestiegen war, als er dieses Versteck fand. Spears spürte, daß er in Panik zu geraten drohte, verkrampfte so heftig die Fäuste, daß es weh tat, und biß sich auf die Zunge. Der Schmerz vertrieb die aufsteigende Panik.

Wenigstens für den Moment hatte er sich wieder in Gewalt.

Unschlüssig begann der hochgewachsene Fregattenkapitän in dem langgestreckten Raum auf und ab zu gehen. Für einen Moment überlegte er, auf die gleiche Weise aus seinem selbstge suchten Gefängnis auszubrechen wie schon einmal: wenn es ihm gelang, eine der Maschinen zu beschädigen, würde jemand kommen und nachsehen.

Aber er verwarf den Gedanken so schnell, wie er aufgetaucht war. Die Maschinen hier waren anders; Kolosse aus Stahl, denen er mit bloßen Händen keinen nennenswerten Schaden zufügen konnte. Und vor den elektrischen Kabeln

hatte er mehr als nur Respekt, seit er mit angesehen hatte, was die harmlos aussehenden Kupferleitungen anrichten konnten. Ganz flüchtig dachte er an den Mann, der vor seinen Augen in den zerborstenen Spiegel gestürzt war. Ob er tot war? Wenn ja, durfte Spears kaum mehr auf Nemos Großzügigkeit rechnen.

Er verscheuchte auch diesen Gedanken. Wenn er nicht rasch hier herauskam, durfte er auf gar nichts mehr rechnen, außer auf einen langen, qualvollen Tod. Irgendwie erschien ihm der Gedanke an einen Seemann, der verdurstete, lächerlich.

Wieder verging Zeit – Ewigkeiten für Spears, in Wahrheit vielleicht nicht mehr als eine viertel Stunde –, und plötzlich hörte er ein Geräusch, das nicht in das monotone Wummern der Maschinen paßte; ein helles, metallisches Scharren von der Tür her.

Spears reagierte sofort. Blitzartig ließ er sich in eine Lücke zwischen zwei der gewaltigen Maschinenblöcke fallen, preßte sich in den Schatten und blickte mit angehaltenem Atem zur Tür. Mit einem metallischen Scharren glitt das gewaltige Panzerschott zur Seite, und ein breitschultriger Matrose betrat den Maschinenraum, eine Werkzeugkiste und einen ölverschmierten Putzlappen in den Händen. Spears wartete mit angehaltenem Atem, bis der Mann ganz dicht vor seinem Versteck war. Dann sprang er ihn an.

Der Matrose reagierte mit unglaublicher Schnelligkeit. Aber Spears war noch schneller. Mit einer einzigen, zornigen Bewegung riß er den Mann aus dem Gleichgewicht und zu sich herab und schlug ihm die Handkante gegen den Hals. Der Matrose sank in seinen Armen zusammen und erschlaffte.

Spears schleifte ihn ächzend in die Nische, die ihm selbst als Versteck gedient hatte, ließ ihn zu Boden sinken und überzeugte sich hastig davon, daß er auch wirklich nur bewußtlos und nicht ernsthaft verletzt war. Dann band er dem Mann den Gürtel ab, fesselte seine Hände und suchte eine einigermaßen saubere Stelle des Putzlappens, die er als Knebel verwenden konnte. Schließlich öffnete er die Werkzeugkiste und nahm einen armlangen Schraubenschlüssel heraus, der eine passable Keule abgab. Er hatte nicht vor, irgend jemanden zu verletzen oder gar zu töten, aber er würde sein Leben so teuer wie möglich verkaufen, sollte er gestellt

werden. Spears gab sich keinen Illusionen hin. Seine Chancen, die NAUTILUS lebend zu verlassen, waren gleich Null. Das Fehlen des Mannes würde auffallen, aber mit etwas Glück würde die Zeit bis dahin reichen.

Und wenn nicht... nun, wenn nicht, brauchte er sich keine Gedanken mehr über seine Zukunft zu machen.

Gebückt, die rechte Hand um den Schraubenschlüssel gekrampft und zu allem entschlossen, verließ Spears den Maschinenraum und machte sich auf die Suche nach der Brücke des Schiffes. Dort würde er Nemo finden, und das war alles, was noch für ihn zählte.

Wie ein Stein wurde ich in die Tiefe gezerrt! Rings um mich herum schien das Wasser zu kochen; glitzernde Luftblasen und graubrauner Schlamm, der in brodelnden Wogen vom Grunde des Sees hochgewirbelt wurde, nahmen mir die Sicht, und ich konnte im letzten Moment den instinktiven Impuls unterdrücken, den Mund zu öffnen und nach Luft zu schnappen. Die Hand, die sich um mein Fußgelenk gekrallt hatte, zerrte mich mit unbarmherziger Kraft in die Tiefe, und für einen Moment hatte ich den Eindruck, etwas Gewaltiges, Finsteres vor mir durch das Wasser schießen zu sehen.

Blindlings trat ich aus, traf irgend etwas Schwammig-Weiches und kam frei. Aber nur für einen Moment. Dann klammerte sich die Hand ein zweites Mal um meinen Fuß, mit einem Ruck, der mir fast die Beine aus den Gelenken und mich abrupt drei, vier Yards weit in die Tiefe riß. Der Schmerz ließ mich aufschreien, und plötzlich hatte ich den Mund voller Wasser, und meine kostbare Atemluft stieg in glitzernden Blasen nach oben.

Wie von Sinnen begann ich um mich zu treten, traf erneut auf Widerstand und kam frei. Wieder schoß ich zur Wasseroberfläche hinauf – und wieder packten mich diese furchtbar starken Hände, Sekunden, ehe ich oben war, und zerrten mich mit einem Ruck in die Tiefe. Ich spürte, wie meine Kräfte zu erlahmen begannen. Flüssiges Feuer füllte meine Lungen. Und in meinem Schädel war plötzlich ein furchtbares, immer stärker werdendes Dröhnen und Hämmern. Verzweifelt angelte ich nach dem Kautschukschlauch des Atemgerätes, nahm ihn zwischen die Zähne, schluckte das eiskalte Wasser,

das meinen Mund füllte, herunter und atmete tief ein. Wenigstens wollte ich es. Aber aus dem Schlauch kam keine Luft. So sehr ich auch sog, der rettende Sauerstoffstrom blieb aus!

Panik begann meine Gedanken zu verwirren. Wer oder was immer mein Gegner war, er dachte nicht daran, sich zum Kampf zu stellen, sondern beschränkte sich darauf, mich von der rettenden Luft fernzuhalten und die Natur den Rest erledigen zu lassen. Meine Lungen schmerzten unerträglich. Vor meinen Augen rotierten grellbunte Feuerräder, und ich spürte, wie meine Kräfte rasend schnell nachließen. Irgend etwas Finsteres, Mächtiges begann sich hinter meinen Gedanken aufzubauen. Hier also, fünf Yards unter der Wasseroberfläche, würde mein Leben ein unrühmliches Ende finden, nur wegen eines verklemmten Ventils oder eines defekten Schalters, den...

Hätte ich noch die Zeit dazu gehabt, hätte ich mich selbst geohrfeigt. So nutzte ich das letzte bißchen Kraft, das mir verblieben war, um die Hand zu heben und den kleinen Messingschalter an meinem Helm umzulegen, den mir Nemo gezeigt hatte.

Und aus dem Kautschukschlauch zwischen meinen Zähnen ergoß sich ein Strom herrlich kühlen, belebenden Sauerstoffs.

Trotzdem behielt ich die Nerven. Wer oder was auch immer unter mir war – ich war ziemlich sicher, es eher mit einem »was« zu tun zu haben als mit einem »wer« –, es war ein Wesen, dessen ureigenstes Element das Wasser war. Ich durfte keinen offenen Kampf riskieren, um so weniger, als es hier nicht allein um mein Leben ging. So strampelte ich noch einige Sekunden weiter wie wild mit den Beinen, warf mich herum und schlug wie in Agonie ins Wasser, bis ich meine Bewegungen immer langsamer und müder werden ließ. Schließlich hörte ich ganz auf, mich zu regen.

Ich muß eine ziemlich perfekte Wasserleiche abgegeben haben, als ich diesmal zur Oberfläche hinauftrieb, denn der unheimliche Angreifer beschränkte sich darauf, mich beinahe sanft an den Beinen zu berühren und ganz sachte wieder herabzuziehen. Es war ein unbeschreiblich ekelhaftes Gefühl – seine Hände fühlten sich schwammig und weich und kalt wie die eines Toten an, aber ich beherrschte mich weiter und ließ mich treiben, Arme und Beine pendelnd wie eine Leiche. Daß meine rechte Hand wie zufällig zum Gürtel glitt und am Griff des zweischneidigen Tauchermessers hängenblieb, schien

meinem Gegner nicht aufzufallen.

Langsam sanken wir tiefer, ins eiskalte, klare Wasser des Sees hinaus. Obwohl über mir Nacht und das Wasser so schwarz wie Tinte war, konnte ich plötzlich sehen, und der Anblick war so phantastisch, daß ich für einen Moment sogar die Gefahr vergaß, in der ich schwebte.

Unter mir, eine viertel Meile westlich und zahllose Yards tiefer, lag eine Stadt. Oder das, was einmal eine Stadt gewesen war. Ich sah zerbrochene Säulen, niedergestürzte Wände und kühn geschwungene Bögen, zerfallene Arkadengänge und die Reste bizarrer, ehemals sicherlich riesiger Gebäude, und alles war von einem unheimlichen, blaßgrünen Schimmer überlagert, ein Licht, das nicht von dieser Welt war und das mir trotzdem auf grausige Weise bekannt vorkam. Und dann...

Es war nur ein Augenblick, nur ein Bruchteil einer Sekunde, aber ich war ganz sicher, einen Menschen zu sehen. Eine Frau, jung, schlank, dunkelhaarig, vollkommen nackt und ohne irgendwelche technische Gerätschaften, die ihr das Atmen ermöglichten! Elegant wie ein riesiger blasser Fisch tauchte sie hinter einer zerborstenen Säule auf und verschwand gleich darauf im Inneren eines noch halbwegs erhaltenen Gebäudes. Fünfhundert Fuß unter Wasser.

Ein unsanfter Ruck an meinem rechten Bein riß mich abrupt in die Wirklichkeit zurück. Vorsichtig, um nicht durch eine Bewegung, die eine Wasserleiche kaum hätte ausführen können, aufzufallen, drehte ich mich herum und startete an mir herunter. Ich war nicht einmal sehr überrascht, als ich sah, was mich da gepackt und in die Tiefe gezerrt hatte. Es war kein Mensch, sondern ein Wesen, das den gräßlichen Shoggoten-Monstern ähnelte, mit denen es Spears und ich in den Abwässerkanälen Aberdeens zu tun bekommen hatten. Aber anders als sie wirkte es weitaus eleganter, irgendwie... fertiger.

Sein Körper war größer als der eines ausgewachsenen Menschen, aber wo die Bestien, die Spears und mich attackiert hatten, halfertige verkrüppelte Beinchen und Larvenschwanz trugen, hatte es gewaltige, flossenbewehrte Froschbeine. Sein Schwanz war abgefallen, und dicht unter dem riesigen, zahnbewehrten Maul wuchsen zwei muskulöse Arme hervor, mit denen es mich wie einen Sack hinter sich herschleifte, dicht über den mit Lavatrümmern übersäten Seeboden und auf einen klaffenden, finsternen Riß zu.

Es kostete mich mehr als nur Überwindung, weiterhin den Toten zu spielen, als die Bestie plötzlich meinen Fuß losließ, sich umdrehte und ich ihren Schädel sehen konnte. Er wirkte gewaltig, abstoßend und monströs – und dort, wo bei den Monstern in Aberdeen eine schwarze konturlose Fläche gewesen war, grinste mich die diabolische Karikatur eines menschlichen Gesichts an: ein gigantisches, gefletschtes Maul unter einem doppelt senkrechten Nasenschlitz, darüber zwei beinahe faustgroße, gelbleuchtende Augen hinter durchsichtigen Nickhäuten. Und jetzt, als es näher kam, sah ich auch noch mehr Unterschiede zu den mir bekannten Shoggoten-Monstern. Sein Leib war nicht glatt, sondern seltsam gerippt und in der Mitte eingengt, und es gab sogar die Andeutung eines Halses. Es sah aus wie...

Der Gedanke war so gräßlich, daß ich mich weigerte, ihn zu Ende zu denken. Mit einer Bewegung, die seinem plumpen Äußeren Hohn sprach, schob sich die Bestie über mich und streckte die Arme aus. Ihr schwarzer, aufgedunsener Leib senkte sich wie ein ekeliger Ballon auf mich herab. Eine doppelte Reihe tödlicher Haifischzähne blitzte in dem schwarzen Wasser auf, dann berührten ihre widerwärtigen Hände meine Brust und meinen Hals, glitten tastend daran hinauf und fingerten über das geriffelte Metall meines Taucherhelmes.

Die Berührung des kühlen Messings war das letzte Gefühl, das das Monstrum in seinem Leben hatte; mit Ausnahme vielleicht des fünf Inches scharfen Stahls, den ich ihm in den Leib stieß.

Mit einem ungeheuren Brüllen bäumte sich die Bestie auf, warf sich herum – und zerplatzte zu einer Wolke wirbelnden grauschwarzen Schleimes. Der Druck der lautlosen Explosion schleuderte mich davon. Ich prallte gegen Stein, schrammte mit dem Rücken über scharfkantige Lava und riß angstvoll die Hände vor das Gesicht, um meine Maske und den empfindlichen Atemschlauch zu schützen, von denen mein Leben abhing. So schnell ich konnte, paddelte ich davon, blind, die Hände nach vorne ausgestreckt und das Messer kampfbereit haltend, tauchte aus der brodelnden Wolke auf und schoß in die Höhe.

Aber meine Angst war unbegründet. Das Ungeheuer, das unter mir auf die unappetitliche Art seiner Rasse vergangen war, war das einzige gewesen. Vermutlich hatte ich seinen

Weg nur rein zufällig gekreuzt. Trotzdem blieb ich auf der Hut, als ich weiterschwamm, denn die Chance, eine zweite Begegnung mit einem dieser Monster lebend zu überstehen, war ziemlich klein. Ich machte mir in diesem Punkt nichts vor – daß ich den Shoggoten erledigt hatte, war pures Glück gewesen. Schließlich hatte er kaum damit rechnen können, von einer Wasserleiche angegriffen zu werden. Wie der Kampf ausgegangen wäre, hätte er mich ernsthaft angegriffen, statt nur meinen Taucherhelm zu begrabschen, wagte ich mir gar nicht erst auszumalen.

Unschlüssig drehte ich mich einmal um meine Achse, musterte einen Moment lang die versunkene Stadt tief unter mir und wandte mich dann der Höhle zu, in die der Shoggote mich hatte zerren wollen. Es fiel mir schwer, zu glauben, daß es sich nur um sein Eßzimmer handeln sollte. Hatte Several nicht gesagt, daß manchmal auch *seine* Diener durch die untersseische Verbindung ins Haus kamen?

Vorsichtig schwamm ich los, hielt dicht vor dem klaffenden, wie ein aufgerissenes steinernes Maul geformten Höhleneingang an und wechselte das Messer von der Rechten in die Linke. Jetzt bedauerte ich es, nicht doch die ganze Ausrüstung mitgenommen zu haben, die mir Nemo gegeben hatte, denn dazu hatte auch eine Lampe gehört, die unter Wasser funktionierte. Aber es half wohl wenig, einmal gemachten Fehlern nachzutruern.

Ich ließ mich tiefer sinken, bis ich den mit scharfkantigen Lavabrocken übersäten Boden berührte, streckte vorsichtig die rechte Hand aus und glitt in die Höhle hinein, jeden Moment darauf gefaßt, von einer weiteren Mißgeburt von Kaulquappen angegriffen zu werden.

Die Höhle war leer. Auf dem Boden lagen graue, flockig aufgelöste Dinge, deren genaues Aussehen zu erkennen sich meine Eingeweide weigerten, und an ihrem hinteren Ende schimmerte ein grünliches, unheimliches Licht; die gleiche Art unheimlicher Helligkeit, die ich auf dem Grund des Sees erblickt hatte, wenn auch weniger intensiv, sondern zu verschwommenen Flecken geronnen, zwischen denen Finsternis und die namenlosen Schrecken meiner eigenen Furcht lauerten. Mit klopfendem Herzen schwamm ich weiter, verhielt noch einmal, um mich angstvoll umzusehen, und drang schließlich in den helleren Bereich der Höhle vor.

Es war ein Gang. Seine Wände waren so von Schmialgalen

und Wasserpflanzen überwuchert, daß ich erst auf den zweiten Blick begriff, mich nicht mehr in einer natürlich entstandenen Höhlung, sondern in einem von Menschen- oder was-auch-immer-Hand erschaffenen Stollen zu befinden. Zwischen den Pflanzen wucherten kleine, unregelmäßige Flecken einer sonderbar körnigen Substanz, von denen das grüne Licht ausging. Neugierig hielt ich inne und berührte einen der Flecken mit der Messerspitze. Dort, wo der geschliffene Stahl seine Oberfläche ritzte, erlosch das Licht, und ein graues Etwas quoll wie wolkiges Blut aus dem Schnitt.

Ich erinnerte mich, gelesen zu haben, daß es eine gewisse Art von Tiefseepflanzen gibt, die ein natürliches Licht erzeugen und so die ewige Nacht am Grunde des Meeres erhellen. Dies mußte eine dieser Pflanzen sein – wenngleich ich nicht verstand, was die hier, in einem See in Schottland, zu suchen hatte. Ich schwamm weiter. Es gab Wichtigeres zu klären als dieses Geheimnis.

Je tiefer ich in den Gang eindrang, desto spärlicher wurde der Pflanzenbewuchs, und bald glitt ich durch einen mannshohen, von flackerndem grünem Licht erhellten Stollen mit roh gemauerten Wänden, übersät mit Schriftzeichen, unverständlichen Hieroglyphen und barbarischen Basreliefs, die seltsam unangenehm anzuschauen waren und Dinge zeigten, die mein Verstand nicht erfassen konnte. Vergeblich versuchte ich, die Zeit abzuschätzen, die ich jetzt unter Wasser war. Ich wußte nur, daß es lange war und daß ich bald umkehren mußte, sollte mein Luftvorrat noch für den Rückweg reichen. Dann fand ich den Saal.

Der Stollen hörte unvermittelt auf, und vor mir erstreckte sich ein gewaltiger, wassergefüllter Saal von fünfeckigem Grundriß, dessen Wände von einem Spinnennetz der grünen Leuchtalgen bedeckt waren. Genau in seiner Mitte und von einer doppelten Reihe barbarischer Dämonensculpturen bewacht, erhob sich eine Art steinerner Altar, wie der Raum selbst fünfeckig und mit verwirrenden Symbolen und Schrifzeichen bedeckt. Seltsamerweise war er der einzige Fleck in diesem unterseeischen Tempel, der von den Leuchtalgen verschont geblieben war. Er strahlte etwas Düsteres aus. Ich konnte das Gefühl nicht in Worte fassen – aber es war mir unmöglich, ihn länger als wenige Sekunden anzusehen. Irgend etwas in mir weigerte sich, das schwarze

Monstrum zur Kenntnis zu nehmen.

Vorsichtig schwamm ich weiter in den Saal hinein, sah mich um und blickte schließlich nach oben. Auch die Decke war von den grünen Algen bedeckt, aber in ihrer Mitte – und sicherlich nicht durch Zufall – war ein fünfeckiger Fleck von doppelter Mannsgröße frei geblieben. Neugierig schwamm ich darauf zu, berührte ihn mit der Messerspitze und fand keinen Widerstand. Die Messerspitze verschwand vor meinen Augen und tauchte wieder auf, als ich die Hand senkte.

Es dauerte einen Moment, bis ich den verwirrenden Effekt begriff. Das Verschwinden meines Messers hatte nichts mit Magie oder Zauberei zu tun, sondern war nichts als eine ganz normale, optische Täuschung. Der fünfeckige Bereich von Finsternis war nichts anderes als ein Schacht, der nicht mit Wasser, sondern mit Luft gefüllt war. Ein Schacht, der in die Höhe führte.

Ich hatte das Gut gefunden.

Vor dem riesigen runden Fenster wogte die Nacht. Die beiden großen Bogscheinwerfer der NAUTILUS waren eingeschaltet und stachen grelle Lichtbahnen aus der Schwärze wie zwei klaffende Risse in einer Wand aus Finsternis, und manchmal tauchten blitzende Punkte im Schein des grellen elektrischen Lichtes auf; Fische, die angelockt durch das Licht herangeschwommen waren und flohen, als der Gigant näherkam. Trotzdem vermochte das Licht die Schwärze nicht vollkommen zu vertreiben; die Helligkeit war vergänglich, nicht mehr als ein schwacher Hauch aus einer fremden Welt, der das immerwährende Dunkel hier unten, eine halbe Meile unter der stürmischen Oberfläche des Meeres, nicht durchdringen konnte. Vom Anbeginn der Zeit an hatte die Nacht hier unten regiert, und sie würde es tun, solange sich dieser Planet drehte und seine Ozeanbecken mit Wasser gefüllt waren. Trotz allem war die NAUTILUS ein Fremdkörper, der nur geduldet war, und trotz ihrer phantastischen technischen Möglichkeiten, trotz der doppelt zollstarken Panzerung ihres Rumpfes und der gewaltigen Maschinen, die wie ein stählernes Herz tief in ihrem Leib schlugen, war sie verwundbar und vergänglich wie alles, was

Menschenhand geschaffen hatte. Auf dem Kontrollpult vor Nemo leuchteten zwei kleine gelbe Lampen auf. Nemo schrak aus seinen Gedanken hoch, warf einen raschen Blick auf ein sonderbar geformtes Kontrollinstrument neben sich und legte rasch hintereinander drei Schalter um. Innerlich rief er sich zur Ordnung. Seine Gedanken begannen sonderbare Wege zu gehen, wenn er nicht acht darauf gab; Wege, die ihn erschreckten und die falsch waren. Vielleicht war er von allen lebenden Menschen der, der die Meere und ihre Geheimnisse am besten kannte. Aber er kannte auch ihre Gefahren, und es waren nicht nur der unvorstellbare Druck und die tückischen Strömungen hier unten. Das Schlimmste waren die Schwärze und die Einsamkeit.

»Wie lange noch?«

Die Stimme, die hinter Nemo erklungen war, rief unheimliche Echos in dem großen Salon hervor und fügte den namenlosen Gespenstern in der Dunkelheit vor den Bullaugen weitere Schrecken hinzu. Nemo schauderte und wandte rasch den Blick vom Fenster.

»Wir sind da«, antwortete er. »Sieh.« Seine Hand wies hinaus. Die beiden grellweißen Lichtbahnen der Scheinwerfer waren nicht mehr leer. An ihrem Ende, nur noch wenige hundert Yards entfernt, hatte glitzernder schwarzer Fels das Wogen der Wassermassen abgelöst; eine gewaltige, scheinbar endlos weit in die Höhe strebende Wand aus Lava und Sedimentgestein, mit Algen und Tang und großen Büschen sonderbar farbloser Tiefseepflanzen bewachsen. Nemo betätigte ein paar weitere Schalter. Im ersten Moment war keine Reaktion zu bemerken, aber dann änderte sich etwas im bis dahin gleichmäßigen Pochen der Maschinen; das Schiff schwankte einen Moment und fand dann in sein gleichmäßiges Gleiten zurück. Aber es war langsamer geworden. Sehr viel langsamer.

Im Zentrum des Lichtscheines, dort, wo sich die beiden gewaltigen Strahlen kreuzten, erschien eine Öffnung. Zuerst schien es nur ein Spalt, aber als die NAUTILUS näherkam, erkannte man, daß es sich in Wahrheit um einen gewaltigen, klaffenden Riß im Felsen handelte, den Beginn eines Stollens, der so tief in den Fels hineinführte, daß sich das Licht der Scheinwerfer verlor, ohne auf ein weiteres Hindernis zu stoßen. Die NAUTILUS verlor rasch an Geschwindigkeit. Als sie den Anfang des Tunnels erreicht hatte, war das gewaltige Schiff

kaum mehr schneller als Fußgänger. Trotzdem drosselte Nemo seine Geschwindigkeit noch weiter, bis der gigantische stählerne Hai nahezu reglos auf der Stelle schwebte.

»Du willst es wirklich tun?« Nemo hörte deutlich den Unterton von Sorge, der in der Stimme mitschwang. Trotzdem hantierte er fast eine Minute weiter an seinen Kontrollen, bis er sicher war, daß sich das Schiff nicht mehr bewegte und reglos vor der Felswand hing, mit seinen gewaltigen Schrauben den Druck der Strömung ausgleichend. Das Pochen der Maschinen klang jetzt fast wütend.

Nemo wandte sich um und sah zu der Gestalt neben sich hoch.

»Uns bleibt keine andere Wahl«, murmelte er. »Ich täte es nicht, hätten wir mehr Zeit, aber so...« Er sprach nicht weiter, sondern ließ den Satz unbeendet in der Luft hängen, aber der Mann neben ihm schien auch so zu wissen, was er sagen wollte, denn er nickte und stützte seine Hände auf der Kante von Nemos Kontrollpult auf.

»Ob er es geschafft hat?« murmelte er.

»Robert?« Nemo zuckte mit den Achseln, lächelte plötzlich und nickte. »Sicher. Wenn auch nur die Hälfte von dem stimmt, was du mir über ihn erzählt hast...« Er schüttelte den Kopf und starrte einen Moment auf den Schacht, der wie ein gigantisches steinernes Maul in der Wand vor der NAUTILUS klaffte. »Er erinnert mich an seinen Vater«, murmelte er. »Die beiden sind sich ähnlicher, als ich dachte.«

Nemo sah ihn noch einen Moment nachdenklich an, dann wandte er sich mit einem Ruck seinen Kontrollen zu. Wieder begannen die Maschinen der NAUTILUS zu dröhnen, als er mit raschen, fast zornig wirkenden Bewegungen eine Anzahl Schalter auf seinem Pult umlegte.

Wenige Augenblicke später glitt das gigantische Unterwasserschiff in den Felsspalt hinein. Nemo hörte, wie sich die Gestalt neben ihm umwandte und aus dem Salon ging, aber er sah ihr nicht nach, sondern starrte verbissen aus dem Fenster aus fingerdickem Glas. Die beiden Scheinwerferstrahlen glitten über glitzernden Fels und scharfkantige Lava, rissen Schemen aus noch dunklerem Schwarz aus der Finsternis und tasteten über gewaltige Risse und Schlünde, die tiefer in den Leib der Erde hineinführten. Aber an ihrem Ende war noch immer Dunkelheit.

Es überstieg fast meine Kräfte, aus dem Schacht herauszuklettern, denn es hatte weder eine Leiter noch Steigeisen oder sonst eine Möglichkeit gegeben, an der gemauerten Wand hinaufzukommen – außer der, mich mit den Füßen auf der einen Seite und dem Rücken auf der anderen abzustützen und wie ein Bergsteiger in einem Kamin Fuß über Fuß hinaufzuklettern. Wer einmal versucht hat, sich auf diese Weise nur fünf Minuten im Türrahmen zu halten, weiß, wovon ich rede. Ich war so erschöpft, daß ich minutenlang liegenblieb und keuchend nach Atem rang, ehe ich überhaupt wieder die Kraft fand, meine Umgebung bewußt wahrzunehmen. Mühsam stemmte ich mich hoch, löste mit zitternden Fingern die Verschlüsse meines Taucherhelmes und schob das klobige Messingding nach oben.

Ich war in einem Raum, der sich schwer mit wenigen Worten beschreiben ließ – einer sonderbaren Mischung aus Keller, Altarraum und Rumpelkammer. Unmittelbar vor dem fünfeckigen Schacht, aus dem ich hervorgekommen war, stand ein klobiges schwarzes Ding, das ein kleinerer Bruder des Altars unter mir zu sein schien, und der Boden, auf dem ich lag, war mit kabbalistischen Zeichen und unverständlichen Runen übersät. Neben dem Altar stand ein Paar verrosteter Kerzenständer von mehr als Manneshöhe, und auf der anderen Seite des Raumes führte eine gemauerte Treppe zu einer Tür zehn oder fünfzehn Fuß über mir, direkt unter der Decke des Ziegelsteingewölbes.

Aber es gab auch überall deutliche Anzeichen von Verfall und Alter – von der Decke hingen Spinnweben wie schwere graue Vorhänge, überall in Ritzen und Nischen hatte sich Staub gesammelt, der von der Feuchtigkeit zu einer schmierigen grauen Schicht zusammengebacken worden war, und unter der Treppe stapelten sich Kisten und Fässer und verrottete Bündel in heillosem Durcheinander. Und auf dem Boden – waren frische Fußspuren!

Ich vergeudete einige weitere Minuten damit, mich gründlich umzusehen – ohne mich indes von der Stelle zu rühren –, dann streifte ich die Schwimmflossen ab, befreite mich aus dem Haltegeschirr des Oxygentanks und ging, sorgsam darauf bedacht, meine Füße nur in die vorhandenen Spuren zu setzen und so meine Anwesenheit nicht gleich zu verraten, sollte jemand zufällig hier herunterkommen, auf die

Treppe zu. In dem Tohuwabohu daneben fand sich rasch ein Versteck für meine Ausrüstung. Ich behielt nur das Messer, als ich mich umwandte und die Treppe hinauflief.

Fortuna war weiter auf meiner Seite, denn die Tür war nicht verschlossen. Dafür quietschte sie gotteserbärmlich, als ich vorsichtig die Klinke hinunterdrückte und durch den entstandenen Spalt lugte.

Vor mir lag ein niedriger, fensterloser Gang mit gewölbter Decke, der nach knapp zehn Schritten vor einer weiteren, nur angelehnten Tür endete, durch deren Ritzen der flackernde Lichtschein einer Fackel fiel. Ich vernahm gedämpftes Stimmengemurmel, dann ein helles, plötzliches Klirren, dem ein rauhes Lachen und das wütende Keifen einer Frauenstimme folgten. Ich zögerte einen Moment, sah mich noch einmal aufmerksam im Keller um und schob die Tür schließlich ganz auf, als ich keinen weiteren Ausgang zu entdecken vermochte. Die Tür quietschte noch lauter. Eigentlich war es ein Wunder, daß man das Geräusch in dem angrenzenden Raum nicht hörte. Geduckt schlich ich durch den Gang, die Hand auf das Messer gelegt. Der flüchtige Optimismus, der von mir Besitz ergriffen hatte, als ich aus dem Wasser stieg, bekam einen gehörigen Dämpfer, als ich die Tür an seinem Ende erreichte und durch den Spalt sah. Der Raum dahinter war womöglich noch schmutziger als der untere Keller, hatte aber gleich drei Ausgänge und ein – wenn auch vergittertes Fenster auf der einen Seite. Auf einer Anzahl umgedrehter Kisten, die als Tisch- und Stuhlersatz dienten, saßen drei Männer und eine Frau, zwei davon mit dem Rücken zu mir, die anderen so, daß sie mich sehen mußten, wenn ich auch nur die Nase aus der Tür steckte.

Ein halbes Dutzend Kerzen und eine fast heruntergebrannte Fackel verbreiteten schummeriges Licht, die Luft war verräuchert und stank nach kaltem Tabaksqualm, und zwischen den vieren kreiste eine bauchige Wermutflasche. Die Frau – sie war überraschend jung und hätte, wäre sie sauber gewaschen und anders als in Fetzen gekleidet gewesen, wahrscheinlich sogar gut ausgesehen – kicherte ununterbrochen vor sich hin und wankte beständig von rechts nach links, und auch die drei anderen schienen kaum weniger betrunken zu sein.

Schweren Herzens richtete ich mich auf, trat einen halben

Schritt zurück und zog das Messer aus dem Gürtel. Ich hätte weiß Gott einen anderen Weg bevorzugt, Bannermann zu finden, aber so, wie die Dinge lagen, mußte ich an diesen vieren vorbei, ganz egal, wie.

Dann drehte einer der Männer, die mit dem Rücken zur Tür saßen, den Kopf, und als ich sein Gesicht sah, schmolzen meine Skrupel auf einen kümmerlichen Rest zusammen. Es war einer der Schläger, die Bannermann und mich in Aberdeen überfallen und den Kapitän entführt hatten! Mit einem wütenden Tritt schmetterte ich die Tür auf und sprang in den Raum. Die drei Männer fuhren in einer fast synchronen Bewegung hoch und wirbelten herum, während das Mädchen vor Schrecken nach hinten kippte und lallend liegenblieb. Der Dürre, den ich aus Aberdeen kannte, stieß ein zorniges Grunzen aus, zauberte ein Klappmesser aus der Tasche und ließ es aufschnappen.

Eine halbe Sekunde später wiederholte er selbst die Bewegung in umgekehrter Richtung, denn mein Knie kollidierte ziemlich unsanft mit seinem Magen. Beinahe gleichzeitig schlug ich dem zweiten den Ellbogen nieder, fuhr herum – und konnte mich gerade noch rechtzeitig ducken, um der mit aller Macht geschleuderten Wermutflasche zu entgehen, die der dritte nach mir schleuderte! Die Flasche zerbarst mit einem lauten Knall an der Wand hinter mir, und fast im selben Moment drang der dritte Mann auf mich ein. Er war so betrunken, daß er kaum auf den Füßen zu stehen vermochte. Ich wich seinen wirbelnden Fäusten mit Leichtigkeit aus, sprang ein Stück zurück und versetzte ihm eine Gerade auf die Nase, die wahrscheinlich selbst Rowlf gefällt hätte.

Ihn nicht.

Der Kerl verharrte mitten im Schritt, starrte mich eine halbe Sekunde lang aus runden Augen an und hob dann langsam die Hand ans Gesicht. Verblüfft starrte er auf das Blut, das aus seiner Nase lief, schniefte ein paarmal und hob abermals die Fäuste.

»Na warte, Bursche«, lallte er. »Das haschte nischt umschonscht gemacht.«

Mir blieb keine Zeit, ihn darüber aufzuklären, daß ich keinen Penny für den Hieb verlangte, denn er hob die Arme, blies mir eine gewaltige Alkoholfahne ins Gesicht und drosch mit aller Macht auf mich ein. Ich wich seinen Hieben aus, trat ihm

nacheinander vor beide Knie und hämmerte ihm die Fäuste in den Magen, aber der Kerl hatte entweder die Konstitution eines Walfisches oder war einfach zu betrunken, um meine Hiebe überhaupt zu spüren. Schritt für Schritt trieb er mich vor sich her, ununterbrochen auf mich einschlagend und dabei aus Leibeskräften brüllend.

Schließlich stand ich mit dem Rücken zur Wand. Der Kerl grunzte triumphierend, ballte eine gewaltige schmutzige Hand vor meinem Gesicht und schlug zu. Ich duckte mich im letzten Moment. Seine Faust krachte gegen die Wand, daß ich den Stein knirschen hörte, und diesmal schien sogar sein Spatzengehirn so etwas wie Schmerz zu registrieren, denn er jaulte auf, klemmte die Hand unter die Achselhöhle und hüpfte mit einem Bein davon. Ich trat es ihm unter dem Leib weg. Als ich mich umwandte, waren mein dürrer Freund aus Aberdeen und sein Kamerad schon wieder auf den Beinen und läuteten die zweite Runde ein. Der Dürre hatte sein Messer wieder ergriffen, und die Art, in der er damit in der Luft herumfuchtete, sagte mir deutlich, daß er ein Könner im Umgang mit dieser Waffe war.

Schritt für Schritt, leicht nach vorn gebeugt und mit gespreizten Beinen, wich ich vor den beiden zurück. Der Dürre wechselte mit einem hämischen Kichern sein Messer ein paarmal von der Rechten in die Linke und zurück, während sein Kumpan unentwegt die Hände schloß und öffnete. Hinter mir stemmte sich auch der dritte Kerl schon wieder auf die Füße. Ich mußte zu einer Entscheidung gelangen. Im Grunde zweifelte ich nicht einmal daran, mit den dreien fertig zu werden; ich hatte nicht umsonst einen großen Teil der letzten Jahre damit verbracht, alle möglichen Arten der Selbstverteidigung zu erlernen, und die drei waren so betrunken, daß auch ein weniger geschulter Mann als ich eine gute Chance gegen sie gehabt hätte. Aber ich hatte weder Zeit noch Lust, mich auf einen langen Kampf einzulassen. Ich war hier, um Bannermann zu befreien, nicht um mich mit Betrunkenen zu prügeln. Als der Dürre angriff, wartete ich bis zum letzten Moment.

Sein Messer zuckte in einem gemeinen Stich von unten herauf nach meiner Brust, aber ich hatte eine Gemeinheit wie diese erwartet, packte sein Handgelenk, verdrehte es und kugelte ihm den Daumen aus, als er das Messer fallen ließ. Der Dürre kreischte, aber ich ließ seine Hand nicht los, sondern packte ihn

im Gegenteil mit der Linken an der Schulter, benutzte ihn als Angelpunkt und stieß ihn mit aller Kraft von mir. Der Dürre taumelte nach hinten, wie ich es gehofft hatte, fiel gegen seine Kameraden und riß sie von den Füßen.

Ich gab den beiden keine Chance, noch einmal aufzustehen, sondern setzte ihnen nach und betäubte sie mit zwei gezielten Schlägen. Dann wandte ich mich um, ging zu dem Dürren hinüber und riß ihn auf die Füße. Der Mann wimmerte, machte aber keinen Versuch mehr, mich anzugreifen. Vielleicht boxt es sich mit einem verrenkten Daumen auch nicht sehr gut.

»Hören Sie auf, Craven!« flehte er.

»Gut. Dann wissen Sie ja auch, warum ich hier bin, nicht?«

Der Mann fuhr zusammen wie unter einem Hieb. Plötzlich war in seinen Augen nur noch Angst. »Was wollen Sie?« keuchte er. »Ich... ich habe nur einen Befehl ausgeführt. Ich habe nichts gegen Sie, Craven. Er hat mich gezwungen. Er zwingt uns alle. Er bringt uns um, wenn wir seinen Befehlen nicht gehorchen!«

»Was glaubst du wohl, was ich mit dir mache, wenn du mir nicht sagst, wo Bannermann ist?« drohte ich. »Sprich endlich, Kerl! Ich weiß, daß ihr ihn hierher gebracht habt!«

Es war sonderbar – aber im selben Augenblick, in dem ich Bannermanns Namen erwähnte, hörte der Dürre auf zu zittern. Ein sonderbar fragender Ausdruck erschien in seinen Augen, und plötzlich war etwas Lauerndes darin, das ich mir nicht erklären konnte.

»Bannermann?« vergewisserte er sich.

Ich nickte, stieß ihn wütend gegen die Wand und schwenkte die Faust vor seinem Gesicht. »Sprich endlich, Kerl!« sagte ich. »Ich finde ihn auch alleine, aber ich schwöre dir, daß du dann mehr als nur einen verrenkten Daumen hast!«

»Aber, aber, Robert Craven«, sagte eine Stimme hinter mir. »Du enttäuschst mich. Es ist doch eigentlich gar nicht deine Art, Schwächeren mit Gewalt zu drohen.«

Eine einzige, endlose Sekunde lang blieb ich wie versteinert stehen. Dann ließ ich den Dürren fahren, wirbelte herum – und stieß einen krächzenden Schrei aus!

Ich stand einem Monster gegenüber – einem Wesen mit schmalem, grausam geschnittenem Gesicht, mit riesigen Fischaugen und Kiemenschlitzen am Hals. Seine Stimme glich

kaum der eines Menschen, und seine mit Schwimmflossen versehenen Hände und die silbergrüne Schuppenhaut glänzten selbst im düsteren Licht des Keller wie polierter Smaragd.

Ich wollte etwas sagen, doch ich bekam keinen Ton heraus. Schließlich kommt es nicht alle Tage vor, daß man einem leibhaftigen Fischgott gegenübersteht.

Langsam, Yard für Yard und unendlich vorsichtig, glitt die NAUTILUS durch den Tunnel. Rings um sie herum war Stein, Jahrmillionenalter Fels, der noch nie das Licht der Sonne gesehen hatte und dessen Kanten und Grate gierig darauf lauerten, ihren empfindlichen Leib zu fassen und aufzureißen, und manchmal tauchten nebelige Dinge im Licht der beiden Scheinwerfer auf und verschwanden wieder, ehe sie wirklich sichtbar wurden. Obwohl die Temperaturen im Salon eher niedrig waren, war Nemo in Schweiß gebadet. Er wußte, daß die bizarre Fahrt bisher nicht länger als eine halbe Stunde dauerte, aber er hatte das Gefühl, seit Wochen am Steuerpult des Schiffes zu sitzen, jeder einzelne Nerv bis zum Zerreißen gespannt, jeder Muskel so verkrampft, daß er schmerzte. Aus brennenden Augen starrte er auf den runden, tellergroßen Bildschirm, auf dem ein Bild des Tunnels zu sehen war, wie man es wohl vom Bug der NAUTILUS aus erblicken konnte. Das Boot verfügte über zwei unabhängige Ruderanlagen, die eine oben im Turm der NAUTILUS, die andere hier unten im Salon.

Nemos Finger huschten wie kleine, von eigenem Leben erfüllte Wesen über die verwirrende Anordnung von Schaltern und Hebeln vor ihm. Unendlich behutsam steuerte er das Schiff, so vorsichtig wie nie zuvor in seinem Leben und von dem quälenden Wissen erfüllt, daß schon ein kleiner Fehler, eine Winzigkeit zuviel Schub, eine einzige Umdrehung der gewaltigen Heckschraube zuviel oder zuwenig, ein Zoll, den eines der Ruder falsch geneigt war, das Ende bedeuten konnte. Das schwarze Wasser rings um die NAUTILUS schien unbewegt, aber seine Instrumente verrieten ihm, daß das Gegenteil der Fall und der unterseeische Tunnel in Wahrheit von einer reißenden Strömung erfüllt war. Ein Fehler, und die entfesselten Wassermassen würden das Schiff gegen den Felsen drücken und zermalmten. Die Fahrt ging weiter. Eine

Stunde verging, dann noch eine, und noch immer war kein Ende dieses endlos langen Stollens zu sehen, noch immer war dort, wo das Licht der Scheinwerferstrahlen hinfiel, nichts als rabenschwarze Dunkelheit. Und noch immer waren Nemos Nerven bis zum Zerreißen gespannt.

Er merkte nicht einmal, wie die Tür am hinteren Ende des Salons aufging und eine hünenhafte Gestalt in den Raum huschte und hinter einem Vorhang verschwand.

»Ich bin Dagon.« Ein dünnes, schwer zu deutendes Lächeln spielte um die farblosen Lippen der Kreatur. »Ich wußte, daß du kommst, Robert Craven«, sagte sie. »Ich wußte es im selben Moment, in dem ich deinen Namen hörte. Ich habe auf dich gewartet.«

Ich antwortete nicht. Der Anblick des Fischmannes hatte mich mehr als nur erschüttert.

Dagon lachte, hob die Hand und gab dem Dürren einen Wink. »Entwaffne ihn.«

Der Bursche riß mir das Messer aus der Hand und versetzte mir einen Knuff, der mir die Luft aus den Lungen trieb. Dagon machte eine ärgerliche Handbewegung. »Laß das«, befahl er scharf.

»Wirklich erstaunlich«, murmelte ich. »Ein dunkler Gott, der Rücksichten nimmt.« Langsam gewann ich meine Fassung zurück.

Dagon lächelte. »Es hat mich einen guten Mann gekostet, zu lernen, daß man jemanden wie dich entweder töten oder zum Freund gewinnen muß«, antwortete er. »Das zweite wäre mir lieber.«

»Du mußt verrückt sein«, antwortete ich impulsiv. »Du...«

»Warum hörst du mir nicht erst zu, ehe du urteilst, Robert Craven?« unterbrach mich Dagon. »Möglicherweise interessiert dich mein Vorschlag ja.« Er wandte sich um, winkte mir befehlend mit der Hand, ihm zu folgen, und trat auf die Tür zu, durch die ich selbst den Raum betreten hatte. Plötzlich begriff ich, daß er mir gefolgt sein mußte.

Der Riese mit dem Walnußgehirn begann sich zu regen, als ich mit einem großen Schritt über ihn hinwegstieg. Stöhnend hob er den Kopf, starrte mich aus seinen vom Alkohol verschleierten Augen an und lallte ein paar unverständliche Worte.

Dagon verzog angeekelt das Gesicht. »Ihr Menschen seid ein sonderbares Volk«, sagte er, während er den Riesen angewidert musterte. »Auf der einen Seite vollbringt ihr ganz Erstaunliches, und auf der anderen Seite benehmt ihr euch schlimmer als die Tiere.«

Ich zog es vor, zu schweigen, denn ich konnte ihm schwerlich widersprechen. Dagon schüttelte den Kopf und ging weiter.

Wir betraten den Keller. Er war nicht mehr leer. Ein gutes halbes Dutzend Männer kniete in sonderbar anmutender Haltung vor dem Altar, und schon bevor Dagon die Tür öffnete, hörte ich das dumpfe Auf und Ab ihrer Stimmen, mit dem sie eine Art barbarisches Gebet zu intonieren schienen. Keiner von ihnen sah auf, als Dagon, der Dürre und ich die Treppe hinabgingen, und ich hatte das sichere Gefühl, eine Woge der Furcht durch den Raum rasen zu fühlen. Was immer Dagon für diese Männer war, er war kein gnädiger Gott.

Dagon blieb am Fuße der Treppe stehen und deutete mit einer befehlenden Geste auf den Gerümpelhaufen, in dem ich meinen Lufttank versteckt hatte.

»Nimm dein Atemgerät«, sagte er. »Du wirst es brauchen, dort, wo wir hingehen.«

Ich blickte unsicher zu dem fünfeckigen Schacht hinter dem Altar. Der Gedanke, ein zweites Mal in diesen gräßlichen See hinabtauchen zu sollen, erfüllte mich mit eisigem Schrecken. Aber ich war nicht in der Situation, irgendwelche Wünsche anmelden zu können.

Gehorsam zog ich den Tank hervor, band ihn um und stülpte den Helm über, ließ den Sauerstoffschlauch aber noch, wo er war. Der Tank war allerhöchstens noch zur Hälfte gefüllt; ich mußte sparsam damit umgehen. Dagon beobachtete mich interessiert. Als ich fertig war, streckte er die Hand aus und befühlte vorsichtig das geriffelte Metall meiner Maske. »Erstaunlich«, sagte er. »Ich komme nicht umhin, euch Respekt zu zollen, Robert Craven. Ihr seid ein einfallsreiches Volk.«

Ich hätte ihm gerne bewiesen, wie einfallsreich ich sein konnte, aber der Dürre stand weniger als einen Schritt hinter mir, und wahrscheinlich wartete er nur auf einen Vorwand, mir sein Messer in den Rücken zu stoßen. So beließ ich es bei einem bösen Blick, den Dagon hinter meiner Tauchermaske wahrscheinlich nicht einmal registrierte. »Aber ihr seid auf

dem falschen Weg«, fuhr der Fischgott fort. »Glaube mir, Robert Craven. Die Technik ist nichts als eine Krücke. Sie mag erstaunliche Dinge vollbringen, aber letztendlich ist sie eine Sackgasse.« Er seufzte, bedachte mich mit einem mitleidigen Blick und deutete mit einer Kopfbewegung auf den Schacht. »Geh.« Ich rührte mich nicht von der Stelle. »Wohin bringst du mich?« fragte ich.

»An einen Ort, an dem du besser verstehen wirst«, erwiderte Dagon geheimnisvoll. »Du wirst deinen Freund wiedersehen.« »Bannermann?« entfuhr es mir. »Er ist dort unten? Lebt er?« »Natürlich«, antwortete Dagon. »Ich sehe, du begreifst noch weniger, als ich bisher annahm. Ich bin nicht dein Feind. Weder der deine noch der deines Volkes.«

Ich schenkte ihm einen weiteren bösen Blick, ging ohne ein weiteres Wort um den Altar herum und sprang in den Schacht. Ich hatte vergessen, wie kalt das Wasser war. Der Schock raubte mir für einen Moment den Atem. Hastig klemmte ich das Mundstück des Oxygenschlauches zwischen die Zähne, öffnete das Ventil und atmete ein paarmal tief durch. Dicht neben mir durchbrach Dagon die Wasseroberfläche, ungleich eleganter und leichter als ich selbst, sank ein Stück tiefer und bedeutete mir mit Gesten, ihm zu folgen. Für einen kurzen Moment spielte ich ernsthaft mit dem Gedanken, ihn anzugreifen, als er sich umwandte und auf den Stollen zuglitt, der mich hierher geführt hatte. Aber nur für einen Moment. Hatte ich schon an Land keine gute Figur gegen Dagon abgegeben, würde er mich hier, in seinem ureigensten Element, wahrscheinlich schneller überwältigen, als ich bis drei gezählt hatte.

Während wir durch den unterseeischen Stollen zurückschwammen, versuchte ich meine Herzschläge zu zählen, um wenigstens einen ungefähren Anhaltspunkt für die Zeit zu aben, die mir verblieb, bis mein Luftvorrat erschöpft war. Zu meiner Überraschung schlug mein Puls weniger als vierhundertmal – was in Anbetracht der großen körperlichen Anstrengung, der ich mich ausgesetzt sah, kaum fünf Minuten sein konnten –, bis wir die Höhle und kurz darauf das offene Wasser des Sees erreichten. Selbst wenn ich auf dem Herweg die doppelte Zeit gebraucht hatte, verblieben mir somit noch gute fünfzehn Minuten Atemluft. Wenn Dagon nicht vorher auf die Idee kam, mich in einen Zustand zu versetzen, in dem ich mit atembarer Luft nicht mehr viel anfangen

konnte...

Im Moment jedenfalls dachte er noch nicht daran, mich zu Shoggoten-Futter zu verarbeiten, sondern schwamm an meine Seite, berührte mich an der Schulter und deutete mit dem anderen Arm in die Tiefe, auf den grünleuchtenden Grund des Sees. Ich nickte. Es hätte mich gewundert, wenn Dagon ein anderes Ziel als die versunkene Stadt gehabt hätte.

Der Wasserdruck begann sich unangenehm bemerkbar zu machen, als wir tiefer kamen: in meinen Ohren war plötzlich ein schmerzhaftes Rauschen, und ein unsichtbarer Ring legte sich um meine Brust und zog sich ganz langsam, aber unbarmherzig zusammen.

Aber als wir uns der versunkenen Stadt näherten, bemerkte ich von alledem kaum noch etwas.

Der Anblick war schlichtweg phantastisch. Was beim ersten Male den Eindruck einer Ruinenlandschaft auf mich gemacht hatte, entpuppte sich beim Näherkommen als eine gewaltige, zu großen Teilen noch vollends unversehrt erhaltene Anlage, die in mir Assoziationen zu Atlantis und Lemuria wachrief und mich selbst die bedrohliche Lage, in der ich mich befand, vergessen ließ.

Die Stadt hatte die Größe einer mittleren Ortschaft, und sie war nach Regeln einer Architektur erbaut, wie ich sie niemals zuvor gesehen hatte. Das Erstaunlichste war, daß es eine menschliche Architektur gewesen sein mußte, denn die Proportionen und Linien waren, obzwar fremd und ungewohnt, doch nicht die unangenehmen bizarren Linien der GROSSEN ALTEN, und auch die Maße der Fenster, Treppen und Türen entsprachen in etwa denen, die menschliche Bewohner bevorzugt hätten.

Es gab gewaltige, quaderförmige Blöcke, zu regelmäßigen Straßen geordnet und manchmal mit spitzen, jetzt jedoch ausnahmslos zerborstenen Türmchen versehen, dazwischen Pyramiden, Kegelstümpfe und schlanke, an Muscheln erinnernde Gebilde, die mit grazilen Brücken ohne Geländer miteinander verbunden waren. Wir schwammen über einen phantastischen Park aus Wasserpflanzen, dann über eine Ansammlung kleiner kuppeiförmiger Gebäude ohne Fenster oder Türen, dann wieder zwischen tangverkrusteten Säulen und gewaltigen, terrassenförmigen Anlagen hindurch.

Dann überquerten wir das Loch.

Mir fiel kein besserer Ausdruck ein, den schwarzen, wie ausgestanzt wirkenden Pfuhl zu beschreiben, der jäh unter uns aufklaffte. Ein Strom eisigen Wassers ließ mich schauern, und als ich in die Tiefe blickte, glaubte ich, eine dunkelquirrende Masse zu erkennen, schwarze Dinge, die wie bizarre Kaulquappen hin und her schossen und immer wieder mit grotesk wirkenden Hüpfen Höhe zu gewinnen versuchten, stets aber von irgend etwas zurückgesaugt wurden. Der Schacht war gewaltig. Ich schätzte seinen Durchmesser auf mindestens zweihundert Yards. Seine Tiefe war nicht einmal zu erahnen. Ich atmete innerlich auf, als wir ihn überquert hatten und wieder fester Boden unter uns war.

Plötzlich deutete Dagon auf eine steinerne Pyramide etwa hundert Yards unter und vor uns und begann rasch in die Tiefe zu gleiten. Ich folgte ihm, obwohl er sich nicht einmal die Mühe machte, zurückzublicken. Es hätte auch wenig Sinn gehabt, hätte ich versucht, ihm davonzuschwimmen. Und mein Luftvorrat war zu wertvoll, um ihn bei einem sinnlosen Fluchtversuch zu vergeuden. Es mochte sein, daß ich ihn noch bitter nötig hatte.

Als wir näherkamen, sah ich mehr Einzelheiten des Pyramidenhauses. Anders als die mir bekannten Pyramiden hatte sie fünf Seiten, was einen erstaunlichen optischen Effekt ergab, und auch das mächtige Tor, auf das Dagon zuschwamm, war fünfeckig, wie eine etwas verunglückte Bienenwabe, und nicht ganz im Lot. Vermutlich war es nicht ganz einfach, hier unten eine Wasserwage zu benutzen.

Dunkelheit hüllte uns ein, als wir in die Pyramide eindrangten, und für eine Weile sah ich Dagon nur als schwarzen Schatten vor mir. Dann erschien uns ein blaßgrünes Leuchten, und wenige Augenblicke später fand ich mich in einem weitläufigen, fünfeckigen Saal wieder, dessen Wände von Massen der grünen Leuchtalgen überwuchert waren.

Dagon deutet nach oben, stieß sich mit einer eleganten Bewegung ab – und durchbrach die Wasseroberfläche, die wie ein grünsilberner Himmel zwei Yards über meinem Kopf hing. Ich wollte ihm folgen, aber in diesem Moment gewährte ich eine Bewegung neben mir, drehte mich wassertretend herum – und blickte in eines der hübschesten Gesichter, die ich jemals gesehen hatte.

Es war ein Mädchen, achtzehn, allerhöchstens neunzehn

Jahre jung, schlank bis an die Grenzen der Zerbrechlichkeit und von wunderbarem Wuchs. Ich konnte das beurteilen, denn bis auf das schulterlange schwarze Haar, das ihren Kopf wie eine duftige Wolke umschwebte, trug sie keinen Fetzen am Leib. Sie schwamm ein Stück neben mir, hielt mit graziösen Bewegungen der Arme und Beine die Schweben und musterte mich ebenso neugierig wie ich sie. Plötzlich begriff ich, daß es dasselbe Mädchen war, das ich vorhin gesehen hatte, als ich die unterseeische Stadt zum erstenmal erblickte.

Und als ich in ihre Augen sah, begriff ich noch etwas, denn es waren Augen, die ich kannte.

Die Augen ihrer Mutter.

Das Mädchen neben mir war niemand anders als Jennifer Borden. Seiner Tochter.

Die NAUTILUS war zur Ruhe gekommen. Ihre Maschinen liefen noch immer, ein düsteres, an- und abschwellendes Rauschen und Hämmern, das den Leib des stählernen Gebildes wie donnernder Pulsschlag erfüllte, aber ihre Kraft reichte jetzt nur noch, den Sog der Strömung auszugleichen und das Unterseeboot schwerelos wenige Yards über dem Grund des Tunnels zu halten. Nemos Augen brannten vor Anstrengung. Er fühlte sich müde, erschöpft wie selten zuvor in seinem Leben, und alles, was er wollte, war schlafen. Aber es würden noch sehr viele Stunden vergehen, bis er seinem Körper die Ruhe gewähren konnte, nach der er schrie.

Sein Blick saugte sich an dem winzigen Fleck fahlgrüner Helligkeit fest, der auf dem flimmernden Bild-Spiegel erschienen war. Die Scheinwerfer des Schiffes waren erloschen, aber das grüne Leuchten, eine halbe Meile vor dem Schiff, schien dünne Spinnenfinger aus Licht in den Stollen zu schicken, und davor bewegten sich... Dinge.

Nemos Zunge fuhr nervös über seine Lippen. Vielleicht war es zum ersten Male in seinem Leben, daß er wirkliche Angst empfand. Aber vielleicht war das, was er da spürte, auch etwas anderes. Er wußte, wie gering ihrer aller Chancen waren, aber das war es nicht. Er war es gewohnt, sein Leben zu riskieren.

Seine Finger suchten einen winzigen Schalter auf dem Pult und legten ihn um, und in einem anderen, luftdicht

abgeschlossenen Raum des Schiffes erwachte ein kleines Tonübertragungsgerät mit einem scharfen Knacken zum Leben, und ein Mann hob den Kopf und richtete den Blick seiner vom Fieber geröteten Augen gegen die Decke.

»Wir sind da«, sagte Nemo. Seine Stimme zitterte. »Du willst es wirklich tun?«

Der andere antwortete nicht, aber sein Schweigen war berechtigt genug. Nemo atmete hörbar ein, schloß für einen Moment die Augen und ballte die Hände zu Fäusten.

»Dann macht euch bereit«, sagte er nach einer Weile. »Und viel Glück, mein Freund.«

Er wartete nicht, ob eine Antwort aus dem winzigen Lautsprecher auf seinem Pult kam, sondern schaltete das Gerät ab, straffte sich sichtbar und begann, plötzlich wieder ganz ruhig und womöglich noch angespannter als bisher, in rascher Folge Schalter und Hebel umzulegen.

Tief unter ihm, im Bauch des gigantischen Stahlfisches, öffnete sich ein Schott ins Meer. Der Luftdruck in der kleinen Metallkammer erhöhte sich, um zu verhindern, daß Wasser über den Rand der Öffnung ins Boot eindrang und zwölf urtümlich aussehende Gestalten schlossen mit geübten Bewegungen die Sichtfenster ihrer Taucherhelme.

Zuerst langsam, dann immer schneller und schneller werdend, setzte sich die NAUTILUS in Bewegung. Ihre Maschinen begannen zu dröhnen, und die gewaltige Schiffsschraube an ihrem Heck peitschte das Wasser zu blasigem weißem Schaum. Auf dem Weg hierher hatte sich die NAUTILUS wie ein geduldiges Tier angeschlichen, groß und leise und unendlich behutsam, aber mit jedem Handgriff Nemos erwachten ihre titanischen Kräfte mehr, mit jedem Schalter, den er umlegte, brüllten die Motoren lauter auf, erwachten phantastische Gerätschaften und Apparaturen in ihrem geheimnisvollen Leib. Als das Schiff wie ein gigantischer blauschwarzer Torpedo auf das Ende des Stollens zuschoß, hatte es nicht mehr viel mit der NAUTLIUS gemein, die Nemo und seine Männer in die unerforschten Tiefen der Meere getragen hatte.

Sie war jetzt eine Kampfmaschine, ein Monstrum aus Stahl und geballter Kraft, das nur noch zu einem einzigen Zweck existierte:

Zerstören!

Dagon wartete, bis ich meine Atemausrüstung abgelegt und das Kunststück fertiggebracht hatte, in dem gewaltigen, luftgefüllten Hohlraum unter der Spitze der Pyramide einen einigermaßen trockenen Platz zu finden, auf den ich mich setzen konnte, aber ich sah seinem Gesicht an, daß seine Geduld sich dem Ende zuneigte.

»Wo ist Bannermann?« fragte ich.

»An einen sicheren Ort«, antwortete Dagon unwirsch. »Du wirst ihn sehen, bald. Aber zuerst muß ich wissen, woran ich mit dir bin. Ich verstehe, wenn du mir mißtraust, denn meine Diener haben versucht, dich zu töten.«

»Aber nicht doch«, sagte ich großzügig. »Das Leben ist langweilig, wenn einem keiner danach trachtet, Dagon.«

Dagon zog die linke Augenbraue hoch – was bei seinem absurden Gesicht einen reichlich lächerlichen Eindruck machte – und übergang meine Bemerkung. »Höre mir zu«, sagt er, »und dann entscheide, auf welcher Seite du stehen willst.« Er trat einen Schritt zurück, hob die Hand und machte eine Geste, die den ganzen Raum einschloß. »Was du hier siehst, sind die Reste meines Reiches«, sagte er. »Hier habe ich äonenlang über meine Anhänger geherrscht. Ich habe diese Stätte nie verlassen, obwohl ich genug Macht besaß, die Welt zu erobern. Doch nun bin ich gezwungen, mein verborgenes Dasein aufzugeben. Ich habe dich gesucht, Robert Craven, jemanden wie dich. Ich brauche dich.«

»So?« fragte ich. »So wie dieses Mädchen dort unten?« Ich deutete auf das grünlich schimmernde Wasser, das ein Drittel des Raumes ausfüllte, und fügte zornig hinzu. »Oder die anderen, die du umgebracht hast?«

»Keiner von ihnen ist tot«, schnappte Dagon. »Aber das gehört nicht hierher. Hör mir zu, Robert Craven, und du wirst begreifen, welche Gefahr uns allen droht.« Er legte eine dramatische Pause ein, wandte sich um und wiederholte seine weit ausholende Handbewegung.

»Als ich vor über fünftausend Jahren hierhergelangte, war euer Volk noch jung. Ich war ein Gott. Die Menschen in diesem Land beteten mich an. Sie knieten vor mir und verehrten mich, und sie gaben mir alles, was ich wollte.« Plötzlich lächelte er, aber es war ein sehr trauriges Lächeln. »Sie errichteten diese Stadt, Robert Craven, nur um mir zu huldigen. Ich hätte mich zum Herrn der Welt aufschwingen können.«

»Und warum«, flüsterte ich, »hast du es nicht getan?«

Dagon seufzte. »Aus einem Grund, den ihr Menschen nur zu gut kennt, Robert Craven«, antwortete er. »Aus Angst.«

»Angst?« Diesmal war ich ehrlich erstaunt. »Vor wem?«

»Vor den Wesen, vor denen ich floh«, antwortete Dagon.

»Die THUL SADUUN sind mächtig, und sie sind schrecklich in ihrem Zorn. Ich habe sie verraten, denn sie waren es, die das Tor benutzen wollten, durch das ich ging. Es brachte mich nicht nur durch den Raum, sondern auch durch die Zeit. Die THUL SADUUN blieben in der Vergangenheit zurück – in einer Zeit vor über zweihundert Millionen Jahren! Sie und ihre Herren, denn auch die THUL SADUUN sind nur Diener einer noch größeren Macht. Durch meinen Verrat mußten sie sich dem Kampf stellen, dem sie entfliehen wollten. Und wurden besiegt.«

»Aber wenn sie tot sind...« begann ich, doch Dagon schnitt mir mit einer wütenden Handbewegung das Wort ab.

»Sie wurden besiegt, aber sie sind nicht tot. Was nie gelebt hat, kann nicht sterben. Sie wurden nur in einen ewigen Schlaf versetzt und in finstere Kerker zwischen den Dimensionen gesperrt.«

Ich hatte Mühe, vor Schrecken nicht aufzuschreien. Plötzlich wußte ich, wovon Dagon sprach – wußte es nur zu gut. Doch irgend etwas in mir weigerte sich einfach, die Wahrheit anzuerkennen, und so schwieg ich, obwohl ich seine nächsten Worte schon ahnte.

»Sie sind Götter, finstere Götter, für die ein Menschenalter weniger als ein Gedanke zählt. Seit zweihundert Millionen Jahren warten sie darauf, daß der Bann sich löst und sie wieder frei sind, sie und ihre Diener.

Es war einer von euch Menschen, Robert Craven, der ihren Geist erweckte und dreizehn von ihnen die Flucht durch einen Riß in der Zeit ermöglichte.«

Nun war es Gewißheit. Meine Stimme bebte, als ich es aussprach:

»Es waren die GROSSEN ALTEN, nicht wahr?«

»So nennt ihr Menschen sie, ja. Und die THUL SADUUN erwachen mit ihnen. Gewiß, es sind nur die Diener der GROSSEN ALTEN, doch täusche dich nicht ob dieses Wortes, denn auch die Diener von Göttern sind Götter, tausendmal schlimmer, als du es dir auszumalen vermagst.«

»Und was geschieht jetzt?« fragte ich mit heiserer Stimme.

»Ich spüre ihr Nahen, Robert Craven«, sagte Dagon. »Noch

sind sie nicht hier; die Siegel sind ungebrochen, und der uralte Bann hält sie zurück. Aber etwas hilft ihnen. Eine Macht, die ich nicht zu deuten vermag, aber die stärker wird.«

Dagon hielt inne und sah mich an. Er mußte in meinem Gesicht wohl wie in einem offenen Buch gelesen haben, denn er erkannte genau, was ich dachte.

»Deine Sorgen sind unbegründet, Robert Craven«, sagte Dagon. »Ich war niemals daran interessiert, die Herrschaft über diese Welt zu übernehmen, und ich bin es auch jetzt nicht. Ich werde gehen. Ich werde fliehen und nur wenige meiner Anhänger mitnehmen. Du siehst, daß ich nicht euer Feind bin.«

Ich dachte an eine Frau, die ihre Tochter verloren und ihren eigenen Mann getötet hatte, an Bannermann und ein halbes Dutzend Marinesoldaten, die in den Abwasserkanälen Aberdeens auf grausame Weise ums Leben gekommen waren, an Jameson, der einen fürchterlichen Tod erlitten hatte, an zahllose Mütter, die um ihre Söhne und Töchter geweint hatten, fünftausend Jahre lang, und schwieg.

Der Ausdruck auf Dagon's Zügen verhärtete sich. Als er weitersprach, klang seine Stimme ganz sachlich. Und so kalt wie Eis.

»Sie kommen, Robert Craven. Ich könnte gehen und euch und eure Welt dem Schicksal überlassen, aber ich habe mich entschieden, euch zu warnen, damit ihr der Gefahr Herr werden könnt.«

»Das ist sehr großzügig von dir, Dagon«, sagte ich böse. »Und vielleicht schaffen wir dir dabei ganz nebenbei noch die lästige Konkurrenz vom Halse, wie?«

Dagon schnaubte. »Wenn du die Wahl hättest, Robert Craven«, sagte er ärgerlich, »würdest du rasch begreifen, daß ich das kleinere von zwei Übeln bin. Aber du hast keine Wahl. Jene fremde Macht, die ich nicht kenne, hat mit der Suche nach den Sieben Siegeln begonnen. Hat sie sie erst einmal gefunden, gibt es keine Möglichkeit mehr, die THUL SADUUN daran zu hindern, in eure Zeit zu gelangen. Bilde dir nicht ein, gegen sie kämpfen zu können, Robert Craven. Verhindere, daß die Siegel gebrochen werden, oder du verlierst deine Welt. Du und deine Freun...«

Dagon kam nicht mehr dazu, mir zu erklären, was meine Freunde und ich zu tun hatten, denn der Rest seines Satzes ging in einem ungeheuren Dröhnen und Krachen unter, das die

gesamte Pyramide unter unseren Füßen erbeben ließ. Ein dumpfes, mahlendes Knirschen lief durch den uralten Fels, und plötzlich gähnten in der Decke zahllose fingerbreite gezackte Risse, aus denen sich ein gurgelnder Wasserfall auf uns ergoß.

Spears Herz schlug langsam, so mühevoll, als müsse es gegen einen unsichtbaren Widerstand ankämpfen, und er spürte, wie seine Kräfte mit jeder Minute mehr nachließen. Er war müde, und es war eine ganz andere Müdigkeit, als er sie jemals zuvor verspürt hatte; eine Müdigkeit, der ein Schlaf folgen würde, aus dem er nie mehr erwachte. Das Schiff erbebt ununterbrochen unter seinen Füßen, und sein Rücken schmerzte unerträglich, denn er stand seit mehr als einer Stunde reglos hinter dem Volant im Salon der NAUTILUS und wagte sich nicht weiterzubewegen, als nötig war, um durch einen schmalen Spalt in dem Samtstoff hinauszuschauen.

Der Salon war voller Männer, die Dinge taten, die er nicht verstand. Das Schiff zitterte und bebte ununterbrochen, und manchmal liefen dumpfe, dröhnende Schläge durch seinen Rumpf. Vor den gewaltigen Bullaugenfenstern war ein grünes, unheimliches Licht erschienen; ein Licht, in dem es von Zeit zu Zeit grell aufblitzte, und manchmal glaubte er gewaltige schwarze Schatten auf das Schiff zurasen zu sehen. Spears begriff, daß sich die NAUTILUS in einer Schlacht befand.

Er verstand nicht, wogegen sie kämpfen mochte, hier, zahllose Fuß unter dem Meeresspiegel, aber er wußte, daß seine Chance heran war; gleich, wie der bizarre Kampf ausging.

Bald. Sehr bald.

Seine Hand schloß sich fester um den wuchtigen Schraubenschlüssel.

Das Wasser schoß mit ungeheurer Wucht herein und verwandelte den fünfeckigen Raum von einem Sekundenbruchteil auf den anderen in ein Chaos aus Lärm, weiß schäumender Gischt und tobenden Wogen. Ich sah kaum noch, wie Dagon von der brodelnden Flut erfaßt und davongeschleudert wurde, dann erreichte die brodelnde Flutwelle auch meinen Standort, riß mich von den Füßen und

wirbelte mich wie ein Spielzeug herum. Ich sah einen Schatten auf mich zurasen, dann traf irgend etwas meinen Rücken, trieb mir die Luft aus den Lungen und ließ mich für Sekunden das Bewußtsein verlieren.

Ich muß wohl instinktiv die Luft angehalten haben, denn ich erwachte durch die Atemnot. Der Raum war noch immer von chaotisch brodelnden Wassermassen erfüllt, die mich wie ein trockenes Blatt nach Belieben hin und her schleuderten, aber über mir war ein fünfeckiges Stück silbergrünen Himmels. Ich schwamm darauf zu, durchstieß mit dem Kopf die Wasseroberfläche und atmete gierig ein.

Schwärze umgab mich. Aus der Tiefe drang das schwache Licht der Leuchtalgen empor, aber über mir war nichts als absolute Finsternis, und als ich den Arm hob, fühlte ich rauhen Stein dicht über meinem Kopf. Ich war in einer Luftblase gefangen, die sich dicht unter der Spitze des Pyramidenbaues gebildet hatte.

Zwei, drei Minuten verharrte ich wassertretend auf der Stelle und wartete, bis sich mein Atem wieder einigermaßen beruhigt hatte. Rings um mich herum schäumte und brodelte das Wasser noch immer, und in unregelmäßigen Abständen erzitterte der ganze, gewaltige Bau wie unter den Hieben eines unsichtbaren Riesen. Ich begriff nicht, was geschehen war – ein unterseeisches Beben vielleicht, vielleicht aber auch... Vielleicht hatte Dagon sich getäuscht, und die THUL SADUUN waren ihm schon nähergekommen, als er geglaubt hatte.

Ich verscheuchte den Gedanken. Zuerst einmal mußte ich hier heraus. Die Luftblase war nicht sehr groß, und selbst wenn die Wände den unablässigen Stößen und Erschütterungen weiter standhielten, würde der Sauerstoff nur noch für wenige Minuten reichen. Ich mußte Nemos Oxygentank finden, wenn ich das Tageslicht jemals wiedersehen wollte!

Entschlossen sog ich die Lungen voller Luft, tauchte unter und schwamm gegen die brodelnde Strömung an. Meine Augen, jetzt nicht mehr vom Glas der Tauchermaske geschützt, begannen fast sofort zu schmerzen, und ich sah im grünen Schein der Algen nur verschwommen. Dazu kam, daß sich der Raum völlig verändert hatte. Ein Teil der Wände war eingestürzt, so daß ich den See und die versunkene Stadt durch die gewaltigen Breschen erkennen konnte, das Wasser hatte Schlamm und Fetzen von Tang und Algen hereingetragen, und

überall lagen Trümmer herum.

Und von meinem Atemgerät war keine Spur zu sehen. Ich blieb so lange unter Wasser, wie ich nur konnte. Erst als meine Lungen zu platzen drohten und ich nichts mehr sah außer flammenden Feuerrädern, tauchte ich auf, atmete ein paarmal tief ein und aus – und tauchte zum zweitenmal hinab.

Unter mir blitzte Metall im wogenden Grün. Ich warf mich herum, stemmte mich mit aller Gewalt gegen die noch immer sehr starke Strömung und erreichte mit letzter Kraft den Hallenboden.

Aber das Blitzen von Metall war nicht mein Atemgerät gewesen. Zwischen den zerborstenen Steinen lag ein kinderhandgroßes, in der Form eines fünfstrahligen Sternes gearbeitetes Amulett aus purem Gold. Wäre ich nicht unter Wasser gewesen, hätte ich vor Enttäuschung aufgeschrien. Trotzdem schloß ich die Hand um das Amulett und nahm es mit, als ich zum zweitenmal zu meiner Luftblase hinauftauchte. Wahrscheinlich war es Einbildung – aber in diesem Moment war ich sicher, daß die Luft bereits merklich verbrauchter schmeckte und ich tiefer und mühsamer einatmen mußte, um wieder zu Atem zu kommen. Das Gebäude bebte noch immer unter mir, und plötzlich erscholl ein peitschender Knall, und ein fingernagelgroßes Stück Stein brach aus der Wand direkt vor meinem Gesicht, gefolgt von einem weißen, gischtenden Wasserstrahl, der mit ungeheurer Kraft hereinbrach. Verzweifelt warf ich den Kopf herum, um nicht getroffen zu werden, denn ich wußte, welchen Schaden Wasser anrichten konnte, wenn es unter einem so enormen Druck stand. Als ich diesmal in die Tiefe tauchte, wußte ich, daß es mein unwiderruflich letzter Versuch war. Die Luftblase würde nicht mehr da sein, wenn ich das Oxygenerät nicht fand und erneut auftauchte.

Ich schwamm, wie nie zuvor in meinem Leben. Das Wasser griff immer wieder mit unsichtbaren Fäusten nach mir, versuchte mich gegen die Wände zu schmettern und wirbelte mich herum, aber ich kämpfte mich tiefer hinunter, starrte wild hierhin und dorthin und zermartete mir das Gehirn nach der Stelle, an der ich den Tank abgelegt hatte. Aber unter mir war nichts. Nichts außer zerborstenem Fels und wirbelndem Schlamm.

Meine Kräfte begannen zu erlahmen. Der Druck auf meinen Lungen wurde unerträglich, und in meinen Eingeweiden erwachte ein wühlender, immer schlimmer werdender

Schmerz. Noch Sekunden, und ich würde den Mund öffnen und das tödliche Wasser einatmen und...

Ein Schatten schoß auf mich zu. Schlanke, unmenschlich starke Hände ergriffen mich an den Schultern, zerrten mich herum und ein Stück weiter in die Tiefe. Etwas blitzte silbern und golden vor mir auf, und plötzlich war bitter schmeckender Kautschuk zwischen meinen Lippen, und ein Strom köstlich kühler Atemluft vertrieb die flammende Lava aus meinen Lungen.

Aber es dauerte noch Sekunden, ehe der helle Fleck vor meinen Augen zu Dagens Gesicht gerann. Ich fühlte mich schwach wie ein neugeborenes Kind und hatte kaum die Kraft, die Arme zu heben, als er den Oxygentank auf meinen Rücken wuchtete und die Halteriemen festzuzurren versuchte. Nur ganz langsam wich die Benommenheit aus meinem Kopf.

»Alles in Ordnung?«

Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, daß es Dagens Stimme war, die ich vernahm – bis ich begriff, daß es überhaupt eine menschliche Stimme war. Natürlich kann man unter Wasser reden – warum auch nicht? –, aber die allerwenigsten Menschen haben jemals die verblüffenden akustischen Effekte erlebt, die dies mit sich bringt.

Ich nickte, suchte mit den Füßen festen Halt, hob die Hände, ergriff Dagens Kopf...

und schlug ihn so wuchtig gegen einen Felstrümmer, wie ich konnte. Der Fischmensch erschlaffte in meinem Griff, ohne auch nur den Versuch einer Gegenwehr gemacht zu haben. Sein Kopf fiel haltlos zur Seite, und aus einer Platzwunde an seiner Schläfe quoll wolkiges Blut und färbte das Wasser um ihn herum rosa.

Natürlich war er nicht tot. Schon einen normalen Menschen hätte der Schlag allerhöchstens betäubt, und Dagon war alles andere als ein Mensch, geschweige denn ein normaler Mensch. Wahrscheinlich würde er schon in wenigen Augenblicken wieder aufwachen und so übler Laune sein wie ein Haifisch mit Zahnschmerzen.

Aber mit etwas Glück reichte diese Frist. Wenn ich erst einmal aus diesem verrückten Gebäude heraus und auf dem Weg nach oben war, hatte ich eine Chance.

Ich fuhr im Wasser herum, streckte die Arme aus und

paddelte auf einen mannshohen Riß in der Wand zu, so schnell ich konnte.

Die Stadt war in Chaos versunken. Alles war voller hochgewirbeltem Schlamm und Erdreich, das Wasser schien zu kochen, und ein großer Teil der Gebäude, die ich auf dem Herweg beobachtet hatte, war jetzt eingestürzt. Eine Unzahl dunkler, kaulquappenähnlicher Umrisse flitzte in heillosem Durcheinander herum, und gerade als ich das Gebäude verließ und mich auf den Weg nach oben machen wollte, blitzte es schräg hinter mir grell auf, und ein weiteres Bauwerk barst in einer brodelnden Schaumexplosion auseinander. Die Druckwelle schleuderte mich herum, warf mich um ein Haar gegen einen zerborstenen Pfeiler und trug mich dann ein gutes Stück in die Höhe.

Und dann sah ich die NAUTILUS.

Wie ein bizarres Seeungeheuer schwebte sie über der Stadt, ein Gigant aus Stahl und Glas, aus dem der Tod auf die versunkene Tempelstadt und ihre Bewohner niederregnete. Sie hing, schwerelos wie ein bizarrer Ballon, gut hundert Yards über dem gewaltigen Krater, der im Meeresboden gähnte, in einen Kranz grellen, elektrischen Lichtes getaucht und dünne Schweinwerferstrahlen wie gleißende Finger in alle Richtungen schießend.

Ein Dutzend Männer in wuchtigen Tiefseemonturen hatte das Schiff verlassen und machte mit seinen Harpunen Jagd auf die Kaulquappenmonster, und eine weitere Anzahl gepanzerter Gestalten sank gerade in diesem Moment in den Krater, große, gewehrähnliche Instrumente in den Händen, aus denen sie auf das wimmelnde schwarze Leben an seinem Grunde schossen. Immer wieder blitzte es am Bug der NAUTILUS grell auf, und ich gewahrte dunkle, fast manns lange Körper, die an der Spitze sprudelnder weißer Schaumbahnen aus dem Schiff fegten und in die Stadt einschlugen.

Torpedos! Ich hatte von diesen Waffen gehört, teuflische Erfindungen, die niemals hätten gebaut werden dürfen. Jetzt sah ich sie zum erstenmal in meinem Leben wirklich im Einsatz, und obwohl es nichtmenschliche Bestien waren, gegen die sie abgeschossen wurden, ließ mich der Anblick schauern. Das Böse wird nicht besser, wenn man es gegen sich selbst richtet. Wie von Sinnen schwamm ich los, direkt auf den gewaltigen

schwarzbraunen Leib der NAUTILUS zu. Rings um mich herum versank das unterseeische Reich Dagens im Chaos, aber ich versuchte, es zu ignorieren, und näherte mich dem Unterseeboot.

Aber auch Dagens Kindern.

Als ich näherkam, wuchsen die dunklen Punkte, die die NAUTILUS wie ein Schwärm wütender Bienen attackierten, zu gewaltigen, kaulquappenähnlichen Monstern, und ich sah, daß eine große Anzahl von Nemos Tauchern in einen wilden Kampf mit den Bestien verstrickt war. Ihre metallenen Panzer schützten sie zwar gegen die mörderischen Gebisse der Ungeheuer, aber die Zahl der schwarzen Shoggoten-Kreaturen schien unerschöpflich.

Dann sah ich etwas, was mich den Kampf vor mir vergessen ließ.

Jennifer.

Die Explosion, die die Pyramiden zerstört hatte, mußte sie aus dem Gebäude geschleudert haben. Sie war bei Bewußtsein und regte sich, aber ihre Bewegungen waren fahrig und ziellos; wahrscheinlich war sie halb benommen. Und sie trieb direkt auf die NAUTILUS und die Unzahl von Shoggoten zu, die das Schiff umgaben.

Ich reagierte, ohne zu denken. Mit wenigen Schwimmzügen war ich bei ihr und ergriff das Mädchen bei den Hüften. Jennifer fuhr zusammen, wirbelte herum und begann um sich zu schlagen. Sie mußte halb wahnsinnig vor Angst sein und schien nicht einmal zu begreifen, daß ich gekommen war, um sie zu retten!

Es tat mir beinahe mehr weh als ihr, aber ich hob den Arm, ballte die Hand zur Faust und betäubte sie mit einem Hieb unter das Kinn. Das Mädchen erschlaffte in meinen Armen.

Noch einmal warf ich einen Blick zur NAUTILUS und dem bizarren Kampf, den sie ausfocht, hinauf. Dann drehte ich mich um, lud Jennifer sicher auf beide Arme und begann zur Oberfläche emporzuschwimmen, so schnell ich konnte.

Das Schiff erbebt wie im Sturm. Immer wieder dröhnte der Rumpf wie unter gewaltigen Hammerschlägen, und das Wummern der Maschinen war längst im Gellen zahlloser Alarmklingeln untergegangen. In die kühle Frischluft im Salon hatte sich ein beißender Gestank gemischt, und vor den beiden Sichtfenstern tanzten bizarre schwarze Schatten einen höllischen

Totentanz.

Auf dem Pult vor Nemo war eine große Anzahl roter und gelber Lampen zu flackerndem Leben erwacht, und in den letzten Minuten war seine Bewegung immer fahriger und schneller geworden; Spears hatte gesehen, daß er ein paar mal Fehler gemacht hatte, denn er hatte seine Ruhe verloren und fluchte manchmal halblaut in seiner Muttersprache vor sich hin. Der Kampf schien sich seinem Höhepunkt zu nähern.

Unendlich langsam hob Spears die Hand, zog den Volant zur Seite und trat aus seinem Versteck. Während der letzten zwanzig Minuten hatte er ein halbes Dutzend Male dazu angesetzt, sein Vorhaben in die Tat umzusetzen, und genau so oft im letzten Moment wieder gezögert, denn stets war entweder ein Mann hereingekommen oder hatte Nemo aufgesehen oder war sonst etwas passiert, was es zu riskant erscheinen ließ, sein Versteck zu verlassen. Jetzt war der Moment gekommen. Die Männer, die bisher hektisch im Salon auf und ab gelaufen waren oder unverständliche Dinge getan hatten, waren gegangen. Das runde Metallschott am anderen Ende des Raumes war geschlossen, und Nemo war allein mit nur einem Mann seiner Besatzung zurückgeblieben.

Spears zweifelte nicht daran, daß dieses Alleinsein nur wenige Augenblicke dauern würde; aber mehr brauchte er nicht.

Lautlos trat er hinter das geschwungene Kommandopult, hob seine Schraubenschlüsselkeule – und schlug zu. Das Werkzeug traf den Matrosen neben Nemo im Nacken. Noch in derselben Bewegung zuckte die Keule herum, streifte Nemos Schläfe und landete auf seiner linken Schulter. Der Kapitän der NAUTILUS schrie auf, kippte aus seinem Sitze und krümmte sich auf dem Boden.

Spears schrie triumphierend auf, schwang seine Waffe und setzte ihm nach, aber Nemo reagierte schneller, als Spears es ihm zugetraut hatte. Sein Fuß zuckte hoch, traf den Sessel und schleuderte ihn direkt vor Spears Füße.

Spears stolperte, kämpfte einen Moment lang mit wild rudern den Armen um sein Gleichgewicht und fiel schließlich der Länge nach hin. Der Schraubenschlüssel entglitt seiner Hand und flog scheppernd über den Metallboden davon. Aber der Wahnsinn gab Spears schier übermenschliche Kräfte. Mit einer blitzartigen Bewegung sprang er wieder auf

die Beine, setzte seiner Waffe nach, riß sie in die Höhe... und erstarrte.

Der Salon war nicht mehr leer. Die Tür hatte sich nicht geöffnet, dessen war sich Spears völlig sicher – aber vor dem Kommandopult Nemos waren urplötzlich zwei Gestalten erschienen.

Gestalten, die geradewegs aus einem Alptraum entsprungen zu sein schienen!

Die Kleinere von ihnen mußte an die zwei Yards messen, während die andere noch gute zwei Handspannen größer war, dabei so breitschultrig, daß sie schon fast mißgestaltet wirkte. Ihre Körper waren schwarz, besetzt mit schimmernden Riemen und kleinen, kupferfarbenen blitzenden Knöpfen, und wo ihre Hände sein sollten, prangten fürchterliche, dreifingrige Krallen aus Stahl.

Das Schlimmste aber waren die Köpfe: gewaltige, metallenen blitzende Kugeln mit einem einzigen, riesenhaften Auge, das fast die gesamte Gesichtsfläche einnahm, dafür aber ohne Mund, Nase oder andere sichtbare Sinnesorgane. Zwei dicke, gewundene schwarze Schläuche verbanden die beiden Horrorgestalten mit der Wand.

Spears prallte entsetzt zurück, sah sich nach einem Fluchtweg um und hob den Schraubenschlüssel, als die größere der beiden Gestalten einen Schritt in seine Richtung machte und die fürchterlichen Hände ausstreckte. »Weg!« kreischte er. »Keinen Schritt weiter!«

»Mach keen Scheiß nicht, Jungelchen«, sagte die Gestalt. Ihre Worte klangen grauenhaft: verzerrt und hechelnd und wie die boshafte Karikatur einer menschlichen Stimme. Spears fuhr wie unter einem Hieb zusammen, machte einen Schritt zur Seite und blieb abrupt wieder stehen, als die zweite Alptraumgestalt seine Bewegung nachvollzog und nun ebenfalls die Hände hob.

Das bißchen, was von seinem klaren Verstand übriggeblieben war, zerbrach vollends.

»Verschwindet, ihr Teufel!« wimmerte er. »Verschwindet! Geht! Laßt mich!«

»Nu hör schon auf«, sagte die größere der beiden Gestalten. »Keiner will dir was nich tun, ehrlich. Du machs doch alles bloß schlimmer, wennen wilden Max spielen tust.« Damit trat er vor; trotz seines plump anmutenden Äußeren so schnell,

daß Spears die Bewegung nicht mehr rechtzeitig registrierte. Die dreifingrige Stahlklaue schloß sich um Spears Handgelenk und hielt es mit unbarmherziger Kraft fest.

Spears schrie auf, warf sich herum – und schleuderte seinen Schraubenschlüssel mit aller Macht an dem Riesen vorbei in Nemos Kommandopult. Das schwere Werkzeug traf die empfindlichen Schalter und Geräte und zertrümmerte sie. Funken stoben auf. Irgend etwas explodierte und löste einen Hagel kleiner scharfkantiger Glas- und Metallsplinter aus, und plötzlich schoß eine Stichflamme aus dem Pult und zerbarst unter der Decke des Salons. Als Spears mit einem hysterischen Kreischen im Griff des Riesen in der Tiefseemontur zusammensank, lief ein tiefer, stöhnender Laut durch den Leib der NAUTILUS. Irgendwo tief in ihren stählernen Eingeweiden erscholl eine dumpfe Explosion wie ein verspätetes Echo auf die erste Detonation in Nemos Pult.

Und langsam, ganz langsam begann sich die NAUTILUS auf die Seite zu legen und gleichzeitig tiefer zu sinken...

Im schwachen Licht des noch jungen Tages betrachtet, wirkte die Stadt düster und unheimlich. Die Häuser waren wie kleine graue Schatten, buckeligen Tieren gleich, die sich ihrer Häßlichkeit bewußt waren und sich schamhaft aneinanderdrängten.

Die Straßen waren leer.

Natürlich wußte ich nicht, ob und wie viele Menschen sich in den Häusern aufhalten mochten, aber auf den Straßen und dem kleinen, halbrunden Marktplatz zeigte sich seit einer halben Stunde – seit ich meinen Beobachtungsposten auf der Kuppe des Hügels bezogen hatte – nicht eine Seele. Und ich glaubte auch nicht, daß sich hinter den blind gewordenen Scheiben der kleinen Häuser noch Menschen aufhielten. Meine Überzeugung war schwer zu begründen und noch viel schwerer zu beweisen, aber es ist mit Städten wie mit Menschen – man spürt, ob man einem Lebenden oder einem Toten gegenübersteht. Firth'en Lachlayn war tot. Ein gemauerter Leichnam, mehr nicht.

Behutsam ließ ich die Zweige des dünnen Busches, hinter dem

ich Deckung gesucht hatte, zurückgleiten, richtete mich auf Hände und Knie hoch und kroch noch ein Stück, ehe ich es endlich wagte, mich aufzurichten und – wenngleich noch immer geduckt – zu der flachen Senke zu eilen, in der ich Several und ihre Tochter zurückgelassen hatte.

Obwohl ich lange weggeblieben war, schien sich Several nicht eine Deut gerührt zu haben, sondern saß noch immer so da, wie ich sie verlassen hatte: zusammengesunken und nach vorne gebeugt, als trüge sie eine unsichtbare Last auf den Schultern, den Kopf ihrer Tochter im Schoß geborgen und eine rechte Hand auf ihrer Stirn. Das Gesicht des Mädchens war bleich wie das einer Toten. Sie atmete, aber man mußte schon sehr genau hinsehen, um zu erkennen, daß sich ihre Brust hob und senkte.

Several sah auf, als ich neben ihr niederkniete. Sie sagte nichts, aber der Ausdruck in ihren Augen sprach Bände. »Keine Sorge, Several«, sagte ich. »Sie wird wieder gesund. Ganz bestimmt.« Meine Worte klangen in meinen eigenen Ohren wie böser Hohn. Das Mädchen hatte das Bewußtsein nicht wiedererlangt, seit ich sie an Land gebracht hatte. Und ich spürte, wie ihre Lebenskraft von Stunde zu Stunde nachließ. Das Gefühl war ebensowenig zu begründen wie das, welches ich beim Anblick der Stadt gehabt hatte, und ebenso heftig. Es war etwa so, als säße ich neben einem Feuer, das langsam erlosch. Und ich war völlig hilflos. »Wir... müssen weiter«, sagte ich. »Sie haben recht, Several – die Stadt ist ruhig.«

»Sie sind alle am Meer«, murmelte Several. Ihre Stimme klang flach und tonlos, als spräche sie im Traum. Sie sah mich an, aber ihr Blick ging geradewegs durch mich hindurch. Sie hatte kaum drei Sätze gesprochen, seit ich zurückgekommen war. »Sie werden nicht wiederkehren, ehe die Sonne untergeht.«

Ich nickte, stand auf und drehte mich weg. Ich hatte dieser Frau versprochen, ihr zu helfen; aber das einzige, was ich für sie getan hatte, war, ihr ihre sterbende Tochter in die Arme zu legen.

»Wir müssen los«, sagte ich. Meine Stimme klang rauh. Ich versuchte mir einzureden, daß es an den Anstrengungen der vergangenen Nacht lag.

Several erhob sich umständlich und lud sich den reglosen Körper ihrer Tochter auf die Arme. Ich wollte ihr helfen, aber Several trat mit einem zornigen Kopfschütteln zurück und warf

mir einen Blick zu, der mich kein zweites Mal versuchen ließ, auch nur in die Nähe ihrer Tochter zu kommen. Ich ging voraus, als wir den Hügel überwandten und die schmale, kaum befestigte Straße zum Ort hinunter erreichten. Der Wind hatte nachgelassen, so daß der Salzwassergeruch vom Meer her nicht mehr ganz so durchdringend war, und die Straße war abschüssig, was das Gehen leichter machte. Trotzdem schien der Weg hinunter nach Firth'en Lachlayn kein Ende zu nehmen. Meine Knie wurden weich, und das Gewicht des Oxygenegerätes, das ich noch immer auf dem Rücken trug, drückte mich unbarmherzig nach vorn.

Das Gerät war im Grunde nutzlos; die Sauerstoffpatrone war so leer, wie es nur ging, und ich hatte die letzten fünfzig Fuß zur Oberfläche hinauf mit angehaltenem Atem zurücklegen müssen. Aber irgend etwas hatte mich davon abgehalten, den Apparat einfach liegen zu lassen, was das Logischste gewesen wäre. Es mochte sein, daß ich Nemos Geräte noch dringend nötig hatte. Der Wind legte sich vollends, als die ersten Häuser beiderseits der Straße auftauchten, aber der unheimliche Odem, der unsichtbar über der Stadt lag, schien eher noch an Intensität zu gewinnen. Die Stadt war nicht nur von ihren Bewohnern verlassen. Das Leben selbst war aus ihr geflohen.

Several blieb stehen, als wir den Marktplatz erreichten, und deutete mit einer Kopfbewegung auf ein schmuckes, zweigeschossiges Haus auf der gegenüberliegenden Seite des kopfsteingepflasterten Gevierts. Es war kein besonders prächtiges Haus, aber inmitten der schäbigen Hütten wirkte es trotzdem wie ein Diamant im Kohlekasten. Trotzdem wurde das ungute Gefühl, das von mir Besitz ergriffen hatte, mit jedem Augenblick stärker. Ich spürte die Leere der Stadt rings um uns herum noch immer, und das Gefühl war sogar heftiger geworden.

Und gleichzeitig fühlte ich mich beobachtet, ja, mehr noch – belauert. Die grauen blinden Scheiben rings um mich herum schienen mich anzustarren wie dämonische Augen. Mit einem Male fror ich.

Wir überquerten den Platz und betraten das Haus. Eine kleine, nur halb erleuchtete Diele nahm uns auf.

Several deutete mit einer Kopfbewegung zur Treppe. »Ich bringe Jennifer in ihr Zimmer«, sagte sie. »Warten Sie hier, Robert.«

Ich sah erst sie an, dann das reglose Mädchen in ihren Armen, aber ich versuchte nicht noch einmal, ihr meine Hilfe anzubieten, sondern wartete reglos, bis sie gegangen war, dann überquerte ich die Diele und trat in den daran anschließenden Wohnraum.

Er war groß, und durch ein nur angelehntes Fenster auf der Südseite strömten frische Luft und Licht herein. Die Einrichtung war sehr sparsam, aber mit großer Liebe ausgewählt, und vor der gegenüberliegenden Wand thronte ein gewaltiger offener Kamin, der selbst jetzt, als kein Feuer darin brannte, noch eine spürbare Behaglichkeit verbreitete.

Wenigstens hätte er es getan – hätte nicht der Tote davor gelegen.

Der Anblick traf mich wie ein Hieb.

Es war weiß Gott nicht der erste Tote, den ich in meinem Leben sah. Er war nicht einmal auf besonders grausame Weise getötet worden oder gar verstümmelt, sondern lag, mit dem Gesicht nach unten und die Hände in den Teppich gekrallt vor dem Kamin, als würde er schlafen.

Trotzdem stand ich wie vor den Kopf geschlagen da und blickte auf den Leichnam hinunter. Den Leichnam von Severals Mann, den sie mit eigenen Händen umgebracht hatte. Ich hatte es gewußt. Several hatte mir alles erzählt. Aber etwas in mir hatte sich geweigert, ihr auch nur zuzuhören.

Erst als ich die Schritte hinter mir hörte und die Tür ins Schloß fiel, wurde ich mir der Tatsache bewußt, daß ich minutenlang wie versteinert dagestanden und den Toten angestarrt haben mußte. Selbst jetzt fiel es mir noch schwer, mich herumzudrehen und Several anzusehen.

Meine Gefühle müssen ziemlich deutlich auf meinem Gesicht abzulesen gewesen sein, denn Severals Blick verhärtete sich.

Dann fragte sie: »Sind Sie hungrig, Robert?«

Hungrig? Ihre Frage traf mich beinahe noch härter als der Anblick des Toten. Diese Frau stand vor dem Leichnam ihres Mannes und fragte mich, ob ich hungrig sei!

»Ich... nein«, sagte ich stockend. »Danke.«

Several nickte, ging an mir vorbei und blieb vor dem Fenster stehen. Ihr Gesicht spiegelte sich als verzerrter heller Fleck auf dem Glas. Aber ich erkannte trotzdem, daß es völlig ausdruckslos war. Wie Stein.

»Wie... geht es Jennifer?« fragte ich, weniger aus wirklichem Interesse als mehr, um das quälend werdende Schweigen zu durchbrechen.

»Sie schläft«, antwortete Several. Ihre Stimme klang flach und ausdruckslos. Aber es war etwas darin, das mich schauern ließ.

»Sie wird sterben, Robert«, sagte sie plötzlich.

»Unsinn«, widersprach ich. »Sie ist krank, aber sie wird wieder gesund werden, Several. Es gibt Ärzte, die...«

»Sie wird sterben«, unterbrach mich Several. »Ich weiß es. Und es ist gut so.«

Ich starrte sie an. »Was... was haben Sie gesagt?«

»Es ist gut so«, wiederholte Several. Noch immer war ihre Stimme ausdruckslos, und als sie sich herumdrehte und mich wieder ansah, war ihr Gesicht zu einer Maske erstarrt. »Dieses Mädchen dort oben im Zimmer ist nicht mehr meine Tochter«, fuhr sie fort. »Sie sieht so aus wie sie, und sie spricht mit ihrer Stimme, aber sie ist nicht mehr Jennifer. Ich weiß nicht, was diese Teufel mit ihr gemacht haben oder wie sie es getan haben oder warum, aber sie ist nicht mehr Jennifer.«

Ich wollte widersprechen, aber dann senkte ich nur betreten den Blick.

Vielleicht hatte sie recht. Ich hatte Jennifer aus Dagon's Palast befreit, fünfhundert Yards unter der Wasseroberfläche. Sie hatte Wasser geatmet! Was Dagon mit ihr getan hatte, überstieg vielleicht die menschliche Vorstellungskraft – aber es konnte sein, daß sie schon viel mehr zu seiner Art gehörte als zu unserer.

»Was werden Sie tun?« fragte Several. Ihr Blick schien geradewegs durch mich hindurch zu gehen.

»Sie wissen, was ich tun muß«, sagte ich. »Dort oben in diesem Gut werden Menschenopfer vollzogen. Ich werde diesen Wahnsinnigen das Handwerk legen, das verspreche ich.«

Aber das war es nicht, was sie meinte, und ich verstand es.

»Sie werden die Behörden verständigen«, sagte sie. »Von dem Mord, den ich begangen habe.«

Ich wich ihrem Blick aus, als ich antwortete. »Ich fürchte, ich muß es tun«, murmelte ich. »Aber keine Sorge – man wird Verständnis dafür haben, was Sie getan haben. Die Richter werden milde sein.«

Das war gelogen, und wir wußten es beide. Die englische Gerichtsbarkeit verzeiht keinen Mord, ganz gleich, aus welchen

Motiven er geschehen ist. Die einzige Milde, die Several vielleicht erfahren konnte, war die, den Rest ihres Lebens in einem Irrenhaus zu verbringen, statt gehenkt zu werden. Ich wußte nicht, was schlimmer war.

Aber ich sprach nichts davon aus, sondern wechselte mein Gepäck von der rechten Schulter auf die linke, nickte ihr noch einmal zum Abschied zu und machte mich auf den Weg zur Küste, wo das Boot warten würde, das mich zur NAUTILUS zurückbrachte. Der Wind frischte auf, als ich die Stadt verließ, und mit einem Male war mir kalt.

Sehr kalt.